Deutsche

National-Litteratur

Deutsche National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

von

Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch, Prof. Dr. R. Bechstein, Prof. Dr. O. Behaghel, Prof. Dr. Birlinger, Prof. Dr. H. Blümner, Dr. F. Bobertag, Dr. R. Boxberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crüger, Prof. Dr. H. Düntzer, Prof. Dr. A. Frey, L. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger, Dr. R. Hamel, Dr. E. Henrici Dr. M. Koch, Prof. Dr. H. Lambel, Dr. R. Frhr. v. Liliencron, Dr. G. Milchsack, Prof. Dr. J. Minor, Dr. F. Muncker, Dr. P. Nerrlich, Dr. H. Oesterley, Prof. Dr. H. Palm, Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle, Dr. Adolf Rosenberg, Dr. A. Sauer, Prof. Dr. K. J. Schröer, R. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. F. Vetter, Dr. C. Wendeler, Dr. Th. Zolling u. a.

herausgegeben

von

Joseph Kürschner

145. Band

Tieck und Wackenroder

Berlin und Stuttgart,

Verlag von W. Spemann

Tieck und Wackenroder

Herausgegeben

von

Prof. Dr. Jak. Minor

Berlin und Stuttgart,
Verlag von W. Spemann

[1885]

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Einleitung.

Aus einer angesehenen Berliner Beamtenfamilie stammend (sein Vater war geheimer Kriegsrat und Justizminister, ein Mann von Fridericianischem Geiste und der älteste Freund Ramlers, dem dieser aber umsonst eine reiche dichterische Nachkommenschaft gewünscht hat) war Wilhelm Heinrich Wackenroder in demselben Jahre mit Tieck (1773) geboren und wurde zugleich mit ihm unter Gedickes Leitung am Friedrich-Werderschen Gymnasium herangebildet. Als der frühreife Tieck zu Ostern 1792 die Universität bezog, hielt der strenge Wille seines Vaters den jungen Wackenroder noch zum Privat- und Vorbereitungsunterrichte in Berlin zurück. An Stelle des persönlichen Verkehrs mußte nun der briefliche treten und die noch erhaltene Korrespondenz der Jugendfreunde gewährt uns den Einblick in ein Verhältnis von seltener Zartheit und Lieblichkeit. Wackenroder zeigt sich als eine weiche hingebende Natur, etwas timide, schüchtern und linkisch, bei einer zarten körperlichen Organisation ohne persönlichen Mut, gerade ihretwegen aber empfindlicher und empfänglicher für alle Eindrücke des Schönen, reizbar besonders für die Musik. Ungern, aber ohne Kraft des Widerspruches, opferte er diese seine Lieblingskunst, welche er so gern zu seinem Lebensberufe erwählt

hätte, dem Willen des Vaters gegen die Rechtsgelehrsamkeit auf, während sein weiches Herz vor dem kalten Beruf des Richters zurückbebte Keine eigentlich produktive Natur, bedarf er zur Produktion eines äußeren Anstoßes und am liebsten, wenn dieser Anstoß von seinem Freunde Tieck kommt. In seiner Art liegt die passive Hingabe an den Genuß der Kunst und besonders in der Musik scheint ihm die passive Aufnahme der wahre Genuß. So fein ist seine Organisation, daß er sogar die körperliche Wirkung der Musik auf seine reizbaren Nerven zu fühlen glaubt. Gemütstief und ahnungsvoll tritt er überall dort, wo Witz und Scharfsinn verlangt werden, freiwillig zurück. Künstlich steigert er seine Empfindung wohl auch mitunter zu einer, im aufklärerischen Berlin freilich in der Luft gelegenen Empfindelei, zu Überschwänglichkeit und Schwärmerei, während sich auf der anderen Seite der Geist und Einfluß seines nüchternen Vaters in seiner pünktlichen Geschäftsordnung und unverletzbaren Zeiteinteilung geltend macht. Wenn er sich auch wohl einmal nach einer Aufführung von Kabale und Liebe in die ungestüme Heftigkeit Ferdinands denken und an seinem Platze nicht anders gehandelt zu haben meinen kann, so sind doch weder im Leben noch in der Poesie die erhabenen großen Gefühle seine Sache. Von Frauenliebe ist in seinem Leben nicht die Rede; der Freundschaft aber ist er in hohem Maße fähig und bedürftig – er bedarf nur e i n e s Freundes, der aber sein ganzes Herz ausfüllen soll. An diesen Freund schließt er sich denn auch mit frauenhafter Zärtlichkeit an: er geht in Tieck auf, indem er sich ihm freiwillig unterordnet. Wenn er Glied in der Kette sein kann, welche Tieck an die Welt fesselt, glaubt er seine Bestimmung erfüllt zu haben. Tiecks Freundschaft ist sein größter Stolz, seine höchste Freude; Tiecks Worte sind ihm Orakel; Tieck will er alles, was er ist, zu verdanken haben. Sein Enthusiasmus verschönert und veredelt unaufhörlich an dem Bilde, das er von seinem Freunde in dem Herzen trägt, er malt sich ihn zum Ideal aus. Zwingt ihn Tieck ja einmal durch seine Schwachheit und Selbstquälerei zu Vorwürfen, so fügt er, noch ehe sie ausgesprochen sind, in Parenthese eine begütigende Entschuldigung hinzu. Fast eifersüchtig wacht er über die schriftstellerischen Talente seines Freundes; aufrichtig und begeistert im Lobe, schonend und wahr im Tadel, warnend wo die Gefahr allerdings am nächsten lag: vor Vielschreiberei und Flüchtigkeit der Produktion. Wie er überhaupt mit den Jahren und durch Tiecks Einfluß an Selbständigkeit gewinnt, so nimmt auch in dieser Hinsicht sein Urteil später an Entschiedenheit zu.

Umgekehrt spricht Tieck in seinen Briefen überall als der Gereiftere, als der Akademiker, der sich dem Primaner gegenüber fühlt; als der belehrende Freund. Er ist auch der mehr Beschäftigte und darum in der Korrespondenz weniger eifrig: er verlangt Briefe, schreibt aber (zwar nicht weniger umfangreich, aber) seltener. Er sucht den Enthusiasmus Wackenroders für seine Person einzudämmen, er fürchtet die auf ihn

folgende Enttäuschung, er reduziert die Überschätzung auf das richtige Maß. Er warnt Wackenroder vor den „kleinen Empfindungen", d. h. der Empfindelei. Für ihn ist mehr das Erhabene, wie für Wackenroder das Rührende. Mit Vorliebe und nicht ohne eine gewisse Prahlsucht zeigt er sich als den in Leiden Erfahrenen, den Mitleidsbedürftigen, der die Schrecken eines Abdallah, Franz Moor, Guido u. a. in seinem Inneren durchgelebt hat. Und wie Tieck in den romantischen, fast wörtlich mit dem Abdallah übereinstimmenden Schilderungen seiner Qualen, so übertreibt Wackenroders Zärtlichkeit die Besorgnis. Aber auch Tiecks Empfindung für den Freund ist heiß genug, daß er ohne denselben nicht leben zu können meint. Auch Tieck wetteifert mit Wackenroder, ihm das Höchste und Beste zu verdanken: seine Heilung von der Schwermut, eine Verfeinerung und Veredlung seiner Gefühle. Das trifft wohl auch im ganzen die Wahrheit. Wackenroder wird, wie gesagt, in dem kurzen Briefwechsel sichtlich selbständiger; sicherer und energischer nicht nur in seinen Empfindungen, sondern auch in seinen Urteilen, die vordem leicht aus einem Extrem ins andere fielen. Tiecks frühreifes, etwas vorlautes Wesen wurde umgekehrt durch Wackenroders Sanftmut gemildert, wenn auch in den Briefen davon weniger die Rede ist als von dem Trost, den Wackenroder der Schwermut seines Freundes spendete. Und wie Tiecks Jugend überhaupt durch die Übertragung der Dichtung in das Leben charakterisiert wird, so fehlt auch hier nicht ganz die Künstelei: Posa und Carlos, Rafael und Julius in Schillers eben erschienenen philosophischen Briefen sind die Vorbilder, denen man nachlebt und nachliebt.

Nur auf einige Tage konnte Wackenroder seinen Tieck in Halle besuchen und mit ihm in Gemeinschaft eine Reise nach Leipzig und Wörlitz unternehmen. Dauernd zusammengeführt wurden die Freunde erst zu Ostern 1793, als auch Wackenroder die Universität bezog. Damals war mit den fränkischen Fürstentümern Ansbach und Baireuth auch die Universität Erlangen an Preußen gefallen und es war für den Sohn eines pflichttreuen Staatsbeamten unumgänglich, dort zur Hebung des Kollegienbesuches beizutragen. Tieck anderseits war sein eigener Herr und zog seinem Freunde zu Liebe gleichfalls nach Franken. Mehr als in den Hörsälen, welche Wackenroder indessen mit gewohnter Pünktlichkeit besuchte, erhielten die Freunde hier unter Gottes freiem Himmel und auf Reisen ihre Anregungen. Auf ihre Wanderungen in der fränkischen Landschaft, welche sich bis ins Fichtelgebirge erstreckten, kommt Tieck noch in dem Phantasus und in seinen letzten Novellen unermüdlich zurück. In Nürnberg erschloß sich ihrem begeisterten Sinne zum erstenmal der Zauber des altdeutschen Kunstlebens und mit dem Namen Albrecht Dürers verband sich der des Hans Sachs. Noch im Jahre 1828 gedachte Sulpiz Boisserée auf der Reise zum Dürerfeste in der Dunkelheit und Stille der Nürnberger Straßen mit Ehrfurcht der Zeit, in welcher Wackenroder und Tieck zuerst wieder das Andenken des alten Künstlers erweckt hätten.

In Bamberg traten die ersten und mächtigen Eindrücke hinzu, welche die Söhne eines protestantischen Landes von dem katholischen Gottesdienste erfuhren und die sich nach und nach in ihren Gedanken mit der altdeutschen Kunstwelt zu verbinden begannen. In Göttingen, wo sie den Winter 1793/94 studierten, nahm Wackenroder nach solchen Anregungen die altdeutschen Studien mit größerem Eifer auf, als er sie bei Koch in Berlin begonnen hatte. Auch Tieck, der anfänglich recht als Sohn der aufgeklärten Zeit vor Geschmacksverderbnis gewarnt hatte, hatte jetzt keine Einwendungen mehr zu machen, wenn sich sein Freund in die Dichter der sog. Manesseschen Sammlung, in die Müllerschen Sammlungen der alten Heldengedichte oder endlich in den traulichen Hans Sachs vertiefte, an dessen Grabe sie in Nürnberg gestanden hatten. Wackenroder durfte seinem Berliner Lehrer, der damals eben an seinem bekannten Kompendium der deutschen Litteraturgeschichte arbeitete, Notizen über die in der Bibliothek zu Göttingen befindlichen altdeutschen Manuskripte liefern. Solchen Studien machte die Rückkehr in die Vaterstadt, welche die beiden Freunde im Sommer 1794 über Braunschweig und Hamburg nahmen, ein unerfreuliches Ende und die Beschäftigung in einem ungeliebten Berufe sollte an ihre Stelle treten. Nur nebenbei durfte Wackenroder sich der Musik widmen, welche er so gern zum Lebensberuf erwählt hätte: er dilettierte hier, er dilettierte in der Malerei und Dichtung. Es brauchte in der letzteren längere Zeit, ehe Wackenroder seinen eigenen Ton fand: mit seinen Nachahmungen der Schillerschen Jugendlyrik und einem fast ins Burleske auslaufenden Schicksalsdrama hatte er vor seinem Freunde wenig Ehre aufgehoben und sich in den Straußfederngeschichten sogar den gutmütigen Spott Tiecks gefallen lassen müssen, der seinen Freund ebenso wenig als sich selbst schonte. Dadurch eingeschüchtert, wagte er sich mit den Aufzeichnungen, welche er aus seinen Gesprächen mit Tieck über die Kunst angelegt hatte, lange nicht hervor. Es war die Art der Freunde, sich über jeden Punkt, in dem ihre Meinungen differenzierten, einmal zu verständigen, ihre gegenseitigen Meinungen mit einander zu mischen und in eine Masse zu kneten, die künftig als Eigentum beider gelten konnte. Das war auch bei diesen Aufzeichnungen der Fall, zu welchen die gemeinsamen Reisen der beiden Freunde in Franken die erste Veranlassung gaben. Erst auf einer späteren Reise nach Dresden (Sommer 1796), wo sich die Bewunderung der großen Maler der italienischen Renaissance zu jener der altdeutschen Künstler gesellte und diesem Gedanken neue Nahrung gab, hatte Wackenroder den Mut, seine Versuche vorzuzeigen und überraschte seinen Freund durch ihren Inhalt. Tieck, als der geübtere Schriftsteller, nahm sich der Überarbeitung dieser Skizzen an und empfahl sie auf der Weiterreise an Reichardt, der nicht nur eine derselben, das „Ehrengedächtnis Dürers", in sein Journal „Deutschland" aufnahm, sondern auch für die Einkleidung und Fortsetzung der folgenden von Einfluß wurde. Denn weil eine solche Kunstbegeisterung

zu diesen Zeiten in der Welt unmöglich sei, riet er, die Aufzeichnungen einem Mönche zuzuschreiben, wobei den Freunden der Gedanke an die fromme Einfalt des Lessingschen Klosterbruders nahe lag. So erschienen, durch eine Vorrede und einige kleinere Aufsätze ähnlicher Art von Tieck vermehrt, 1797 im Verlag des Berliner Buchhändlers Unger die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“. Mehr noch als die Gedanken des Klosterbruders waren die dem Musikus Josef Berglinger zugeschriebenen Ideen Wackenroders Eigentum. Sie waren hervorgegangen aus dem Widerspruche zwischen seiner amtlichen Thätigkeit und seiner immer zunehmenden Neigung zum Künstlerberufe; ein Zwiespalt, der ihn innerlich verzehrte und gewiß auch zu seinem frühen Tode beigetragen hat. Er starb den 13. Februar 1798 am Nervenfieber. Aus seinem Nachlasse gab Tieck unter Hinzufügung eines überwiegenden Kontingentes eigener Aufsätze die „Phantasieen über die Kunst, für Freunde der Kunst“ (Hamburg, bei Friedrich Perthes 1799) heraus. Den ursprünglich in demselben Stile wie die beiden genannten Schriften und gleichfalls im Verein mit Wackenroder geplanten „Sternbald“ führte er, wie in der Einleitung zu Band 144 der Deut. Nat.-Litt., 1. Abteilung S. XII gezeigt worden ist, nach anderen Ideen aus.

Der Inhalt der „Herzensergießungen“ ist nicht, wie man vielleicht glauben wird, ein theoretischer. Es sind vielmehr Künstlergeschichten aus der Zeit des wiedererwachenden Kunstenthusiasmus, der italienischen und deutschen Renaissance, unter verschiedener Einkleidung größtenteils dem Vasari nacherzählt. Der Ausblick auf die Gegenwart, der Gegensatz zwischen jener schönen Zeit und dem kunstlosen traurigen Heute, verrät sich allenthalben durch verstohlene Seufzer. Dabei unterscheidet sich Tiecks Vortrag freilich auffällig von dem seines Freundes: Wackenroder leiht seinem Gegenstande einfach seine kindliche leutselige treuherzige, mitunter auch wohl linkische Sprache, der Gegenstand redet durch ihn wie der Allmächtige die Lippen des Andächtigen bewegt. In dieser Art kann Tieck nicht gegen ihn aufkommen: er redet weltlicher und kann die kindliche Andacht seines Freundes höchstens affektieren; er ergreift nicht als Klosterbruder, sondern im Namen verliebter Künstler das Wort, er bringt die Schilderungen erregter Seelenzustände und romantischer Naturbilder mit herein, welche in seinen weltlichen Schildereien eine so große Rolle spielten. Was die in diese kleineren Erzählungen hineingearbeiteten Kunstansichten betrifft, so tritt die Übereinstimmung mit dem Sturm und Drang, besonders mit den Blättern von deutscher Art und Kunst, auf den ersten Blick hervor. Mit Herder und Goethe wollen Wackenroder und Tieck der altdeutschen Kunst, jene der altdeutschen Baukunst — diese der altdeutschen Malerei, zu ihrem Rechte verhelfen. Wie Herder der gotischen Kirche ihre eigentümliche Schönheit neben dem griechischen Tempel zuerkannt hatte, so verlangt auch Wackenroder, daß man sich jedem Künstler hingebe, die Dinge der Natur mit seinen Organen sehen lerne und sich

in jedes fremdes Wesen hineinfühle. Aber freilich: während bei Goethe und Herder das emergierende Deutschtum alles andere in den Hintergrund drängt, bewahrt sich Wackenroder auch für die italienische Kunst einen freien Sinn, und wo nach der Schönheit die Frage ist, kann er nicht umhin dem göttlichen Rafael vor dem geliebten Albrecht Dürer den Vorzug zu geben. Die Frage nach dem Wesen der „Begeisterung", welche als der eigentliche Urgrund aller Kunst erscheint, bleibt am Schlusse ebenso ungelöst wie am Anfange: der Kunstgeist läßt sich des geheimnisvollen Schleiers nicht berauben. Wie Hamann am Anfange der Geniezeit verbinden Wackenroder-Tieck am Anfange der Romantik die beiden Begriffe von Glauben und Genius: der eine ist so undefinierbar und rätselhaft wie der andere. Das Göttliche im Leben und in der Kunst muß man erst glauben, dann verstehen; ja das, was man so gemeiniglich verstehen nennt, ist hier überhaupt überflüssig. Die Begriffe von Kunst und Religion zerrinnen auf diesem Wege in einander. Die Kunst, deren stehende Beiwörter in den Herzensergießungen „heilig" und „göttlich" sind, wird zur Religion; die Kunstbetrachtung zur Andacht. An dieser Grenze hält Wackenroder still, dessen hingebende Kunstandacht uns mit derselben Rührung erfüllt, mit welcher wir nur immer wahre Frömmigkeit zu betrachten pflegen. Sache seines romantischen Genossen war es, diesen keuschen Kunstglauben bis in die Verzerrung zu treiben. Schon im Sternbald kehrt Tieck die Sache um und bezeichnet die Andacht umgekehrt als den höchsten und reinsten Kunstgenuß, dessen unsere menschliche Seele nur in ihren schönsten und erhabensten Stunden fähig ist; und bald darauf durfte und mußte man im Jenenser Kreise der Romantiker alles, selbst das Gewöhnlichste, bis zur Religion treiben. Hatte Wackenroder übereinstimmend mit Hamann gegen den Systemglauben, gegen die Intoleranz des Verstandes, welche schlechter sei als die des Gefühls, im Hinblick auf die Nicolaiten des Tages geeifert und sich freilich selbst schon zu dem Satze verstiegen, daß Aberglaube besser als Systemglaube sei: so stimmte Friedrich Schlegel bald darauf ein wahres Loblied auf die Unverständlichkeit, die Feindin des gesunden Menschenverstandes, an. Und was von den weitreichendsten Konsequenzen war: wenn Wackenroder den Gegenständen der Kunst dieselbe Anbetung und Verehrung wie den Heiligen der Kirche zollte, so verriet Tieck noch in den Herzensergießungen selbst die geheimen Pfade, welche die folgende Romantik ging, indem er seinen altdeutschen Maler in Rom zum Katholicismus übertreten und seinen Abfall mit den Worten entschuldigen läßt: „Kannst Du ein hohes Bild recht verstehen und mit heiliger Andacht es betrachten, ohne in diesem Momente die Darstellung zu glauben? und was ist es denn nun mehr, wenn diese Poesie der göttlichen Kunst bei mir länger wirkt?"

In den Herzensergießungen war auch bereits der Tonkünstler Joseph Berglinger eingeführt worden, unter dessen Maske Wackenroder seinen

eigenen Lebensgang darstellte. Auch die innere Tragik in demselben bricht erschütternd in der Klage Berglingers hervor, daß er vielleicht mehr die Kunst zu genießen als auszuüben berufen sei. Einen viel größeren Raum nehmen die ihm zugeschriebenen Aufsätze in den „Phantasieen" ein. Hier ist der Anteil Tiecks ein bedeutenderer, fast überwiegender; hier zeigt sich in den Schlagworten bereits Einfluß Jakob Böhmes oder Schellingscher Naturphilosophie; hier tritt endlich mit der Figur Berglingers die Musik vor der Malerei in den Vordergrund. Wackenroders Aufsätze zeugen von seiner zu größerer Selbständigkeit und Sicherheit fortschreitenden Entwicklung, wie wir sie oben kennen gelernt haben. Er tritt kühner hervor, gefällt sich darin einmal dreist zu reden, und versteigt sich zu Paradoxen wie „frevelhafte Unschuld", welche wenigstens äußerlich an Friedrich Schlegel erinnern. Was Tiecks Dichtung praktisch ins Werk setzte, die Vereinigung der Grenzen von Dichtkunst, Malerei und Musik, das geschieht hier in der Theorie. Töne sind Worte und Farben sind Töne. Die Musik wird von Wackenroder die reichere Sprache genannt, welche die Worte verachtet. Die Schilderung der verschiedenen Arten der Kirchenmusik oder Tanzmusik ist in der That nur eine Umsetzung der Musik in Worte, ein Gegenstück zu Tiecks romantischer Dichtung, worin gleichfalls die Musik selbst das Wort ergreift. Tieck sagt uns nach Wackenroder hier nichts Neues; er hat vor dem Freunde aber die poetische Form voraus und faßt ihre Gedanken in den nachmals berühmten Versen zusammen, welche die Romantiker unermüdlich glossierten:

„Liebe denkt in süßen Tönen,
Denn Gedanken stehn zu fern;
Nur in Tönen mag sie gern
Alles, was sie will, verschönen.
Drum ist ewig uns zugegen,
Wenn Musik mit Klängen spricht,
Ihr die Sprache nicht gebricht,
Holde Lieb' auf allen Wegen,
Liebe kann sich nicht bewegen,
Leihet sie den Othem nicht."

Wir geben im folgenden die zweite der eben besprochenen Schriften nach dem ersten Drucke, weil uns daran gelegen ist, auch Tiecks Anteil gehörig hervor treten zu lassen. Über Wackenroders Leben giebt Tieck selbst in der neuen veränderten Auflage der „Phantasieen über die Kunst von einem kunstliebenden Klosterbruder" (Berlin 1814, in der Realschulbuchhandlung), welche Wackenroders alleinigen Anteil enthält, und die Biographie Tiecks von Köpke (Leipzig 1855, 2 Bde.) im ersten Bande

auf Seite 70 f. 76. 218 ff. und im zweiten auf Seite 267 f. 269. 270 ff. die wünschenswerten Auskünfte. Eine ausgezeichnete Besprechung der Schriften des Klosterbruders findet man in Hayms „romantischer Schule" und in Diltheys Leben Schleiermachers (I, 280 f.). Die Briefe Wackenroders an Tieck sind bei Holtei, Briefe an Ludwig Tieck IV. Bd. S. 169 ff.; Tiecks Antworten in den dreihundert Briefen aus zwei Jahrhunderten, herausgegeben von Holtei IV. Teil S. 27 ff. gedruckt.

J. Minor.

Phantasieen über die Kunst,

für

Freunde der Kunst.

Herausgegeben

von

Ludwig Tieck.

Hamburg,
bei Friedrich Perthes.
1799.

Ich übergebe teils mit Zutrauen, teils mit Ängstlichkeit diese Blätter dem Publikum. Ein Teil dieser Aufsätze ist ein Vermächtnis meines verstorbenen Freundes W. H. Wackenroder, wovon er die letztern erst kurz vor seiner Krankheit ausgearbeitet und mir mitgeteilt hat, sie sollten eine Fortsetzung des Buchs: „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ sein, darum trifft der Leser hier den Namen Joseph Berglinger, sowie im ganzen den Ton jenes Buches wieder an. Für die Aufsätze über die Musik hatte mein Freund eine besondere Vorliebe, und er wünschte immer recht sehr, mit der ihm eigentümlichen schönen Lebhaftigkeit, sie gedruckt zu sehn. Ich kann erst jetzt seinen Wunsch erfüllen, und der Leser wird mir für die Mitteilung dieser Aufsätze danken, in denen man eine noch kühnere Vorstellungsart und eine ausgearbeitetere Sprache antreffen wird. Sein Stil ist in diesen Aufsätzen gedrungener und kräftiger, in seinen Bildern muß man oft das Seltsame, Kühne und Wahre bewundern, und jeder fühlende Leser wird mit mir die schöne Hoffnung beklagen, die die deutsche Litteratur durch seinen frühen Tod verloren hat.

Mit vieler Schüchternheit habe ich die Blätter hinzugefügt, die von meiner Hand sind. Alle diese Vorstellungen sind in Gesprächen mit meinem Freunde entstanden, und wir hatten beschlossen, aus den einzelnen Aufsätzen gewissermaßen ein Ganzes zu bilden; — aber da ich nunmehr bei der Ausarbeitung selbst seinen Rat und seinen Beistand vermißt habe, so hat mir auch der Mut gefehlt, der mich in seiner Gesellschaft beseelt haben würde.

6. Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders, siehe die Einleitung.

Von Wackenroder ist in der ersten Abteilung die erste und fünfte Nummer geschrieben, unter Berglingers Aufsätzen gehören mir die vier letzten an. Einen unvollendeten Aufsatz meines Freundes über Rubens habe ich zurückgelassen, sowie eine Cantate, mit der er selber unzufrieden war.

— Von jeher war es sein Wunsch, für die Kunst leben zu können, seine schönste Hoffnung war, einst unter den Künstlern genannt zu werden; wenn ihm auch das letztere versagt wird, so wird ihn doch gewiß niemand, der ihn kannte, nur einigen Sinn für seine edle und liebenswürdige Originalität hatte, und der seine innige Liebe für alle Kunst achtete, jemals vergessen können.

---

3. die vier letzten. Im Jahre 1814 hat Tieck unter dem Titel „Phantasieen über die Kunst, von einem kunstliebenden Klosterbruder" (neue veränderte Auflage) die Beiträge Wackenroders zu den „Herzensergießungen" und den „Phantasieen" gesammelt. Seine Auswahl stimmt bis auf eine Nummer (s. unten S. 75) mit den obigen Angaben überein.

Erster Abschnitt.

1. Schilderung, wie die alten deutschen Künstler gelebt haben; wobei zu Exempeln angeführt werden Albrecht Dürer, nebst seinem Vater Albrecht Dürer dem Alten.

Es ist eine schöne Sache, einen längst verstorbenen Künstler aus seinen hinterbliebenen Werken sich im Geiste neu zu erschaffen, und aus allen den verschiedenen leuchtenden Strahlen den Brennpunkt zu finden, wohin sie zurückführen, oder vielmehr den himmlischen Stern, von welchem sie ausgingen. Dann haben wir die Weltseele aller seiner Schöpfungen vor uns, — ein Gedicht unserer Einbildungskraft, wovon das wirkliche Leben des Mannes völlig ausgeschieden ist.

Noch fast schöner ist es aber, wenn wir in Gedanken dieses schimmernde Geisterwesen mit Fleisch und Bein bekleiden, — wenn wir ihn uns als einen unsersgleichen, als unsern Freund und Bruder vorstellen können, und wie auch er ein Glied der großen Menschenkette war, an äußerer Beschaffenheit allen seinen geringeren Brüdern ähnlich. Dann ist uns der Gedanke gegenwärtig, wie doch auch diese schönste Menschenseele zuerst aus dem Ei der albernen Kindheit hervorgehen mußte, — wie Vater und Mutter ein Kind zur Welt gebracht, ohne ein Wort von seinem künftigen hohen Geiste zu wissen. Wir denken uns den herrlichen Künstler in allen Scenen des Lebens: wir sehen ihn als Jüngling, wie er den alten Vater verehrt und liebt, — als Mann, wie er mit Bruder, Schwester und Verwandten Freundschaft hält, wie er ein Weib nimmt und selbst Vater wird, — kurz, wie auch er von

2 ff. Von Wackenroder. Vgl. die Einleitung oben S. 4 und die Ausgabe der Phantasieen von 1814, S. 123 ff.

der Geburt bis zum Tode alle die Schicksale erfährt, welche dem Menschengeschlechte eigen sind.

Besonders rührend, erquickend und lehrreich wird mir nun diese Betrachtung, wenn ein solcher Künstler, obwohl er einen außerordentlichen Geist und seltene Geschicklichkeit besaß, dennoch sein Leben, als ein ganz schlichter und einfältiger Mann, auf diejenige Art durchführte, die in den vorigen Jahrhunderten bei unsern deutschen Vorfahren allgemein üblich war, und die ich hier, weil sie meinem Herzen so inniglich wohlgefällt, mit wenigem schildern will.

In vorigen Zeiten war es nämlich Sitte, das Leben als ein schönes Handwerk oder Gewerbe zu betrachten, zu welchem sich alle Menschen bekennen. Gott ward für den Werkmeister angesehen, die Taufe für den Lehrbrief, unser Wallen auf Erden für die Wanderschaft. Die Religion aber war den Menschen das schöne Erklärungsbuch, wodurch sie das Leben erst recht verstehen, und einsehen lernten, wozu es da sei, und nach welchen Gesetzen und Regeln sie die Arbeit des Lebens am leichtesten und sichersten vollführen könnten. Ohne Religion schien das Leben ihnen nur ein wildes, wüstes Spiel, — ein Hin- und Herschießen mit Weberspulen, woraus kein Gewebe wird. Die Religion war bei allen großen und geringen Vorfällen beständig ihr Stab und ihre Stütze; sie legte ihnen in jede sonst geringgeachtete Begebenheit einen tiefen Sinn; sie war ihnen eine Wundertinktur, worin sie alle Dinge der Welt auflösen konnten; sie verbreitete ihnen ein mildes, gleichförmiges, harmonisches Licht über alle verworrenen Schicksale ihres Daseins, — ein Geschenk, welches wohl das kostbarste für sterbliche Wesen genannt werden mag. Ihr sanfter Firnis brach der grellen Farbe wilder Ausgelassenheit die scharfe Spitze ab, — aber er warf auch über die trockne schwarze Erdfarbe des Unglücks einen glänzenden Schimmer. — — So führten die Menschen die Stunden ihres Lebens langsam und bedächtig, Schritt vor Schritt, und immer im Bewußtsein der guten Gegenwart, fort. Jeder Augenblick war ihnen wert und wichtig; sie trieben die Arbeit des Lebens treu und emsig, und hielten sie rein von Fehlern, weil sie es nicht über ihr Gewissen bringen konnten, ein so löbliches und ehrenvolles Gewerbe, das ihnen zu-

21. woraus kein Gewebe wird. Vgl. das ähnliche Bild in Goethes Faust, Scene des Mephistopheles mit dem Schüler, unsere Ausgabe Bd. 93, S. 79, Vers 1568 ff.

geteilt war, durch ruchlosen Leichtsinn zu schänden. Sie thaten das Rechte, nicht um eines Lohns willen, sondern bloß aus dem nie erlöschenden Gefühle der Dankbarkeit gegen denjenigen, welcher allein die Kunst verstanden, die ersten Fäden ihres Daseins an das unhaltbare Nichts anzuzetteln. — Am Ende, da der große Werkmeister sie von der Werkstatt rief, gaben sie, aufgelöst in heilige Gedanken, sich und ihr ganzes Tagewerk, mit fröhlicher Rührung, ihm in die Hände. Nun wurden die PERSONALIA des Verblichenen als eine kurze Chronik aufgesetzt, oder vor den weinenden Verwandten am Sarge ward eine Leichenrede gehalten, welche ursprünglich die Bedeutung eines Zeugnisses von der treu und redlich vollendeten Lebensarbeit hatte, und der Jugend zum Vorbilde diente. Der unbekannte Gott im Himmel aber wandte das vollendete Tagewerk alsdann zu seinem großen, geheimnisvollen Zwecke an: denn aus allen den Millionen von der Erde abscheidenden Leben baut er, jenseit jenes blauen Firmaments, eine neue, glänzendere Welt, näher um seinen Thron herum, wo jedes Gute seinen Platz finden wird. — —

So waren die Menschen in vorigen frommen Zeiten beschaffen. Warum muß ich sagen: sie w a r e n? Warum, — wenn ein sterbliches Wesen also fragen darf, — warum hast du die Welt entarten lassen, allgütiger Himmel?

Wehe den thörichten neuen Weisen, welche, aus innerer Armut und Krankheit des Geistes, die Menschenwelt als einen nichtswürdigen Insektenhaufen ansehen, und durch die Betrachtung der Kürze und Vergänglichkeit der tausend wimmelnden Leben auf dieser Erde zu einem trägen, mürrischen Trübsinn oder zu frecher Verzweiflung sich verleiten lassen, worin sie das höchste Ziel zu erschwingen glauben, wenn sie ihr Leben als eine leere Hülse mutwillig zu zerdrücken und zu zerquetschen streben. Wer so das Leben verachtet, der verachtet alle Tugend und Vollkommenheit, wovon der Mensch Begriff hat, und deren Schaubühne und Übungsplatz allein das Leben ist. — Ein großer Unterschied ist es, ob man sein Gewerbe selbst verachtet, oder ob man bescheiden seine Arbeit gering anschlägt, sein Gewerbe aber liebt, ja bloß zu eigner Freude zu treiben scheint. — Freilich sind wir nur Tropfen im Ocean; freilich tanzen wir alle, ein wimmelnder Reigen, nach kurzem Dasein dem Tode in die Arme: allein unser Geist übersteiget doch die engen Schranken, in ihm wohnen ja die unnenn-

baren, uns selber unbegreiflichen Kräfte, welche den Himmel und die ganze Erde, welche Zeit und Ewigkeit in den engen Raum zwischen Geburt und Grab zu verpflanzen fähig sind. — Unser Leben ist eine leichte Brücke, von einem dunkeln Lande zum andern hinübergeschlagen: so lange wir darauf gehen, sehen wir das ganze himmlische Firmament im Wasser sich spiegeln. —

In jenen Zeiten unsrer deutschen Vorfahren aber, — denn vorzüglich auf den stillen, ernsten Charakter unsrer vaterländischen Nation ist jene Schilderung gegründet, — als die Menschen bei aller Fröhlichkeit doch fromm, ernsthaft und langsam das Turmgebäude des Lebens aus aufeinandergesetzten Stunden und Tagen aufbauten: welche unter den damaligen Menschen können unsrer zurücksehenden Einbildungskraft wohl ein herrlicheres und werteres Bild darbieten, als die Künstler, die also lebten? Denn ihnen mußte ja ihre Kunst, — denn auch diese trieben sie nicht vornehm als Liebhaberei und um der Langenweile willen (wie jetzt zu geschehen pflegt), sondern mit emsigem Fleiße, wie ein Handwerk, — sie mußte ihnen, ohne daß sie es selber wußten, ein geheimnisvolles Sinnbild ihres Lebens sein. Ja, beides, ihre Kunst und ihr Leben, war bei ihnen in ein Werk eines Gusses zusammengeschmolzen, und in dieser innigen, stärkenden Vereinigung ging ihr Dasein einen desto festeren und sicherern Gang durch die flüchtige umgebende Welt hindurch. In ruhiger, bescheidener Stille, ohne viel scharfsinnige Worte, malten oder bildeten sie ihre Menschenfiguren, und gaben ihnen treulich dieselbe Natur, die das geheimnisvoll-wunderbare lebendige Original ihnen zeigte: und ebenso bildeten sie ihr Leben ganz folgsam nach den vortrefflichen Himmelslehren der Religion. Sie dachten aber keineswegs an spitzfindige Fragen, warum der Menschenkörper gerade so und nicht anders gestaltet sei, oder zu welchem Zwecke sie ihn nachahmten, und ebenso wenig konnte es ihnen einfallen, nach dem Grunde zu fragen, warum die Religion da sei, oder nach der Bestimmung, wozu sie selber geschaffen wären. Nirgends fanden sie Zweifel und Rätsel; sie verrichteten ihre Handlungen, wie sie ihnen natürlich und notwendig schienen, und fügten ihre Lebenszeit ganz unbefangen aus lauter richtigen, regelrechten Handlungen zusammen, ebenso wie sie an ihren gemalten Figuren die gehörigen Knochen und Muskeln, woraus der menschliche Körper nun einmal gebaut ist, aneinandersetzten.

Es ist mir eine große Herzensfreude, wenn ich diese treuen Arbeiter, in der Kunst wie im Leben, welche die deutsche Vorzeit, und vor allem jenes fruchtbare sechzehnte Jahrhundert, hervorgebracht hat, mit gesammelten Gedanken betrachte. Um aber ein paar Exempel anzuführen, so will ich meine vorige allgemeine Abschilderung durch etliche ganz einzelne Züge aus der Geschichte meines lieben Albrecht Dürers, und seines Vaters, welcher der Goldschmied Albrecht Dürer der Alte ist, erläutern. Denn wenngleich diese kleinen Züge an sich unbedeutend scheinen möchten, so denke ich doch, daß man nach dem voraus von mir entworfenen, vielsagenden Gemälde den richtigen Sinn derselben und ihre wahre Bedeutung besser verstehen wird.

In dem Werke des edlen Joachim von Sandrart (in welchem derselbe mit lobenswürdigem Eifer gern das ganze Gebiet der Kunst mit beiden Händen umfassen wollen) finden wir in dem Leben Albrecht Dürers einen kleinen Aufsatz von diesem Künstler selbst eingerückt, worin er, ihm selber und seinen Nachkommen zum Angedenken, einige Nachrichten von seinem Leben und von seiner Familie, mit wenigen aber treuen und frommen Worten, aufgezeichnet hat. Es war damals nicht ungewöhnlich, seinem vollbrachten Lebenslaufe durch genaue Aufzeichnung wieder nachzudenken und ihn zu prüfen; und niemals sonderte man sich in solcher Beschreibung von allen übrigen Menschen ab, vielmehr betrachtete man sich immer nur als ein Mitglied und Mitbruder des großen Menschengeschlechts, indem man sein ganzes Geschlechtsregister durchführte, und sich bescheiden seinen gehörigen Platz auf irgend einem Nebenzweige des alten ehrwürdigen Stammbaums anwies, nicht aber sich allein zum Hauptstamme der Welt machte. Die lieblich-verschlungene Kette der Verwandtschaft war ein heiliges Band: mehrere Blutsfreunde machten gleichsam ein einziges, geteiltes Leben aus, und ein jeglicher fühlte sich desto reicher an Lebenskraft, in je mehr andern Herzen das gleiche urväterliche Blut schlug: — die ganze Verwandtschaft endlich war der heilige kleine Vorhof zu dem großen Inbegriff der Menschheit. Die alten Vorfahren, die der Himmel zu Werkzeugen bestimmt hatte, der

13. Joachim von Sandrart, 1606—1688, deutscher Maler, Kupferstecher und Kunsthistoriker. Das von Tieck benutzte Werk erschien unter dem Titel „Die deutsche Akademie der Bau-, Bildhauer- und Malerkunst" zu Nürnberg 1675—1679 in zwei Bänden; Tieck benutzte wohl die von Volkmann 1768—1775 in acht Bänden veranstaltete Ausgabe (Nürnberg).

fruchtbaren Nachkommenschaft das Leben, und mittelbar alle Güter des Lebens (ich meine Tugend und göttliche Gesinnung) zu schenken, wurden, aus einem schönen, natürlichen Instinkte, nicht anders als mit dankbarer Ehrfurcht genannt. Der Sohn horchte in der Jugend seinem alten Vater wißbegierig zu, wenn dieser von seinen oder seines Vaters Schicksalen erzählte; er nahm alles eifrig in sein Gedächtnis auf, als wären es wichtige Glaubensartikel, denn auch er sollte das Werk des Lebens durchführen, das seine Vorfahren schon so ruhmwürdig vollendet hatten.

Dies sind die Gedanken, welche bei mir aufsteigen, wenn ich des Albrecht Dürers Bericht von seinem Vater und seinen Vorfahren lese, welchen er mit folgenden Eingangsworten anhebt:

> „Ich Albrecht Dürer der jüngere hab zusammengetragen aus meines Vaters Schriften, von wannen er her sei, wie er herkommen und blieben und geendet seliglich: Gott sei ihm und uns gnädig. Amen.“

Alsdann erzählt er: seines Vaters Vater, genannt Antoni Dürer, sei als Knabe in ein Städtlein in Ungarn gekommen zu einem Goldschmied, und habe allda das Handwerk erlernt. Dann habe er sich verheiratet mit einer Jungfrauen mit Namen Elisabeth, mit dieser habe er vier Kinder geboren, und der erste Sohn, Albrecht Dürer, sei sein lieber Vater gewesen, und sei auch ein Goldschmied worden. Dieser sein lieber Vater habe sich nachher lange Zeit in Niederlanden bei den großen Künstlern aufgehalten, und im Jahre 1455 sei er nach Nürnberg gekommen, gerade an demselben Tage, als Philipp Pirkhaimer auf der Vesten Hochzeit gehalten, und ein großer Tanz unter der großen Linden angestellt gewesen.

Das ganze Wesen seines Vaters spricht Albrecht Dürer gleich anfangs gar kräftig und bündig in zweien Worten aus, wenn er sagt: er sei gewesen ein künstlicher und reiner Mann. Und am Ende fügt er folgende Züge hinzu, die uns ihn ganz lebhaft vor Augen schildern. Es habe sich derselbe mit Weib und Kindern von seiner Hände Arbeit notdürftig ernährt, und sein Leben unter mancherlei Mühe, Anfechtung und Beschwerden hingebracht. Bei allen, die ihn gekannt, habe er ein gut Lob gehabt, denn er sei ein gottesfürchtiger Mann gewesen, geduldig, sanftmütig, ehrbar, und immer voll Dankbarkeit gegen Gott. Übrigens sei er

26. Der Vater des unten S. 138 genannten Wilibald Pirkheimer.

von wenig Worten gewesen, habe allzeit in der Stille und Einsamkeit fortgelebt, und sich gar wenig weltlicher Freuden bedient. Sein höchstes Begehren sei dahin gegangen, seine Kinder zur Ehre Gottes aufzuziehen, darum habe er großen Fleiß auf sie gewandt, und täglich von der Liebe Gottes zu ihnen gesprochen. Endlich, in der Krankheit, da er seinen Tod vor Augen gesehen, habe er sich willig drein gegeben, habe seinen Kindern befohlen göttlich zu leben, und sei christlich verschieden, im 1502. Jahre vor Mitternacht nach St. Matthäus-Abend.

Ein solches stilles, abhängiges Leben führen, da man in keiner Stunde vergißt, daß man nichts anders ist als ein Arbeiter Gottes, dies heißt den sichersten Weg zur Glückseligkeit gehn. Wer aber keinen Gott verehrt, das heißt mit andern Worten, wer sich selber zum Gott und Regierer des Weltalls machen will, der befindet sich in einer unglückseligen Verrückung, und genießt nur die traurige, falsche Glückseligkeit eines thörichten, wahnsinnigen Bettlers, der sich ein Kaiser in der Krone dünkt.

Noch finden wir an dem oben gedachten Orte ein von dem alten Dürer hinterlassenes Verzeichnis aller seiner Kinder, an der Zahl achtzehn, welche er eigenhändig, nach Vornamen und nach Tag und Stunde der Geburt, in ein eigen Buch sorgfältig aufgezeichnet hat. Dieser gute Bürger und Goldschmied zu Nürnberg, Dürer der Alte, mag während seines Lebens gewiß oftmals vielfältige gute Gedanken in seinem Kopfe hervorgebracht haben: allein viel davon aufzuschreiben ist ihm wohl nicht eingefallen, ja es möchte ihm dies vielleicht seltsam vorgekommen sein: weit natürlicher war es ihm, über alle Kinder, die der Himmel ihm geschenkt hatte, ein genaues Register zu führen. Von allen diesen achtzehn Kindern aber gedenken wir jetzt, nach ein paar Jahrhunderten, keines als nur des geliebten Albrechts, und alle übrigen sind der Vergessenheit übergeben, wovon freilich der Vater bei der Geburt nichts ahnden konnte, ihn vielmehr, ohne Auszeichnung, mit ähnlichen Worten als die andern, also aufführt:

„Item, nach Christi Geburt 1471 Jahr, in der sechsten Stunde am Sankt Prudentien Tag, an einem Freitag in der Kreuzwochen gebar mir meine Hausfrau Barbara meinen andern Sohn, der ward genannt Albrecht nach mir.“

Nachdem unser Albrecht Dürer der jüngere dies Register von allen seinen Geschwistern aus seines Vaters Buch eingerückt, so

setzt er hinzu: „Nun sind diese meine Geschwister, meines lieben Vaters Kinder, fast alle gestorben, etliche in der Jugend, die andern so sie erwachsen waren; nur wir drei Brüder leben noch, so lange Gott will, nämlich ich Albrecht, desgleichen mein Bruder Hans und mein Bruder Andreas." — So lange Gott will! Ein schöner Wahlspruch! Ein kindliches Gefühl, daß wir Menschen uns von Gott, in den teuren Banden seiner Liebe hingend, so lange unter den Blumengerüchen dieser grünen Erde hin und her wiegen lassen, als es ihm gut dünkt daß uns dienlich sei.

Ihm, unserm werten Albrecht Dürer, hat er ein 57jähriges Alter dienlich gehalten; dabei hat er ihm aber auch gütig verliehen, in der Kunst ein weit größerer Mann als sein Vater zu werden. Anfangs lernte dieser ihn zum Goldschmiedgewerbe an, und wollte die großväterliche Kunst auf den Enkel verpflanzen. Denn wenn in den vorigen Zeiten Deutschlands die Kunst einmal dem Stamme eines Geschlechts eingeimpft war, so wurden gemeiniglich auch die nachschießenden Zweige veredelt, und das Band der Blutsfreundschaft ward gleichsam vergoldet durch diese erbliche Tugend der Kunst, wovon uns mehrere edle Künstlerfamilien, entsprossen aus den blühenden alten Städten des südlichen Deutschlands, ein Beispiel abgeben. — Der junge Albrecht übte sich also unter seines Vaters Anweisung in der Goldschmiedarbeit und kam (wie Sandrart erzählt) so weit, daß er die sieben Fälle des Leidens Christi in getriebener Arbeit verfertigte. Damals war es jedem, ohne sich zu besinnen, das nächste und natürlichste, sich durch heilige Gegenstände zur Kunst einzuweihen, und für die erlangte erste jugendliche Geschicklichkeit dem Himmel durch eine Vorstellung, die ihm wohlgefällig wäre, sich dankbar zu beweisen. — Dürer aber trug innerlich weit größere Lust zur Malerei, und obwohl der Vater ihn gar gern auch zum Sohne seiner Kunst behalten hätte, so gab er doch nach, und — spricht Albrecht Dürer — „im Jahre 1486 am St. Andreas Tag versprach mich mein Vater in die Lehrjahr' zu Michael Wohlgemuth, drei Jahr lang ihm zu dienen; in der Zeit verliehe mir Gott Fleiß, daß ich wohl lernete, aber viel von seinen Knechten leiden mußte; und da ich ausgedient hatte, schickt' mich mein Vater hinweg, und blieb ich vier Jahr außen, bis daß mich mein Vater wieder fordert." In diesem einfachen Tone zählt er die Umstände seines Lebens her: ohne sich zur Rechten oder Linken umzusehen, geht er seinen geraden

Weg fort, und thut, als wenn alles, was ihm begegnet, so und nicht anders sein müßte.

In seinen Gemälden, Kupferblättern und Holzstichen, welche zum großen Teil geistliche Vorstellungen enthalten, zeigt unser Dürer eine treue, handwerksmäßige Emsigkeit. Das Gemüt, welches ihm das Streben nach dieser in feinen Linien ausgeführten Vollendung, das man so offen und unverstellt in seinen Werken erblickt, einflößte, und welches ihn trieb, den besten und richtigsten Proportionen des menschlichen Körpers sorgfältig nachzuspüren, und sie in einem Buche aufzubewahren, welches nachher in allen Sprachen übersetzt, allen zeichnenden Völkern zum Kanon diente: dies war eben dasselbe Gemüt, welches ihn auch im Leben und Handeln überall das Rechte und Gute so verfolgen hieß. Obgleich aber die Posaune der Fama in den besten Ländern Europas (nämlich außer dem deutschen Reiche in Italien, Frankreich, Spanien, Holland und England) weit und breit seinen Namen ausrief und verherrlichte, so daß er sowohl von den berühmtesten Malern damaliger Zeit, als von Kaisern und Königen der größten Ehren genoß, welches seinem Vater, dem ehrlichen Goldschmied, keinesweges begegnet war; so wich der teure Mann doch in der Art zu leben gar nicht von diesem ab, sondern setzte den Pilgerstab seiner irdischen Wanderschaft ebenso Schritt vor Schritt, still und bedächtig fort, und war ein *künstlicher* und *reiner* Mann.

Aus solchen Beispielen wird man ersehen, daß wo *Kunst* und *Religion* sich vereinigen, aus ihren zusammenfließenden Strömen der schönste Lebensstrom sich ergießt.

So wie aber diese zwei großen göttlichen Wesen, die *Religion* und die *Kunst*, die besten Führerinnen des Menschen für sein äußeres, wirkliches Leben sind, so sind auch für das innere, geistige Leben des menschlichen Gemüts *ihre* Schätze die allerreichhaltigsten und köstlichsten Fundgruben der Gedanken und Gefühle, und es ist mir eine sehr bedeutende und geheimnisvolle Vorstellung, wenn ich sie zweien magischen Hohlspiegeln vergleiche, die mir *alle Dinge der Welt* sinnbildlich abspiegeln, durch deren Zauberbilder hindurch ich *den wahren Geist aller Dinge erkennen und verstehen lerne.*

---

10. *in einem Buche aufzubewahren*, „Die vier Bücher von menschlicher Proportion" sind 1528 nach Dürers Tode erschienen. Vgl. A. v. Zahn, Dürers Kunstlehre und sein Verhältnis zur Renaissance. Leipzig 1866.

2. Eine Erzählung, aus einem italienischen Buche übersetzt.

— Ich war auf dem gewohnten Gange nach dem Walde begriffen, und ich freute mich schon im voraus, daß nun das Gemälde der heiligen Familie vollendet sein würde. Es war mir verdrießlich, daß der Maler so lange zögerte, daß er immer noch nicht meinen dringenden Bitten nachgab, zu endigen. Alle Gestalten, die mir begegneten, einzelne Gespräche, die ich unterwegs hörte, nichts ging mich an, denn nichts davon hatte Bezug auf mein Gemälde; die ganze außenliegende Welt war mir jetzt nur ein Anhang, höchstens eine Erklärung zur Kunst, meiner liebsten Beschäftigung. Einige alte arme Leute gingen vorbei, aber es war keiner darunter, der zu einem Joseph getaugt hätte, kein Mädchen hatte Spuren vom Gesicht der Madonna, zwei Alte sahen mich an, als ob sie sich nicht unterständen, ein Almosen zu begehren, aber erst lange nachher fiel es mir ein, daß ich sie mit einer Kleinigkeit hätte fröhlich machen können.

Es war ein heiterer Tag, die Sonne schien in die Dunkelheit sparsam hinein, nur an einzelnen Stellen sah ich die lichte Bläue des Himmels. Ich dachte: „O, wie beglückt ist dieser Maler, der hier in der Einsamkeit, zwischen schönen Felsen, zwischen hohen Bäumen seinen Genius erwarten darf, dem keine andre der kleinlichen menschlichen Beschäftigungen nahe tritt, der nur seiner Kunst lebt, nur für sie Aug' und Seele hat. Er ist der glücklichste unter den Menschen, denn die Entzückungen, die uns nur auf Augenblicke besuchen, sind in seinem kleinen Hause einheimisch, die hohen Götter sitzen neben ihm, geheimnisreiche Ahndung, zärtliche Erinnerung spielen unsichtbar um ihn, Zauberkräfte lenken seine Hand, und unter ihm entsteht die wundervolle Schöpfung, die er schon vorher kennt, befreundet tritt sie aus dem Schatten heraus, der sie unsichtbar zurückhält."

Unter diesen Gedanken hatte ich mich der Wohnung genähert, die abseits im Holze lag. Auf einem freien weiten Platze stand das Haus, hohe Felsen erhoben sich hinter seinem Rücken, von dem Tannen herunterrauschten und krauses Gebüsch sich im Winde oben rührte.

1. Eine Erzählung ꝛc. Von Tieck. Vgl. oben die Einleitung S. 4; Köpke II, 242. — Später in die Umarbeitung des „Sternbald" (Schriften XVI, 171 ff.) aufgenommen (s. unten). Dort wird sie als Erzählung „eines auswärtigen Freundes" mitgeteilt.

Ich klopfte an die Hütte. Die beiden Kinder des Malers waren zu Hause, er selbst war nach der Stadt gegangen, um einzukaufen. Ich setzte mich nieder, das Gemälde stand auf der Staffelei, aber es war ganz vollendet. Es übertraf meine Erwartung, meine Augen wurden auf den schönen Gestalten festgehalten: die Kinder spielten um mich her, aber ich gab nicht sonderlich acht darauf, sie erzählten mir dann von ihrer kürzlich gestorbenen Mutter, sie wiesen auf die Madonna, ihr sei sie ähnlich gewesen, sie glaubten sie noch vor sich zu sehen. „Wie herrlich ist diese Wendung des Kopfs!“ rief ich aus, „wie überdacht, wie neu! Wie wohl ist alles angeordnet! Nichts Überflüssiges, und doch, welche herrliche Fülle!“

Das Gemälde ward mir immer lieber, ich sah es in Gedanken schon in meinem Zimmer hängen, meine entzückten Freunde davor versammelt. Alle übrigen Bilder, die in der Malerstube umherstanden, waren in meinen Augen gegen dieses unscheinbar, keine Gestalt war so innig beseelt, so durch und durch mit Leben und Geist angefüllt, wie auf der Tafel, die ich schon als die meinige betrachtete. Die Kinder beschauten indessen den fremden Mann, sie verwunderten sich über jede meiner Bewegungen. Ihnen waren die Gemälde, die Farben alltäglich, sie wußten sich daran nichts Sonderliches, aber mein Kleid, mein Hut, diese Gegenstände waren ihnen dafür desto merkwürdiger.

Nun kam der Alte mit einem Korbe voll Eßwaren aus der Stadt, er war böse, daß er die alte Frau aus dem benachbarten Dorfe noch nicht antraf, die für ihn und seine Kinder kochen mußte. Er teilte den Kindern einige Früchte aus, er schnitt ihnen etwas Brot, und sie sprangen damit vor die Thür hinaus, lärmten und verloren sich bald in das Gebüsch.

„Ich freue mich,“ fing ich an, „daß Ihr das Bild fertig gemacht habt. Es ist über die Maßen wohl geraten, ich will es noch heute abholen lassen.“

Der alte Mann betrachtete es aufmerksam, er sagte mit einem Seufzer: „Ja, es ist nun fertig, ich weiß nicht, wenn ich wieder ein solches werde malen können; laßt es aber bis morgen stehn, wenn Ihr mir einen Gefallen thun wollt, daß ich es bis dahin noch betrachten kann.“

Ich war zu eifrig, ich wollte es durchaus noch abholen lassen, der Maler mußte sich endlich darin finden. Ich fing nun an,

das Geld aufzuzählen, als der Maler plötzlich sagte: „Ich habe es mir seitdem überlegt, ich kann es Euch unmöglich für denselben geringen Preis lassen, für den Ihr das letzte bekommen habt.“

Ich verwunderte mich darüber, ich fragte ihn, warum er bei mir gerade anfangen wolle, seine Sachen teurer zu halten, aber er ließ sich dadurch nicht irre machen. Ich sagte, daß ihm das Gemälde wahrscheinlich stehn bleiben würde, wenn er seinem Eigensinne folgte, da ich es bestellt habe, und es kein andrer nachher kaufen würde, wie es ihm schon mit so manchen gegangen. Er antwortete aber ganz kurz: die Summe sei klein, ich möchte sie verdoppeln, es sei nicht zu viel, übrigens möchte ich ihn nicht weiter quälen.

Es verdroß mich, daß der Maler gar keine Rücksicht auf meine Einwendungen nahm, ich verließ ihn stillschweigend, und er blieb nachdenkend auf seinem Sessel vor meinem Bilde sitzen. Ich begriff es nicht, wie ein Mensch, der von der Armut gedrückt sei, so hartnäckig sein könnte, wie er in seinem Starrsinne so weit gehe, daß er von seiner Arbeit keinen Nutzen schöpfe.

Ich strich im Felde umher, um meinen Verdruß über diesen Vorfall zu zerstreuen. Als ich so herumging, stieß ich auf eine Herde Schafe, die friedlich im stillen Thale weidete. Ein alter Schäfer saß auf einem kleinen Hügel, in sich vertieft, und ich bemerkte, daß er sorgsam an einem Stocke schnitzelte. Als ich näher trat und ihn grüßte, sah er auf, wobei er mir sehr freundlich dankte. Ich fragte ihn nach seiner Arbeit, und er antwortete lächelnd: „Seht, mein Herr, jetzt bin ich mit einem kleinen Kunststücke fertig, woran ich beinahe ein halbes Jahr ununterbrochen geschnitzt habe. Es fügt sich wohl, daß reiche und vornehme Herren sich meine unbedeutenden Sachen gefallen lassen und sie mir abkaufen, um mir mein Leben zu erleichtern, und deshalben bin ich auf solche Erfindungen geraten.“

Ich besah den Stock, als Knopf war ein Delphin ausgearbeitet, mit recht guter Proportion, auf dem ein Mann saß, der auf einer Zither spielte. Ich merkte, daß es den Arion vorstellen solle. Am künstlichsten war es, daß der Fisch unten, wo er sich an den Stock schloß, ganz fein abgesondert war, es war zu bewundern, wie ein Finger die Geduld und Geschicklichkeit zugleich besessen habe, die Figuren und alle Biegungen so genau auszuholen, und doch so frei und dreist dabei zu arbeiten, es

rührte mich, daß das mühselige Kunststück nur einen Knopf auf einem gewöhnlichen Stocke bedeuten solle.

Der alte Mann fuhr fort zu erzählen, daß er unvermutet ein Lied von diesem Delphin und Arion angetroffen, das ihm seither immer so im Sinne gelegen, daß er die Geschichte fast wider seinen Willen habe schnitzen müssen. „Es ist recht wunderbar und schön,“ sagte er, „wie der Mann auf den unruhigen Wogen sitzt, und ihn der Fisch durch seinen Gesang so liebgewinnt, daß er ihn sogar sicher ans Ufer trägt. Lange habe ich mir den Kopf darüber zerbrochen, auf welche Weise ich wohl das Meer machen könnte, so daß man auch die Not und das Elend des Mannes gewahr würde, aber dergleichen war pur unmöglich, wenn ich auch die See mit Strichen und Schnitzen hätte anmachen wollen, so wäre es doch nachher nicht so künstlich gewesen, wie jetzt der Stock durch den feinen Schwanz des Fisches mit dem obern Bilde verbunden ist.“

Er rief einen jungen Burschen, seinen Enkel, der mit dem Hunde spielte, und befahl ihm das alte Lied abzusingen, worauf jener in einer einfachen Weise diese Worte sang:

„Arion schifft auf Meereswogen
Nach seiner teuren Heimat zu,
Er wird vom Winde fortgezogen
Die See in stiller, sanfter Ruh'.

Die Schiffer stehn von fern und flüstern,
Der Dichter sieht ins Morgenrot,
Nach seinen goldnen Schätzen lüstern
Beschließen sie des Sängers Tod.

Arion merkt die stille Tücke,
Er bietet ihnen all' sein Gold,
Er klagt und seufzt, daß seinem Glücke
Das Schicksal nicht wie vordem hold.

Sie aber haben es beschlossen,
Nur Tod giebt ihnen Sicherheit,
Hinab ins Meer wird er gestoßen,
Schon sind sie mit dem Schiffe weit.

20. Arion war ein Lieblingsthema der Romantiker; vgl. A. W. Schlegels bekannte Ballade und unten den „Sternbald“.

Er hat die Leier nur gerettet,
Sie schwebt in seiner schönen Hand,
In Meeresfluten hingebettet
Ist Freude von ihm abgewandt.

Doch greift er in die goldnen Saiten
Daß laut die Wölbung wiederklingt,
Statt mit den Wogen wild zu streiten
Er sanft die zarten Töne singt:

Klinge Saitenspiel,
In der Flut
Wächst mein Mut,
Sterb' ich gleich, verfehl ich nicht mein Ziel.

Unverdrossen
Komm' ich, Tod,
Dein Gebot
Schreckt mich nicht, mein Leben ward genossen.

Welle hebt
Mich im Schimmer,
Bald den Schwimmer
Sie in tiefer, nasser Flut begräbt.

Es klang das Lied durch alle Tiefen,
Die Wogen wurden sanft bewegt,
In Abgrunds Schlüften, wo sie schliefen,
Die Seegetiere aufgeregt.

Aus allen Tiefen blaue Wunder,
Die hüpfend um den Sänger ziehn,
Die Meeresfläche weit hinunter
Beschwimmen die Tritonen grün.

Die Wellen tanzen, Fische springen,
Seit Venus aus den Fluten kam,
Man dieses Jauchzen, Wonneklingen
In Meeresvesten nicht vernahm.

Arion sieht mit trunknen Blicken
Lautsingend in das Seegewühl,
Er fährt auf eines Delphins Rücken,
Schlägt lächelnd noch sein Saitenspiel.

Des Fischers Sinn zum Dienst gezwungen,
Er naht sich schon der Felsenbank,
Er landet, hat den Fels errungen
Und singt dem Fährmann seinen Dank.

Am Ufer kniet er, dankt den Göttern,
Daß er entrann dem nassen Tod.
Der Sänger triumphiert in Wettern
Bezwingt ihn nicht Gefahr, nicht Not."

Der Knabe sang das Lied mit einem sehr einfachen Ausdrucke, indem er stets die kunstreiche Arbeit seines Großvaters betrachtete. Ich fragte den Hirten, wieviel er für sein Kunststück verlange, und der geringe Preis, den er forderte, setzte mich in Erstaunen. Ich gab ihm mehr als er wollte, und er war außer sich vor Freuden; aber noch einmal nahm er mir den Stock aus der Hand und betrachtete ihn genau. Er weinte fast, indem er sagte: „Ich habe so lange an dieser Figur geschnitzt, und muß sie nun in fremde Hände geben, es ist vielleicht meine letzte Arbeit, denn ich bin alt, und die Finger fangen mir an zu zittern, ich kann nichts so Künstliches wieder zu stande bringen. So lange ich mich darauf geübt habe, sind viele Sachen von mir geschnitten, aber noch nichts habe ich bisher mit diesem Eifer getrieben; es ist mein bestes Werk."

Er rührte mich, ich nahm Abschied und begab mich auf den Weg zur Stadt. Je näher ich dem Thore kam, je mehr fiel es mir auf, je wunderlicher kam ich mir vor, daß ich mit einem so langen Stabe einherschritt. Ich dachte daran, wie es allen Einwohnern der Stadt, allen meinen Bekannten auffallen müsse, wenn ich mit dem langen Holze durch die Gassen zöge, an dem oben ein großes schweres Bild sich zeigte. Dem ist leicht vorzubeugen, dachte ich bei mir selber, und schon hatte ich meine Faust angelegt, den bunten Knopf herunterzubrechen, um ihn in die Tasche zu stecken, und den übrigen Teil des Stocks dann im Felde fortzuwerfen.

Ich hielt wieder ein. „Wie viele mühevolle Stunden," sagte ich, „hast du, Alter, darauf verwandt, um den künstlichen Fisch mit dem Stocke zusammenzuhängen, dir wäre es leichter gewesen, ihn für sich zu schneiden, und wie grausam müßte es dir dünken, daß ich jetzt aus falscher Scham die schwerste Aufgabe deines mühseligen Werks durchaus vernichten will."

Ich warf mir meine Barbarei vor, und war mit diesen Gedanken schon ins Thor gekommen, ohne es zu bemerken. Es ängstete mich gar nicht, daß die Leute mich aufmerksam betrachteten, wohlbehalten und unverletzt setzte ich in meinem Zimmer den Stock

unter andern Kunstsachen nieder. Die Arbeit nahm sich zwar nun nicht mehr so gut aus als im freien Felde, aber innigst rührte mich immer noch der unermüdliche Fleiß, diese Liebe, die sich dem leblosen Holze, der undankbaren Materie so viele Tage hindurch angeschlossen hatte.

Indem ich das Werk noch betrachtete, fiel mir der Maler wieder in die Gedanken. Es gereuete mich nun recht herzlich, daß ich so unfreundlich von ihm gegangen war. Ihm war die Bildung seiner Hand und seiner Phantasie auch so befreundet, die er nun für eine Nichtswürdigkeit einem Fremden auf immer überlassen sollte. Ich schämte mich, zu ihm zu gehn und meine Reue zu bekennen, aber da standen die Gestalten der armen Kinder vor meinen Augen, ich sah die dürftige Wohnung, den bekümmerten Künstler, der, von der ganzen Welt verlassen, die Bäume und benachbarten Felsen als seine Freunde anredete. „Armer Correggio!“ seufzte ich laut, „auch dein Lebenswandel ging verloren, wie magst du dich nach einem Freunde gesehnt haben! Wie einsam ist der Künstler, den man nur wie eine schätzbare Maschine behandelt, die die Kunstwerke hervorgiebt, die wir lieben, den Urheber selbst aber vernachlässigen. Es ist ein gemeiner, verdammlicher Eigennutz.“

Ich schalt meine Scham, die mich an dem Tage fast zweimal zum Barbaren gemacht hatte; noch vor Sonnenuntergang ging ich nach dem Walde hinaus. Als ich vor dem Hause stand, hörte ich den Alten drinnen musizieren; es war eine wehmütige Melodie, die er spielte, er sang dazu:

„Von aller Welt verlassen,
Bist du Madonna nah',
Wenn Mensch und Welt mich hassen,
Stehst du mir freundlich da,
So bin ich nicht verlassen,
Wenn ich dein Auge sah.“

Mein Herz klopfte, ich riß die Thür auf, und fand ihn vor seinem Gemälde sitzen. Ich fiel ihm weinend um den Hals, und er wußte erst nicht, was er aus mir machen sollte. „Mein steinernes Herz,“ rief ich aus, „hat sich erweicht, verzeiht mir das Unrecht, das ich Euch heute Morgen that.“

15 f. Correggio, s. unten.

Ich gab ihm für sein Bild weit mehr, als er gefordert, als er erwartet hatte, er dankte mir mit wenigen Worten. „Ihr seid," fuhr ich fort, „mein Wohlthäter, nicht ich der Eurige, ich gebe, was Ihr von jedem erhalten könnt, Ihr schenkt mir die kostbarsten, innersten Schätze Eures Herzens."

Der Maler sagte: „Wenn Ihr das Bild abholen laßt, so erlaubt mir nur, daß ich manchmal, wenn es Euch nicht stört, oder Ihr nicht zu Hause seid, in Eure Wohnung kommen darf, um es zu betrachten. Eine unbezwingbare Wehmut nagt an meinem Herzen, alle meine Kräfte erliegen, und dies Bild ist vielleicht das letzte, das meine Hände erschaffen haben. Dazu trägt die Madonna die Bildung meiner gestorbenen Gattin, des einzigen Wesens, das mich auf Erden jemals wahrhaftig geliebt hat: ich habe lange daran gearbeitet, meine beste Kunst, mein herzlichster Fleiß ist in diesem Gemälde aufbewahrt."

Ich umarmte ihn wieder: wie herzensarm, wie verlassen, wie gekränkt und einsam schien mir nun derselbe Mann, den ich am Morgen noch glaubte beneiden zu können! — Er wurde von diesem Tage mein Freund, wir ergötzten uns oft, indem wir vor seinem Bilde Hand in Hand saßen.

Aber er hatte recht. Nach einem halben Jahre war er gestorben, er hatte mancherlei angefangen, aber nichts vollendet. Seine übrigen Arbeiten wurden in einer Versteigerung ausgeboten, ich habe vieles an mich gehandelt.

Mitleidige Menschen nahmen die Kinder zu sich; auch ich unterstütze sie. Ein Tagelöhner wohnt mit seiner Familie nun in der Hütte, wo sonst die Kunst einheimisch war, wo sonst freundliche Gesichter von der Leinwand blickten. Oft gehe ich vorüber, und höre einzelne Reden der Einwohner, oft seh' ich auch den alten Hirten noch. — Niemals kann ich an diesen Vorfall ohne heftige Rührung denken.

---

3. Rafaels Bildnis.

Schon oft habe ich dich angeredet, in Gedanken und laut, du teures Angesicht, alle meine Sorgen, meinen Jammer habe ich dir in schönen abergläubischen Stunden geklagt, und dann schautest

32. Rafaels Bildnis. Von Tieck. Vgl. die Einleitung oben S. 4; Köpke II, 294.

du mich an, als wenn du mich kenntest, als wenn du mich besser verständest, als meine Freunde, die mich umgeben.

Innig hat mich schon von meiner Kindheit der Klang deines Namens ergötzt. Was ist es, das meine Seele zu dir Unbekannten, der mir so befreundet ist, hinzieht? Immer red' ich zu dir, wie gegenwärtig, vertraulich bin ich in deiner Nähe, alles, was ich denke, alles, was mir begegnet, erzähl' ich dir, wie von einem lieben Herzensfreunde nehme ich am Abend Abschied von dir, und lege mich zur Ruhe.

Kennst du mich? Weißt du von mir? Immer schwank' ich, und zittre, dir zu begegnen, und dann bist du wieder nahe an meiner Brust.

Nicht als Künstler bist du mir bloß gegenwärtig, nicht Bewunderung und Liebe allein zieht mich mächtig zu dir hin, eine wunderseltsame unaussprechliche Seligkeit strömt von dir aus, und faßt mich wie mit Wellen ein, daß du es bist, du allein, dein Name, deine Gestalt, die ich mir einbilde, dein hoher Sinn, der dich regierte, das alles, was einzig dich allein vor allen herrlich macht, und was ich immer nicht nennen kann, dies ist, was die glänzenden, unzerreißlichen Ketten um mich windet, was mich wie auf Engelschwingen zwischen Himmel und Erde hält, wo ich dich immer unerreichbar oben sehe und nicht zurück zur Erde kann, und du mit mitleidiger Freundschaft mein Händestrecken, mein inbrünstiges Ringen siehst.

Oft tadle ich mich dann, und wie ein Gewissensvorwurf befällt mich die Ängstlichkeit, daß ich die Kunst und dich, dies eitle menschliche Spielwerk, zu himmlisch, zu begeistert anschaue, daß die großen Apostel, die heiligen Märtyrer der Kirche wohl nur ihren Herrn, den Welterlöser, mit dieser Anbetung, die das ganze Herz in zitternder, unendlich seliger Freude auflöst, gedacht und sich nahe gewünscht haben mögen. Denn es ist wahr, wenn ich an andre große Namen denke, an alte Helden, an alte Dichter und Propheten, und du fällst dann plötzlich wie eine glänzende Erscheinung in mein Gedächtnis hinein, so ist alles übrige dunkel und ohne Farbe, ich war oft erfreut und erhabenen Gemüts, aber plötzlich fühl' ich dann, daß ich irrte, und daß du meine ganze Seele regierst.

Seh' ich dann umher und betrachte die übrigen Menschen und die unlebendige aber freundliche Natur, so muß ich mich über

mich selber verwundern. Denn dein Atem vom Himmel herab, o Allgütiger, der die Natur bis in die innersten Tiefen durchdringt, der das liebliche Leben in Kreatur und Baum erregt, der in den Seelen zittert, daß sie verehren und anbeten und sich selber lieben, dieser dein Geist erschüttert mich vor allen übrigen gewaltsamer, ein ewiges Entzücken der Wonne bewegt und zerstört und erhält Baum und Zweig meines Daseins, Liebe zu dir und brüderliche Freundschaft, mein Rafael Sanzius, ist das Geräusch aller seiner Blätter.

Ich mag dich jetzt mit Worten nicht nennen, du, den alle Gedanken meinen, zu dem die Geister streben, wenn sie es gleich nicht wissen und merken, du letzter Urquell, großes Meer, Unendlichkeit des Lebens! Aber du verzeihst es mir gewiß, wenn ich mit meiner höchsten Liebe ein inwohnendes Bild meiner Seele umfange, wenn ich vor der allerliebsten Gestalt demütig kniee, wenn ich ihr einen menschlichen Namen gebe, und gern gestehe, daß ich das Entsetzen des Gefühls, mit dem ich dich nur denken kann, fürchte, daß ich das Zermalmen des Entzückens, die Last der Wonne, die mich im Tempel wohl zuweilen faßt und niederdrückt, nur in seltenen, geheimnisreichen Stunden zu suchen wage. Du bist es ja doch, den wir mit allen Entzückungen meinen, und daß ich es kindlich und doch kühnlich sage, so hast du deinen Sohn in die Welt geschickt, um unsre Liebe, unsre Huldigung verkleidet zu empfangen, und es freut dich auch, dich in tausend andern Vorstellungen verehrt zu sehn, und darum erregst du in den Seelen guter Menschen die Bilder wohl selbst, in denen sie dich anbeten.

Darum will ich auch an dir, mein Rafael, immer fester hangen. Ich sehe dein ganzes Leben und Wirken vor mir, meine Stunden sind mir fast nur geschenkt, mich der deinigen zu erinnern. Ich verwundere mich immer von neuem, wie du wohl magst in das gewöhnliche Leben hineingeschaut haben, wie dir alle Ärmlichkeiten, alle wilden Verwirrungen, alles kleinliche Interesse vorgekommen ist. Wie du mitleidig gelächelt hast, und dir an deinen Brüdern doch nichts fremd und nichts verächtlich war.

Wenn ich in trüben Stunden verzagen will, und die Welt mir unglückselig dünkt, wenn nichts mich dann aufrichtet, und ich mich aller Freunde erinnere, die ich verlor, wenn meine Seele sich

11. meinen, auf welchen alle Gedanken hinzielen.

in Bangigkeit zusammenkrümmt, und ich ohne Hoffnung die Arme nach einem Troste ausstrecke: dann rufe ich deinen Namen Rafael aus, wie den eines Schutzgeistes, nach dir schreie ich dann um Hilfe, und milder Sonnenschein verbreitet sich über die dunkle Erde, die Blumen, die süßen Frühlingsverkünder keimen hervor, du schickst ein Heer von Engelsgestalten in mein empörtes Gemüt, und alle Wellen legen sich wieder zur Ruhe nieder.

Mit dem Frieden, der mich beseligt, umfange ich dann zuerst dich selbst. Mit allen Kräften strebe ich zu dir hinan, ich möchte dich mit meinen innigsten Gedanken in meine Sphäre ziehn, ich weine, daß du in der Ferne bleibst. Zuweilen glaub' ich und hoffe, du müßtest gewiß sichtbar aus der leeren Luft heraustreten, daß ich dich fassen, festhalten und dir alles sagen könnte. Vielleicht daß du mich in diesen Minuten der Begeisterung umschwebst, und deine Geisterhand mein armes dürstendes Herz berührt. Ich glaube, daß es so ist und so sein muß, daß unsre Liebe die verwandten Geister aus ihrer seligen Ruhe himunterzieht. So bewahrt mich deine Gegenwart vor dem irdischen Thun und Treiben.

Wie der Abendwind durch die Harfensaiten geht, so daß sie leise und doch vernehmlich klingen, rührend und wehmütig ohne Melodie, so fliegt dein Geist im kühlen Gehölz, am murmelnden Bache oft meiner Seele vorüber, und ich fasse dann nicht, und weiß nicht, welche plötzliche Erquickung wie ein goldener Funke durch meinen Busen geht. Neue Lebensluft strömt, ein reiner frischer Quell durch mein Gemüt, er rieselt fort, und nimmt auf seinen Wogen alle Gestalten der Sorge mit sich, alle trübe Vergangenheit und eine krystallene Zukunft wird der Lethe, der mir den Becher der Vergessenheit ermunternd giebt.

Wunderbar hast du mich durch deine Kunst an dich gerissen, und seitdem lieb' ich jedes neue Wort, das ich von dir erfahren kann. Wie groß erscheinen mir die Menschen, die, von der Not ihrer Mitbrüder gerührt, ihr Habe, ihr Besitztum nicht achten, sondern alles gern dahingeben, um die Thränen der Dürftigkeit zu trocknen, um den Hunger, den Durst der Unglückseligen zu stillen! O, wie betrübt ist es, in das Elend, in die irdische Not hineinzuschauen, wie vielen jedes andre Glück mangelt, und der Bissen Brot ihr einziges, ihr höchstes Glück ist! So wie sich dort die Hungrigen versammeln, so stehn, du größter Rafael, die edleren Seelen um dich, und flehen dich um milde Gabe an, ihre herz-

liche Sehnsucht, ihre schönsten Wünsche sollst du erfüllen und befriedigen, sie ahnden, sie möchten es erhaschen, das überirdische Gefühl, die schönsten Augenblicke, die schon dem Himmelsleben angehören. Und du, Unbegreiflicher stehst nun mit reichem Segen da, und giebst und gießest die goldene Schale aus. Du magst nichts sparen, nichts zurückbehalten, immer größere Wunder thun sich auf, immer lieblicher, immer gedrängter fahren die Engel herunter, und das Schlagen ihrer Flügel weht in feinen, melodischen Kreisen. Unschuldig stehst du in deiner Herrlichkeit, unbefangen, als empfingst, nicht als schenktest du. In allen Richtungen sendest du deine Strahlen aus, die Malerkunst hast du gewürdigt, dich in ihr zu offenbaren, dein unsterbliches Wesen und sie zugleich zu verklären. Alles, wonach du strebst, ist neu und schön und groß, aber du scheinst es nicht zu wissen, du überlässest dich dem Gefühl, du wirkst ohne Stolz das Göttlichste aus, und verwunderst dich nicht über deine Schöpfung. Wo deine gesegnete Hand verweilt, entsteht eine neue Welt, eine unbekannte geheimnisreiche Schönheit. In dir selber glücklich, öffnest du voll Liebe die Arme, uud empfängst jeden, der dich sucht, mit Himmelsspeise, mit Trost und Beruhigung und Wonne.

Wie bin ich zu schwach, dich zu lobpreisen! Wie unglückselig dünken mir diejenigen zu sein, die deine geweihten Hallen nur wie gemalte Wände besuchen, die dich mit den übrigen nennen, dich mit billiger Zunge loben und dich noch lieber meistern möchten!

Darum bleibe auch jegliche Vergleichung von dir, Rafael, fern. Nur sei es mir vergönnt, deinen großen Bruder Buonarotti zu nennen. Er will nicht trösten und beruhigen, er strebt mit fortgesetzten Schritten nach einem und demselben Ziele, das er erreicht, ihm ist die Kunst sein Höchstes, sein Letztes, und er hat gewiß über dein wunderbares, unergründliches, von oben bewegtes Gemüt gelächelt.

Nur noch einen Mann unterstehe ich mich in deiner Gegenwart auszusprechen, den lieben deutschen Albrecht Dürer. Sein schönes Gemüt trieb ihn oft an, seinen Menschen, die er auf seine Weise liebte, das zu schenken, was du ihnen glorreich verleihst: aber man sieht es seinen Gaben an, daß er selber zu den Bitten-

27 f. Michel Angelo Buonarotti.

den gehörte, die Erdensorgen wohnen verborgen in seinen Bildern, seine trüben Tage, seine Kunstsachen sind wie ein Fest, das ein Unglückseliger anstellt.

Durch alle Zeiten, Rafael, werde gepriesen, und erwecke einst einen würdigen Schüler, der das lauter und deutlicher verkündigen möge, was ich hier mit unbeholfener Zunge habe sagen wollen.

---

4. Das jüngste Gericht, von Michael Angelo.

Schon oft hatte ich mir vorgesetzt, etwas über das erhabene Werk dieses großen Mannes zu sagen, aber immer hat mich der Mut dazu wieder verlassen. Jetzt will ich es wagen, und nicht ohne sonderlichen Antrieb fange ich meine Worte an.

Wenn du, geliebter Leser, Stunden kennst, in denen die Natur wie mit einer freundlichen Glorie umzogen ist, in denen die Bäume wie größere Blumen vor dir stehn, und eine weihende Liebe ihre Mutterarme eng um die Erde schließt, wenn du dich dann erhaben und beseligt fühlst, und alles in einen süßen Klang zerrinnt, ein Wiederhall vom Himmel herunter: dann geh' in die Hallen, die Rafaels Geist ausgeschmückt hat, dann bist du begeistert, die Worte zu vernehmen, die er dir sagt.

Oft aber verstummt die Poesie, vom Berge herab sieht das Auge den regen, ewigen Gang der Gewässer, ernst steht der Wald und rauscht, hinter ihm entwickelt sich das Gefilde, dahinter das unabsehbare Meer, zur Seite getürmte Felsen, der Himmel voll arbeitender Wolken, ein Heereszug, der auf eilender Wanderung begriffen ist: die Adler fliegen aus den Nestern, der Sturm läßt sich hören, wie ein ferner Donner vom Meer herüber; dann scheint die Welt mit allen Kräften zu ringen, kein Teil im Stillestande und unbeseelt. Aufgerichtet in Majestät steht die Natur vor uns, unser Auge haftet auf keinen Blumen, auf keinem schönen einzelnen Baume, sondern wir sehn die Kräfte der Welt sich mächtig offenbaren, alles wird zu einem großen Bilde, zu einer geheimnisvollen Allegorie, und mit dieser Empfindung tritt dann, geliebter Leser, vor Michael Angelos großes Gericht.

7. Das jüngste Gericht ꝛc. Von Tieck. Vgl. die Einleitung oben S. 4; Köpke II, 294. — 33. Das jüngste Gericht von Michel Angelo, in der Sixtinischen Kapelle im Vatikan (s. unten).

Was hat man nicht getadelt, und was gelobt! Aber bei dir, großer Buonarotti, muß man durchaus alles Vergleichen unterlassen, man muß in deiner Gegenwart die Liebe zu Rafael durchaus vergessen, denn die Erinnerung jener zartmenschlichen und himmlischen Bilder darf in dein großes Gemälde nicht hineinleuchten.

Michael Angelo und Dante sind die Verkündiger, die Verherrlicher der katholischen Religion; wenn du in ihnen Geschichte und Begebenheit suchst, so trittst du mit unbilliger Erwartung an ihre Werke. Dante singt in prophetischen, wunderbar verschlungenen Terzinen seine Dichtung, nirgend ein Stillestand, nirgend wo die Pracht der gewaltigen Verse aufhörte, immer tiefer wirst du in die geheimnißreiche Allegorie hineingeführt, hier findest du keine Nebensachen, keinen Ruheplatz, auf dem der Dichter stille steht, alle Kräfte spannen sich zum großen magischen Eindruck, aller Reiz ist vernachlässigt, die Erhabenheit nimmt dich in Empfang, die Wunder des Christentums, die mystischen Geheimnisse verschlingen dich in ihren unbegreiflichen Zirkeln, und nehmen dich mit sich fort.

Eben solche Beschaffenheit hat es mit dem Gedicht des Buonarotti. Tritt mit dem heiligen Schauer in die Sestina hinein, und die erhabenen prophetischen Terzinen werden dich anreden, dein Geist wird himmelwärts fortgeführt, kein Stillestand, keine Nebensache, kein Ruhepunkt, auf dem das Auge haften könnte. Die ganze Welt, Vergangenheit und Zukunft sind hier in eine übermenschlich kühne Dichtung zusammengedrängt. Die Erschaffung der Welt mit ihren großen Figuren, Gott Vater, Adam und Eva, Engel, der Verlust des Paradieses, die Prophetenzeit, die furchtbaren Gestalten, der entsetzliche Hesekiel, der unbegreiflich hohe Jesaias, die Sibyllen, und nun das zukünftige hohe Gericht, die furchtbare Vertilgung der Erde, die Wiedergebärung der Toten, das Ende der Zeiten.

In den ewigen Bildern spiegelt sich Angelos Größe, seine wilde Grazie, seine furchtbare Schönheit. Alle Gestalten sind größer als die irdischen, alle bezeichnet der kühne Stempel, der sie von allen übrigen Bildern auf immer absondert, aber nirgend liegt so der tiefe allegorische Sinn verborgen, das Geheimnis der

21. Sestina, s. die Anm. auf S. 26 zu Z. 33. — 26 ff. Die Erschaffung der Welt 2c. Deckengemälde in derselben Sixtinischen Kapelle des Vatikans.

Religion, das im jüngsten Gerichte webt. Die Zukunft thut sich auf, alle Bilder, alle Kraft und Anstrengung ist gleichsam zu matt, zu gewöhnlich, Buonarotti ergreift hier das Mächtigste, das Ungeheuerste, sein Gemälde ist der Schluß aller Dichtung, aller religiösen Bilder, das Ende der Zeiten.

Darum ist es klein, mit dem großen Meister über den gewählten Gegenstand zu rechten, ungeziemend, bei diesem Bilde über Handlung zu sprechen, und wenigstens unbillig, wenn nicht ungerecht, die Symmetrie der Gruppen zu tadeln.

Wenn dein Auge alles mit einem Blicke hier überschauen könnte, so wäre es nicht dieser große allmächtige Gegenstand, es könnte dann keine Offenbarung der Zukunft sein, die Symmetrie der Gruppen aber macht die Übersicht nach einiger Zeit möglich, in ihnen liegt zugleich das Geheimnis der Allegorie, darum kann und soll das Bild auch keine Handlung darstellen, die in einem einzigen Augenblicke vorgeht.

In allen Kunstwerken Michael Angelos ist das Streben zur Allegorie, dieses kalte große Ideal, von allem Reiz des Zufälligen und den Nebensachen entblößt, anzutreffen, in diesem großen Werke aber, eine seiner letzten Arbeiten, strebt alles hauptsächlich darnach hin, alles erhält nur durch die Allegorie Bedeutung und Würde. Von allem Irdischen entkleidet, sowohl Figuren als Gegenstand der Bildung, verlieren sich die gewöhnlichen Bedeutungen vom Schicklichen und Unschicklichen gänzlich.

Oben in Wolken sieht man Engel, die mit aller Anstrengung das Kreuz, die Martersäule aufrichten wollen. Man tadle hier nicht, und spreche von Unwahrscheinlichkeit, daß das Kreuz, das ein Einziger trug, jetzt der Macht vieler Engel zu schwer ist; denn eben hier hat Angelo einen großen Sinn hineinlegen wollen. Die Sünden des Menschengeschlechts, die Martern des Erlösers geben ihm diese Schwere, es wird immer wieder niedergezogen; bis die Glorie des Allmächtigen vollendet ist, bis alle Seligen heraufgeschwebt, alle Sünder hinuntergestürzt sind, kann die Säule, das heilige Kreuz nicht aufgerichtet werden.

Christus spricht das Urteil, seine sanfte Mutter erschrickt, sie verbirgt sich und schmiegt sich an ihn, der Erlöser ist in heftiger Bewegung, so eben steht er auf, und das entsetzliche Urteil ertönt aus seinem Munde. Die Heiligen neben ihm, männliche und weibliche, sind in ihrer Seligkeit ruhig, sie sind sich ihres Glücks

bewußt, aber doch ergreift sie der gewaltige Augenblick; Adam ist unter der Versammlung, einige Apostel erkennt man, die Märtyrer. Unter ihnen sieht man die Engel des Gerichts, die mit aller Macht in die Posaunen stoßen, um die Toten zum ewigen Leben aufzurufen: Schauder und Entsetzen ergreift den Beschauer, die mildeste Erhabenheit ist in ihnen dargestellt, sie dürfen, sie können nicht zierlich sein, Schönheit und Grazie würden dies Gemälde vernichten. Zur Seiten schweben selige Seelen auf, einigen entfällt das Leichentuch, die Sünden halten sie schwer zurück, aber sie streben und ringen mit vollem Andrange nach der Höhe. Die Allegorie regiert alle Figuren des Gemäldes, und alle Gestalten der Seligen sind noch von der schweren, irdischen Sünde belastet. Darum muß eine Gestalt von Heiligen mit Rosenkränzen in die Höhe gezogen werden: das Gebet wirkt, die Sünden sind ihr vergeben. Wer keinen Sinn dafür hat, wie wundersam die Allegorie oft das Gemeine in das Erhabene verwandeln kann, wird diesen Umstand seines Tadels vorzüglich würdig finden. Gegenüber die Verdammten, von bösen Engeln in den Abgrund hinuntergerissen. Entsetzen und kalte Verzweiflung, das Wildeste und Greulichste ist hier mit einer Kraft der Phantasie dargestellt, daß man den großen Sterblichen nicht genug bewundern kann, der diesen Stoff mit der Ruhe beherrschte, und alles zu seinem erhabenen Zwecke hinausführte.

Unten erstehn die Toten. In wunderlichen Stellungen kriechen sie aus der Erde, und sehn das Gericht; viele erschrecken, andre sind noch Gerippe, einige gestaltet, aber noch betäubt. Der alte Fährmann Charon ist unter ihnen, und treibt manche in seinen Kahn, der greuliche Minos vollzieht das Urteil. Man werfe nicht ein, daß hier Mythologie der Griechen mit christlicher Lehre vermischt sei, denn diese Bilder sind echt katholisch, und dürfen die Wirkung des Ganzen nicht stören; Michael Angelo ist es nicht allein, der die ehemaligen Götter der griechischen Nation einführt, manche Gedichte und Traditionen thun es auch, sie treten aber hier als Teufel auf, und der Sinn ist, daß die Gestalten, die die abgöttischen Heiden verehrten, böse, verdammte Geister waren, die sich verstellten, und so lange auf ihren Thronen herrschten, bis Christus ihr Reich zertrümmerte. Nun kommen sie im jüngsten Gerichte wieder, noch kenntlich, aber doch in einer andern furchtbaren, ihrer wahren Gestalt.

So ist mir dieses große Gemälde immer erschienen. Man sage nicht, daß der Maler die Stellungen gewählt, um seine Kenntnis des menschlichen Körpers, seine Gelehrsamkeit in den Muskeln zu zeigen, sondern alles muß drängen und streben, die höchste Kraft auszudrücken, Entsetzen, Furcht, Verzweiflung, Angst und Hoffnung beseelen jedwede Gestalt, jegliches Glied, selbst die Ruhe und das hohe Bewußtsein der Heiligen und Patriarchen ist Anstrengung und Kampf.

Es ist süß, die Herrlichkeit der Religion labend aus den Händen des menschenfreundlichen Sanzius zu empfangen, seine Passion zu sehn, in der die Größe sich so lieblich spiegelt: — aber hier, vor Angelos gewaltigem Mauergemälde bebt Liebe und Hoffnung zurück, das Ende der Zeiten ist da, alle heiligen Geschichten, die frühen Zeiten derselben sind nur Einleitung und Vorbereitung zu diesem Augenblick, nach seiner Verfließung kann die Phantasie nichts ersinnen und erfinden, die sterbende Zeit regt sich mit allen Muskeln im fürchterlichen Kampfe, die Religion spricht das ernste, unwiderrufliche Urteil.

Ich habe mit diesen Worten den gewaltigen Buonarotti nur gegen einige Unbilligkeiten rechtfertigen wollen, indem man diese hohen Gestalten zu oft wie irgend eine andre Historie beurteilt; wenn ich irrte, so irrte ich doch aus besserm Willen, als diejenigen kältern Menschen thun, die zu gern das Erhabene schmälern, um einem andern Liebling desto ruhiger Recht widerfahren zu lassen; oder wir irrten vielmehr aus gleichen Gründen, aus verzeihlicher Vorliebe, und Gott und die Kunst mag uns verzeihen.

---

5. Die Peterskirche.

Erhabenes Wunder der Welt! Mein Geist erhebt sich in heiliger Trunkenheit, wenn ich deine unermeßliche Pracht anstaune! Du erweckest mit deiner stummen Unendlichkeit Gedanken auf Gedanken, und lässest das bewundernde Gemüt nimmer in Ruhe kommen.

Ein ganzes Jahrhundert hat gesammelt an deiner steinernen Größe, und auf zahllosen Menschenleben bist du emporgestiegen zu dieser Höhe.

10. Sanzius, Rafael. — 27. Die Peterskirche. Von Wackenroder. Vgl. die Einleitung oben S. 4 und die Ausgabe der Phantasieen von 1814, S. 139 ff.

In nackten Steinbrüchen ist euer Vaterland, ihr mächtigen Mauern und Säulen! Manche grobe Hand hat dort für kümmerlichen Lohn der trotzigen rohen Natur ihre Marmorfelsen abgezwungen, unbekümmert, was jemals aus dem unförmlichen Klumpen würde; nur sein Eisen, sein Werkzeug war täglich des Arbeiters einziger Gedanke, bis er es einst zum letztenmale in die Hand nahm und starb.

Wie mancher, den nichts anders auf der Welt kümmerte, als diese Steine, einen fest auf den andern zu schichten für einen geringen Lohn, ist darüber von der Erde gegangen! Wie mancher, dessen Geschäft es war, diese Säulen und Gebälke mit allen kleinen Zierden in freien, reinen Linien auszuhauen, und der innerlich recht stolz sein mochte auf einen schönen Säulenknauf, der sich jetzt in dem unendlichen Ganzen verliert, hat sein Auge geschlossen, und kein Auge der Welt vielleicht hat den Säulenknauf wieder achtsam betrachtet nach dem letzten Male, da er ihn mit Freuden ansah.

Eine ganze Reihe von Meistern der Baukunst sind an der Schöpfung dieses Kolosses vorübergegangen: sie waren es, die durch Zeichnungen und Modelle von kleinem Umfange alle die hundert groben Hände regierten, und alle die unförmlichen Kinder der Felsen zu schönen Gestalten zusammenzauberten, und der eine größeste der Meister war es, der durch ein dürres Zahlengewebe und krumme Linien auf geringem Papier der ungeheuren Kuppel das Gesetz vorschrieb, die Last der Mauern kühn zu besteigen, und sich hoch in Lüften hängend zu erhalten.

Und auch eine ganze Reihe der Statthalter des heiligen Stuhls, welche durch armselige kleine Metallstücke, die sie von ihren toten, stillen Schatzkammern in die Welt streuten, wie durch elektrische Funken aus der schlafenden Kraft der groben Hände, der schlafenden Kunst der Steinarbeiter den schönträumenden Geistern der Architekten, eine vereinigte, sichtbare Wirklichkeit ans Tageslicht zogen, — welche, durch die millionenmal wiederholte elende Einförmigkeit dieser bedeutungslosen Metallstücke, ein so geistreiches Wunderwerk von so unerschöpflicher Schönheit und Erhabenheit für die Welt und die menschliche Würde eintauschten: — auch diese sind längst von ihrem glänzenden Stuhle aufgestanden, und haben ihren heiligen Fuß demütig in eben das dunkle Land gesetzt, wohin die Millionen, die sie als Gottes Statthalter anbeteten, eingegangen sind.

Wie mannigfache menschliche Spuren reden aus allen deinen Steinen hervor! Wie viele Leben sind an deiner Schöpfung zerschellt! Und du stehst, ein unsterblicher Bau, stützest dich auf deinen starken Mauern, und siehst unerschrocken hinaus in lange Jahrhunderte.

Die tausend einzelnen Steine der Felsen, die unförmlichen Massen, die verstümmelten Gliedern glichen, haben sich zu schlanken Säulen vereinigt, deren erhabene Gestalt das Auge mit liebevollen Blicken umschlingt, oder zur Kuppel, an deren sanften, mächtigen Wölbung der Blick jauchzend hinaufschwebt. Verschwunden sind die unzähligen verstümmelten Glieder: es steht ein Ganzes von Mauern und Säulen da, als wäre es beim Bau der Welt von Riesen aus weichem Thone gebildet, oder aus zerschmelzten Felsen in ungeheuren Formen gegossen. — Und die erstaunenswürdige Wirklichkeit dieses unglaublichen Traums, welche die Einbildungskraft erschreckt, worauf beruht sie, als auf ein paar flüchtigen Worten und Federstrichen jener dreifach bekrönten Häupter?

Doch du prangst in deinem Dasein, und hast nichts mehr an dir von deinem Ursprunge. Menschen erschufen dich, und du bist höherer Natur als das Geschlecht deiner Schöpfer, lässest die sterblichen Scharen langer Jahrhunderte niederknieen unter deinem Dome, und umhüllst sie mit der Gottheit, die ewig aus deinen Mauern spricht.

Wohl dem vergänglichen Menschen, daß er Unvergänglichkeit zu schaffen vermag! Wohl dem Schwachen und Unheiligen, daß er erhabene Heiligkeit gebären kann, wovor er selber niederkniet! Unter dem Himmel der frommen Kunst treibt die sterbliche Zeugungskraft eine goldene Frucht, edler als Stamm und Wurzel, hervor; die Wurzel mag vergehen, die goldene Frucht verschließt göttliche Kräfte. — Die Menschen sind nur die Pforten, durch welche seit der Erschaffung der Welt die göttlichen Kräfte zur Erde gelangen, und in der Religion und dauernden Kunst uns sichtbar erscheinen.

Ein herrlich-kühner Gedanke ist es, die Formen der Schönheit, die uns in kleinen vergänglichen Werken gefallen, in gewaltigen Räumen, majestätisch, mit Felsen für die Ewigkeit aufzuführen. Eine sehr edle Kunst, die, alle menschliche Gestalt und Sprache verachtend, denen die sämtlichen übrigen Künste dienstbar

17. dreifach bekrönt, weil die päpstliche tiara aus drei übereinanderstehenden goldenen Kronen besteht.

sind, allein darauf stolz ist, ein mächtiggroßes, sinnliches Bild der schönen Regelmäßigkeit, der Festigkeit und Zweckmäßigkeit, dieser Angeltugenden, und allgemeinen Ur- und Musterbilder in der menschlichen Seele, vor unser Auge zu stellen. Ihre Werke sind (gleich der harmonischen Wissenschaft der Weisheit in der Seele des Weisen) ein fest in sich verbundener schöner Zusammenhang von tragenden und getragenen Massen, von kühn hinanstrebenden Säulen und Wänden, und von schützenden, ruhig schwebenden und herabsehenden Decken und Gewölben. Frei unter Gottes Himmel stehn ihre Werke, und wurzeln unmittelbar in dem Erdenrund, dem Schauplatze aller Dinge; sie lassen sich nicht, wie die Werke der andern Künste, mit Händen regieren, das Geschlecht, das sie hervorbrachte, geht in sie hinein, fühlt sich von ihnen umschlossen, und sie sind die edlen Gefäße, die alle andre Kunst und Wissenschaft, ja die edelste Thätigkeit der Welt in ihren Räumen bewahren.

Was können sie Größeres bewahren und umschließen, als das Streben des Menschen nach der Gottheit? O, da müssen sich ihre Mauern erweitern, und ihre Kuppeln erheben, so weit sie vermögen, um einen mächtigen Raum zu umspannen, um viele, viele Kinder der Erde in einen mütterlichen Schoß zu sammeln, auf daß die einsam umherirrende Andacht von Tausenden, unter dieser Wölbung versammelt und von der ewigen Umarmung dieser heiligen Mauern umfangen, zu einer vereinigten Flamme zusammenbrenne, und die Gottheit ein würdiges Opfer empfange. Zahllose Mengen der Vergangenheit haben diese heiligen Mauern zur Andacht geweiht, und zahllose der Zukunft erwarten sie sehnlich in ihre Arme zu schließen.

Ich höre sie wohl, die vernünftigen Weisen, die spotten und sprechen: „Was soll der Welt die tote, unfruchtbare Pracht? Im engen, ungeschmückten Raume betet der Mensch so fromm, — und viele Dürftige, nebst Witwen und Waisen, hätten wir gespeiset und gekleidet von diesen steinernen Schätzen.“ — Ich weiß es wohl, daß man der Kunst und auch der Religion es bitter verarget, wenn sie in reicher, königlicher Pracht sich vor der Welt erheben. Es mögen dies sehr festgegründete Gedanken der menschlichen Vernunft sein, aber doch sind es nicht die Gedanken der schaffenden Vorsicht.

Nach einem durch menschliche Vernunft berechneten Gleich-

maße und einer strengen, geistigen Ordnung der Dinge wollen die Weisen unsre Erde neu erschaffen. Aber was ist die Erde, als ein uns hörbarer Laut aus der verborgenen Harmonie der Sphären? — ein uns sichtbarer flüchtiger Blitz aus den verborgenen dunkeln Wolken des Weltalls? — und was sind wir? — — Jenes gewaltsame Auf- und Niederwallen der irdischen Dinge, — daß sich das Hohe zum Hohen gesellt, und die Flächen und Tiefen verwahrlost vergehen, — erscheint mir nicht anders als der eigentümliche, geheimnisvolle Pulsschlag, das furchtbare, unverständliche Atemholen des Erdgeschöpfs. Wenn die Erde große und erhabene Dinge zum wirklichen, körperlichen Dasein bringen will, so bleibt ihr Streben immer irdisch, und sie kennt für Größe und Erhabenheit keine würdigere Gefährten, als irdische Schätze. — So hat auch selbst die leblose Natur, recht im irdischen Sinne, die wunderbare Schönheit ihrer Gebirge noch mit dem unterirdischen Überflusse der kostbaren Metalle verschwenderisch belohnt, indes endlose Wüsteneien unter ihrer kargen Hand verschmachten.

Drum schweige, menschlicher Witz, und laßt euch bezaubern, ihr frommen Sinnen, von der erhaben-übermütigen Pracht. — —

Aber ach! selbst dieses Wunder der Welt, wie verschwindet es in der kleinen Unendlichkeit der Dinge dieser Erde! — Es schrumpft zusammen, wenn das Auge sich eine kurze Spanne entfernt, und ist nicht da für alle übrige Welt. Ganze Weltteile haben nie davon gehört, und selbst Tausende, die es sehen, haben an wichtigere Dinge zu denken, und gehen gleichgiltig vorüber.

---

6. Watteaus Gemälde.

Oft hör' ich die Bewunderer der großen Meister von diesem Künstler mit einer gewissen Verachtung sprechen, und jedesmal thut es mir weh, weil ich mich an seinen Gemälden oft so innig ergötzt habe. Ich gestehe, daß keine Heiligkeit, keine Größe um diese Gebilde eines fröhlichen Gemüts strahlt, daß keine Begeiste-

26. Goethe arbeitete Juni und Juli 1787 an einem Aufsatze über die Peterskirche und schematisierte die Geschichte der Peterskirche. Vgl. auch Schillers Epigramm „Die Peterskirche". — 27. Watteaus Gemälde. Von Tieck. Vgl. die Einleitung oben S. 4; Köpke II, 284. — Antoine Watteau (1684—1721), französischer Genremaler, stellt die französische Gesellschaft seiner Zeit im affektierten Schäferkostüme dar.

rung, kein Streben nach dem Himmel aus dieser gemalten, leichten Tanzmusik spricht. Aber niemals habe ich so hart sein können, mich vor dem Lieblichsten aus unserm gewöhnlichen Leben zu verschließen, das Reizendste der Existenz von tausend und tausend Menschen nicht zu fühlen.

Denn so wie Rafael in der heiligen Geschichte waltet, wie er uns Engel und den Erlöser offenbart, und seine himmlischen Entzückungen durch das sanfte Werk seiner Hände verkündet, wie ein Himmelsodem und Gesang der Cherubim durch seine Dichtungen weht und klingt, so nahm dieser Künstler, dem Ohr und Geist für Himmelstöne verschlossen war, die gewöhnlichste Menschheit gern und liebevoll in sich auf. Man verzeihe mir, daß ich diese beiden Namen nebeneinander nenne. Soll es unerlaubt sein, die gewöhnlichen Ergötzungen, die heitern Stunden des frischen, sinnlichen Genusses, die zierlichen, leichten Gestalten aufzufassen und verschönert darzustellen? — Mich dünkt, der Geist des Menschen ist wunderbar reich, er umfaßt die Gegenstände, die an beiden Enden ruhn, mit seinen Armen ohne Anstrengung, das Getrennteste liegt immer nicht so fern, als wir im ersten Augenblicke wähnen.

So, geliebter Leser, dringen Klänge irdisch zu dir empor, wenn Tanzmusik deinen Fuß beflügelt und du unwillkürlich und lächelnd den Tönen innerlich nachgehst, so führen sie dich in ein Land voll flüchtiger Gestalten, das dir ganz nahe liegt, dann kommen froh durchlebte Augenblicke in dein Gemüt zurück, dann tritt vor Watteaus Gemälde.

Hier siehst du das trauliche Geschwätz der Liebe, die angenehmen Abenteuer, das Begegnen der glänzenden Augen. Bunte, flatternde Gewänder, tolle und possierliche Masken sind in allgemeiner Fröhlichkeit gesellt, das Seltsamste der Gestalten kühn unter die gewöhnlichen Figuren gemischt. Tänze drehen sich herum, eine angenehme Verwirrung nimmt den Blick gefangen. Dort horchen Liebende auf die Töne der Zither, die ein frischer Jüngling aus dem Instrumente lächelnd schlägt, abseits sitzen Schöne gleichgiltig, vorüber wandeln im gleichgiltigen Gespräch durch die Gartenschatten zwei schöne Männer: sie sehn nur eben nach den Mädchen hin. So wie im Leben sich Verbindungen leise knüpfen, sich unmerklich Vorfälle entwickeln, so auch hier; man glaubt in andern Blättern diejenigen verschlungen, in Armen verstrickt, wiederzufinden, die hier so gleichgiltig nebeneinander vorübergehn.

In andern Geschichten sieht man des Mädchens und des Jünglings Sehnsucht, im dunkeln schönen Gebüsch lauscht die mutwillige Horcherin. Wagen mit geputzten Gestalten kommen, andre gehn zurück. Wirst du auch hier nicht die große magnetische Anziehung des Idealischen gewahr, so mußt du doch diese Bilder ebenso wie das wirkliche Leben achten und dich ihrer ebenso erfreun.

Sonderbar ist es mir immer vorgekommen, daß der Künstler, der diese Gebilde um sich herspringen und tanzen ließ, selber verdrossen und menschenfeindlich war. Er zog sich ganz in seine eigne Farbenwelt zurück, seine Phantasie ward heiter und fröhlich, sowie er den Pinsel ergriff. Ich habe ihm innerlich schon oft für seine Romanzen, für seine Tanzlieder Dank gesagt, für seine allerliebsten Weingesänge; ich habe oft nach Betrachtung seiner Gemälde die Regung des Lebens um mich lieblicher gefühlt. Aber aus größern Ursachen ist es auch wohl gut, wenn wir das Hohe der Kunst innigst fühlen, und mit dem Geiste des Erhabenen geläutert werden, zuweilen wieder durch lustige Geister in die nähere Umgebung rückgerufen zu sein.

---

7. Über die Kinderfiguren auf den Rafaelschen Bildern.

Wie wundervoll und schön ist es, sich oft mit allen Gedanken in der nächsten Gegenwart zu verlieren und das Treiben des geheimnisvollen Lebens so recht eigentlich zu merken und zu spüren! Wir werden uns dann selbst zurückgegeben und treffen süße Gefühle und Ahndungen wieder an, die uns vielleicht schon seit der Kindheit verließen.

So geht es uns zu mancher Zeit, wenn wir die unmündige Menschheit betrachten, wenn wir unsern Blick einmal recht eigentlich auf diese verschlossenen Knospen heften, in deren unbefangenem Lächeln, in ihren süßen heitern Augen, die jammervolle Zukunft schläft; die sich so innig genießen, und nichts weiter zu wissen streben. Wenn wir der Kinder holdseliges Angesicht betrachten, so vergessen wir gern und leicht die Verwickelungen der Welt, das Auge vertieft sich in den wunderbaren reinen Zügen, und wie Propheten einer schönen Zukunft, wie zarte Pflanzen, die unerklär-

20. Über die Kinderfiguren ꝛc. Von Tieck. Vgl. die Einl. oben S. 4; Köpke II, 294.

lich aus der längstentflohenen goldenen Zeit zurückgekommen sind, stehn die Kinder um uns. Wir wissen uns nicht darin zu finden, daß diese Gestalten mit uns um den Bronn des Lebens sitzen, und noch nichts thun, als sich selber darin beschauen. Wir sehn mit ihnen hinab, und können uns nicht genug darüber verwundern, daß das das Leben sei. So kömmt denn in unsre Seele die Erinnerung der himmelsüßen Unschuld, immer tiefer, ernster und heiterer schauen wir in das spiegelnde Gewässer hinab und glauben am Ende nichts wahrzunehmen als uns und über unserm Haupte die lichten Wolken, wie im Begriff, als Glorie herunterzusteigen und uns mit Strahlen zu umflechten.

Wie durch den dichten Wald oft wunderliche Töne laufen, die wir niemals finden, so giebt es feine Seelen von Gedanken, wie ich sie nennen möchte, die niemals in uns wohnhaft werden, die uns nur wie aus der Ferne grüßen und locken, wir wenden Sinn und Geist danach, und haschen und erringen sie nie, oft gewahren wir sie nur wie ein fortschwebendes Gebilde, wie unstäte Erinnerung. Je älter sich der Mensch in seine irdische Hülle hineinlebt, um so mehr gewöhnt er sich an alle Erscheinungen in und außer ihm, er zieht sich immer mehr in das Dunkelste des Erdenlebens zurück, und meint dann, es bewohne die Klarheit; es flimmert und blitzt nur selten mehr in seine Seele von oben hinein und wenn er auch die wunderseltsamen, heilverkündenden Lichter gewahrt, so hält er sie nur allzugern für Täuschung.

Dieser Ätherschimmer, diese Erinnerungen der Engelswelt leben und regen sich noch hell und frisch im Kindergeiste, der dunkle Schatten der Erdgegenstände ist noch nicht verfinsternd in den Glanz hineingerückt, die irdischen Geschäfte, die hiesigen Leidenschaften und Entwürfe, diese träge Liebe und dieser wilde Haß, alles liegt noch weit zurück, wie eine unkenntliche Verzerrung: und darum stehn die Kindlein wie große Propheten unter uns, die uns in verklärter Sprache predigen, die wir nicht verstehn. Zu oft suchen wir mühsam im Kindesantlitz den künftigen Mann, aber schöner und erfreulicher ist es, im Manne die Spuren seiner Kindheit aufzusuchen, und die Glücklichsten sind die zu nennen, in denen der Stempel sich am wenigsten verwischt hat. Denn sind die Menschen nicht verdorbene, ungeratene Kinder? sie sind nicht vorwärts, sondern zurückgegangen; das Kind ist die schöne Menschheit selbst.

Diese Kinder, wie ich sie hier beschrieben habe, hast du, o

Rafael! uns dargestellt. Du hast es nicht der Mühe wert gehalten, das eigentliche unverständige Kindische nachzuahmen, wie die Geschicklichkeit andrer Maler gethan hat, und man hat dich nur zu oft darum getadelt. Ich spreche hier nicht vom Erlöser, von den Engeln, die unsre Anbetung auf seinen Bildern fordern, auch in fröhlichen Aufzügen, auf Instrumenten spielend, im Scherzen hingegeben, finden wir auf seinen Bildern Kinder, die mit ihrer Weisheit, mit ihrem hohen, geheimnisvollen Ernst die umstehenden Greise beschämen, zu denen wir gleichsam hinaufblicken, um Rat zu fragen, wie das irdische Leben zu führen sei. — Sie sind so wahrhaft ernst und erhaben, weil sie den Ernst, die Erhabenheit noch nicht kennen, die wir Erwachsenen nur immer so zu nennen pflegen; weil sie dem Quell des Glanzes noch so nahe stehn, der immer dunkler sich entfernt, jemehr das Leben in die Jahre rückt.

Alle Welt braucht den Ausdruck kindisch, und tadelt stets damit. — O Rafael, welchen erhabenen Wink hast du uns gegeben! wie groß sprichst du dies Wort aus und unterweisest uns! Aber sie haben dich so wenig wie den Erlöser gehört, der auch wie du zu uns sagte: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Reich Gottes“; und wieder: „Wahrlich, ich sage euch, wenn ihr nicht werdet, wie dieser einer, so werdet ihr nicht das Reich Gottes schauen!“

Mit diesen großen Worten will ich am liebsten meine Betrachtung schließen.

---

8. Ein paar Worte über Billigkeit, Mäßigkeit und Toleranz.

Viele werden es mir übel deuten und mitleidig lächeln, daß ich immer wieder auf Rafael zurückkomme, und mich in meinen Worten über ihn nicht mehr zu mäßigen trachte. Sie werden mich tadeln, daß ich stets von ihm so ohne alle Einschränkung spreche, nicht eine billige Begeisterung abmesse, und auch den übrigen ihr Recht widerfahren lasse. Ohne daß ich seinen Namen suche, fällt er mir bei, wenn von der Kunst der Malerei die

20 f. Evang. Marci 10, 14. — 22 ff. Evang. Matthäi 18, 3. — 27. Ein paar Worte über Billigkeit ꝛc. Von Tieck. Vgl. die Einleitung oben S. 4; Köpke II, 294.

Rede ist; er dient mir zum festen Maßstabe alles Großen und Schönen, zum erläuternden Bilde.

Wer vom Erhabenen gerührt wird, wem sich die Wunder des Schönen aufschließen, dessen ganze Seele wird durch den Enthusiasmus fest hinein verwachsen, und ihm wird es unmöglich sein, sich mit kalten, abgemessenen Lobsprüchen zu begnügen. Können wir denn die Göttlichkeit der Kunst, das Höchste, was die menschliche Seele hervorbringen kann, nach der Elle des Kaufmanns messen, oder nach Goldgewichten abwägen? Die wahre Schöne, die Größe der Kunst ist unergründlich, sie zieht unser Herz, wo wir sie wahrnehmen, magnetisch an sich, wir fühlen bis in die innersten Tiefen unsre ewige Verwandtschaft, es zuckt wie mit Blitzesschlägen durch unsern Geist, wir erkennen das Göttliche, und ringen im schönsten Kampfe danach, wir streben ein Zeichen von uns zu geben, eine Vergeltung, ein Band, das unzerreißbar die verwandte Erhabenheit an uns ketten soll, und so ergießt sich unsre Sprache in begeisterter Rede, weil wir dermalen noch durch Organe uns kund geben müssen, und die Kraft der Seele nicht unmittelbar zu den goldenen Ätherbildern emporsteigen kann.

Der Enthusiasmus (von dem falschen, erheuchelten darf ich hier nicht sprechen) ist kein Lobpreisen des fremden Geistes, sondern ein schönes Bekenntnis unsrer eignen Größe, von der echten Kunst sollte nie ohne Enthusiasmus gesprochen werden. Auf ähnliche Weise, wenn wir die Naturkräfte um uns her wirken fühlen, wenn die wohlthätige, majestätische Sonne aufgeht, und rings die Geister schaffend durch die tausendfältigen Naturen dringen, und wir vom Berge her, vom Thal herauf das verwandte Leben, die freundlichen Kräfte vernehmen und fühlen, uns im Einklange mit der sichtbaren und unsichtbaren Welt, so sprechen wir gern diese Wonne aus, wir möchten ein Andenken an das hohe Bewußtsein unsrer selbst stiften, und so entsteht das Gebet, der Gedanke an Gott. Wem das glühende Gefühl einmal so weit den Busen dehnt, wer wird da noch seine Worte meistern und zählen, wer denkt daran, in seinem Hymnus auf den Höchsten sich zu mäßigen, und Kreaturen außer jenem ihr Recht widerfahren zu lassen?

10. Schöne, Schönheit; vgl. Schillers „An die Künstler": „Schwingt euch ... zum Strahlensitz der höchsten Schöne".

Ich komme von meiner Vergleichung, die mir nicht so kühn dünkt, als sie den meisten erscheinen wird, zurück. Gar viele Leute meinen immer, ihr eignes Verdienst, oder ein andres, das sie meist selbst nicht deutlich denken, werde geschmälert, wenn man irgend eins als das Höchste, Vortrefflichste, Vollendetste lobpreist. Als wenn nicht jedes Große und Schöne in einer eignen Welt, in eignen Elementen lebte, sich durch sich selbst ernährt und erhält. Keine feindselige Gewalt kann hier hereinbrechen und zerstören, ewig begründet wie die Welt, auf sich selber ruhend, undurchdringlich, bewegt sich jede Schönheit in ihren eignen Kreisen, und jeder, der es versuchte, nicht wagte zu verfolgen, erscheint so albern und mitleidswürdig, nicht hassenswert, als der es unternimmt, mit schwacher Zunge Gott zu lästern. Es ist kein Wagestück, es ist ein Verkennen seiner selbst.

Aber sie fühlen es, die meisten, wie ihr zu irdischer Busen nicht dafür gebaut ist, die glorreiche Flamme des Enthusiasmus zu beherbergen. Sie erschrecken vor dem Gefühl, wenn sie es nur aus der Ferne auf sich zukommen sehn, denn die Thorheiten, die Albernheiten, ihre gemeine Freude ist im Begriff zu entschwinden, alles, was ihnen wert ist, wovor sie eine heilige, ehrende Furcht hegen, will sie verlassen, das Glück der Häuslichkeit, ihr kleiner Stolz auf ihre Vortrefflichkeit. Ein Wasser, das sie nur als Quell dulden, breitet sich in ein großes, glänzendes Meer aus, und will sie und all ihr Wissen verschlingen. Da retten sie sich gern und ihre Armut, und gestehn lieber ihre Dürftigkeit, daß sie zu schwach sind, den Gott zu beherbergen, daß es ihnen leid thue, daß er sich nicht mit der kläglichen Ehre und Genugthuung begnügen wolle, die sie ihren andern Götzen mit Selbstzufriedenheit gern bringen. Darum verlästern sie die Begeisterung, weil sie ihnen Verfolgung dünkt, sie holen die Bilder ihrer Lieblinge, ihrer Künstler, die vor dem Angesichte der hohen Kunst vernichtet werden, und stellen sie als Mauern und Schanzen um sich her. Die Feinde wollen unsern Gottesdienst zerstören! unser Heiligstes uns entreißen! so entsteht ein Geschrei, und alle versammelt der blinde Lärm, denn niemand achtet ihrer, die Kunst fährt mit ihren Lieblingen auf einem Triumphwagen vorüber, und lächelt über die Waffenrüstungen, über die vermeintliche Not, über den eingebildeten Religionskrieg der Ohnmächtigen.

Andre sind, die sich überaus weise dünken, weil sie an sich

selbst blutarme Erfahrungen gemacht haben. Sie führen ein Leben, wie einen Traum, es fängt an, es endet ohne Ursache und hat keinen Mittelpunkt. Sie werden hin- und hergetrieben, bald von Laune, bald von kleinlicher Leidenschaft regiert. Sie hören von der Größe, von den Heroen, von der Poesie, und meinen, alles sei dieselbe Thorheit, die sie treiben, nur daß sie dergleichen Schwachheit noch an sich selber nicht erlebt haben. Es fügt sich wohl, daß eine Liebhaberei an Gemälden, an Dichtern, den ersten besten, die sich finden, sie berührt: sie kommen in leidenschaftliche Hitze, sie zanken, streiten, und meinen sie bewundern, sie tauschen diese Thorheit ohne Bedauern gegen eine andre, die ihnen die Welle auf dem Lebensstrome entgegenbringt. Unter ewigen unstäten Abwechselungen führen sie ihr Dasein, jeder erscheint ihnen ein Thor, der sich ein edles, festes Ziel setzen will, dem er trotz Wind und Wogen mutig entgegenrudert. Sie lächeln der Begeisterung, und sind versichert und schwören, daß diese Aufwallung noch heute und spätestens morgen vorübergehn werde, daß man heute dieses hitzig lobe, und morgen das, was man in dieser Stunde verachte. Diese rechnen uns immer ihr Ungefühl für Billigkeit und Mäßigkeit an: sie meinen die Welt und alles darin von gar vielen Seiten zu betrachten, wenn sie sich mit blinden Augen dem spielenden Zufalle überlassen, und bald hier, bald dort in einer leeren Gegenwart mit allen ihren Wünschen ankern.

Was soll ich aber von jenen sagen, die mir immer am verdrießlichsten gefallen sind und die meiste Langeweile erregt haben? — Die als Knaben mit unnützer Hitze und wilder Eitelkeit über Kunst und Wissen fielen, und alles wie Blumen pflückten und rissen, um sich damit zu putzen; die als Jünglinge noch Knaben blieben, und sich bald mutlos dem Eigennutze, der Sorge für ihre dürftige Wohlfahrt überließen, die sie ihr Schicksal, ihr Verhängnis nannten? — Immer tiefer in das Leben hineingelebt, fällt es wie Mauern hinter jedem ihrer Schritte, den sie zurückgelegt haben; sie sehn auch nur vorwärts, ihrem Gewinne, ihren Titeln, ihrer Ehrerbietung entgegen, die ihnen andre bezeigen, immer enger wird ihr Weg zu beiden Seiten, immer mehr schrumpft ihr Herz zusammen, und das, woran sie leiden, ist ihr Stolz, ihre Krankheit ist ihr Glück, die sie E r f a h r u n g und W e i s h e i t nennen. Sie billigen mit einschränkendem Bedauern die Begeisterung, weil sie sie für das Jünglingsfeuer halten, an dem

sie sich als Kinder auch verbrannten, um sich nachher desto mehr davor zu hüten: sie behandeln den Enthusiasten gern wie einen jüngern unmündigen Bruder, und sagen ihm, wie mit den Jahren alles, alles schwindet, und wie er dann das eigentliche Leben, die eigentliche Wahrheit kennen lernt. So unterweist der Schmetterling den Adler, und will, daß er sich doch auch einmal, wie er gethan, einspinnen soll, und dem Fluge und der tändelnden Jugend ein Ende machen.

So wahr ist es, daß viele in der Unerfahrenheit der Jugend noch am besten sind, daß die Klugheit der Jahre sie erst mit dem dichtesten Nebel überhängt, und daß sie dann den Glanz der Sonne leugnen.

Wie aber lobst du, Unmündiger, deine schwachen Götter, wenn du alle preisest? Nenne das Wort Toleranz nicht, denn du verstehst es nicht: Du verfolgst, entwürdigst das Höchste, um nur das Unbedeutende, Flache und Schlechte dulden zu können, du verdammst den Heiland und bittest für den Schächer.

Tolerant und duldend ist der, der die Kunst mit wahrem Enthusiasmus liebt, er will, daß alles nach seinem Maße in seinem Kreise ein eignes Leben führe, sogar das Alberne und Abgeschmackte, nur will er nicht, daß man das Gemeine an seine Götter reihe; ertragen will er alles, lieben und anbeten aber nur das Höchste.

9. Die Farben.

So oft ich in die wunderbare Welt hineinblicke, und mir vorstelle, ich schaute sie zum erstenmale an, so verwundre ich mich jedesmal über die unendliche Mannigfaltigkeit der Formen, über die verschiedenartigen Gebärden, die jedes andre Wesen unter den übrigen macht. Wie alles Lebendige und Leblose, Kreatur, Fels, Baum, Gesträuch, sich mannigfaltig bewegt und rührt, wie es in andrer Organisation da steht und das wirkende Leben in ihm Zweige und Blätter hervortreibt, oder in Gliedern, in Flossen, in Flügeln auseinander strebt. Die Pflanzenwelt und das Steinreich hängt mit Seel' und Leib unmittelbar mit der alles erzeugenden Erde zusammen. Die Menschen und das Tiergeschlecht

24. Die Farben. Von Tieck. Vgl. die Einleitung oben S. 4; Köpke II, 204.

machen einen für sich bestehenden Staat, sie erzeugen sich in ununterbrochener Folge durch sich selbst, sie rufen nur die übrige Natur in ihrer Existenz zur Hilfe.

Aber noch seltsamer fällt es mir auf, wenn ich die unterschiedlichen Farben betrachte, wodurch alle Gegenstände noch mehr getrennt, und denn gleichsam wieder verwandt und befreundet werden. Ein unbegreiflich geistiges Wesen zieht sich als freundliche Zugabe über alle sichtbaren Gegenstände, es ist nicht die Sache selbst und doch unzertrennlich. Wie wunderschön und bunt steht nun der grüne Wald mit seinen Bäumen, mit seinen heimlichen Blumen, mit seinen lebendigen Kreaturen und gefärbten Vögeln da! Der Sonnenschein irrt und funkelt hinein, leuchtet und betrachtet sich gefällig auf jedem Blatte, auf jedem Grashalm. Dabei kein stummes, einsames Schweigen: der ermunternde Wind zieht durch die Baumwipfel und rührt alle Blätter als ebenso viele Zungen an, der Baum schüttelt sich vor Freude, und wie in einer Harfe regen sich und rauschen unsichtbare Finger. Die jubelnden Vögelein werden zu Gesängen angefrischt, tausend Klänge und Stimmen irren und verwirren sich durch einander und eifern mit Gesangesheftigkeit; das Wild verschweigt nicht seine Lust, aus den Wolken hernieder die Lerchen, dazu die Bächlein, die wie stille Seufzer des Entzückens auf der niedern Erde fortrollen, — welcher Geist, welche Freundschaft rührt die unsichtbaren, verborgenen Springfedern an, daß alles sich mit unermeßlicher Mannigfaltigkeit zu Gesang und Klang ergießt?

Wie soll ich aber den Glanz des Abend-, des Morgenrotes beschreiben! Wie den rätselhaften Mondschimmer und die wiederspiegelnden Gluten in Bach und Strom! Um Schmetterlinge, um Blumen spinnt sich der rote, blanke Glanz, und bleibt fest, die Traube, die Kirschen werden vom weichen Abendrot befühlt und bespiegelt, und in dem grünen Laube hängen grell die roten Früchte. Beim Steigen, beim Sinken der Sonne, beim Schimmer des Mondes ist die Natur in einer raschen, unwillkürlichen Entzückung, in der sie noch freigebiger ist, noch weniger spart, und wie ein Pfau in stolzer Pracht allen Schmuck mit inniger Freude rauschend auseinander schlägt. Unter den Tönen der Natur kann ich nichts als das Schmettern und Flöten der Nachtigall damit vergleichen, die einem Echo gegenüber singt.

So spreitet die ganze Natur dem Sonnenglanze Netze ent-

gegen, um die funkelnden Schimmer festzuhalten und aufzufangen. So erscheint mir die Tulpe als vergängliche Mosaik von flimmernden Abendstrahlen, die Früchte saugen den Schein in sich, und bewahren ihn fröhlich auf, so lange die Zeit es ihnen gönnt: wie die Bienen den Honig suchen, so wiegen sich Schmetterlinge in den lauen Lüften, und stehlen von der Sonne manchen Kuß, bis sie mit Himmelblau, mit Purpurrot und goldenen Streifen erglänzen. So spielt die Natur mit sich selbst in ewig reger, bewegter Klarheit. Wenn Wolken über die Sonne ziehn, dann entfliehn alle flammenden Lichter, der Glanz in Bäumen und Blumen erlischt, die Farben stehn matter: Schatten und Schwärze vertilgen und dämpfen das Jauchzen, die triumphierende Freude der brennenden Welt.

Aber dennoch regiert gleichsam in den untersten, geheimsten Tiefen der Erde eine andre, unsichtbare Sonne. Wie ein furchtbarer Pluto waltet und belebt sie in ihrem grausen Orkus. Da erglänzen die Krystalle, sie läßt seltne Strahlen an die Gold- und Silbererze anflimmern, mit sparsamem Schimmer schmückt sie ihr unergründliches, unzugängliches Reich aus. Die abgelegenen Brunnen rieseln unterirdisch eine Totenmelodie. Der Mensch holt aus den Schlüften die Edelsteine heraus, und macht ihnen aus ihrem Sarge Platz, daß die oberirdische Sonne sie bescheinen kann, dann funkeln und glänzen sie mit tausend Strahlen, und nehmen oft sein thörichtes Herz gefangen. Die Gold- und Silbererze werden ausgeschmolzen und poliert, und nachgeahmte Sonnen rund daraus geprägt; oft fühlt er sich nach diesen mit allen Sinnen hingezogen, vergißt das Morgen- und Abendrot, die Natur, den grünenden Wald, der Vögelein Gesang und sie mit ihrem verführenden Klang, ihrer Sirenenstimme sind ihm Gesang und Sonnenpracht, er stellt sie mit ihrem Funkelschein zu seinen Götzen auf, und leblose Metallstücke behandeln ihn wie ihren gedungenen Sklaven.

Die Musik hat das Schönste der Naturtöne gesammelt und veredelt, sie hat sich Instrumente gebaut, aus Metall und Holz, und der Mensch kann nun willkürlich eine Schar von singenden Geistern erregen, so oft er will; die Kunst beherrscht das große, wunderbare Gebiet. Die wollüstige Phantasie hofft, einst einen

21. Schlüften, s. S. 277, 25.

noch höhern überirdischen Gesang der Sphären anzutreffen, gegen den alle hiesige Kunst roh und unbeholfen ist.

Die Malerei hat aus Pflanzen, aus Tieren und Steinen die Farben an sich selbst erbeutet, und ahmt nun und verschönert Gestalt und Färbung der wirklichen Natur. Die Künstler haben große und wunderbare Werke erschaffen; allein der Maler kann auch wie der Musiker hoffen, vielleicht einst die großen, erhabenen Urbilder zu seinen Bildungen anzutreffen, die sich körperlos in den schönsten Formen bewegen.

Farbe ist freundliche Zugabe zu den Formen in der Natur, die Töne sind wieder Begleitung der spielenden Farbe. Die Mannigfaltigkeit in Blumen und Gesträuchen ist eine willkürliche Musik im schönen Wechsel, in lieber Wiederholung: die Gesänge der Vögel, der Klang der Gewässer, das Geschrei der Tiere ist gleichsam wieder ein Baum- und Blumengarten: die lieblichste Freundschaft und Liebe schlingt sich in glänzenden Fesseln um alle Gestalten, Farben und Töne unzertrennlich. Eins zieht das andre magnetisch und unwiderstehlich an sich.

Die menschliche Kunst trennt Skulptur, Malerei und Musik, jede besteht für sich, und wandelt ihren Weg. Aber immer ist es mir vorgekommen, als wenn die Musik für sich in einer abgeschlossenen Welt leben könnte, nicht aber so die Malerei: zu jeder schönen Darstellung mit Farben giebt es gewiß ein verbrüdertes Tonstück, das mit dem Gemälde gemeinschaftlich nur eine Seele hat. Wenn dann die Melodie erklingt, so zucken gewiß noch neue Lebensstrahlen in dem Bilde auf, eine gewaltigere Kunst spricht uns aus der Leinwand an, und Ton und Linie und Farbe dringen in einander, und vermischen sich mit inbrünstiger Freundschaft in eins. Dann hätten wir wohl die Kunst als Gegenstück zur Natur, als höchst verschönerte Natur, von unserer reinsten und höchsten Empfindung eingefaßt, vor uns. Darum geschieht es wohl, daß in Kirchen zuweilen selbst unbedeutende Bilder so wundersam in uns hineinsprechen, und wie mit einer lebendigen Seele zu uns hinatmen, verwandte Töne verscheuchen den toten Stillstand, und erregen in allen Linien und Farbenpunkten ein Gewimmel von Leben. Die Skulptur will nur die Formen ausdrücken, sie verschmäht Farbe und Sprache, sie ist zu idealisch, um etwas mehr zu wollen, als sie selber ist. Die Musik ist der letzte Geisterhauch, das feinste

Element, aus dem die verborgensten Seelenträume, wie aus einem unsichtbaren Bache ihre Nahrung ziehn; sie spielt um den Menschen, will nichts und alles, sie ist ein Organ, feiner als die Sprache, vielleicht zarter als seine Gedanken, der Geist kann sie nicht mehr als Mittel, als Organ brauchen, sondern sie ist Sache selbst, darum lebt sie und schwingt sich in ihren eignen Zauberkreisen. Die Malerei aber steht zu unschuldig und fast verlassen in der Mitte. Sie geht darauf aus, uns als Form zu täuschen, sie will das Geräusch, das Gespräch der belebten Welt nachahmen, sie strebt, lebendig sich zu rühren, alle Kraft ist angeregt, aber doch ist sie unmächtig und ruft die Musik um Hilfe, um ihr ein großes Leben, Bewegung und Kraft zu leihen. Darum ist es so schwer, ja fast unmöglich, ein Gemälde zu beschreiben, die Worte bleiben tot, und erklären selbst in der Gegenwart nichts: sobald die Beschreibung echt poetisch ist, so erklärt sie oft, und ruft ein neues Entzücken, ein fröhliches Verständnis aus dem Bilde hervor, weil sie wie Musik wirkt, und durch Bilder und glänzende Gestalten und Worte die verwandte Musik der Töne ersetzt.

Wer leugnet es, daß sie auch an sich große Zwecke erfüllt? Sogar eine einzelne Blume in der Natur, ein einzelnes abgerissenes Blumenblatt kann uns entzücken. Es ist nicht sonderbar, daß wir an der bloßen Farbe ein Wohlgefallen äußern. In den abgesonderten Farben sprechen die verschiedenen Naturgeister, wie die Himmelsgeister in den verschiedenen Tönen der Instrumente. Wir können nicht aussprechen, wie uns jede Farbe bewegt und rührt, denn die Farben selber sprechen in zarterer Mundart zu uns: Es ist der Weltgeist, der sich daran freut, sich auf tausend Wegen zu verstehn zu geben und doch zugleich zu verbergen; die abgesonderten Farben sind seine einzelnen Laute, wir horchen aufmerksam darauf hin, wir merken wohl, daß wir etwas vernehmen, doch können wir keinem andern, uns selber nicht Kunde davon bringen; aber eine geheime magische Freude durchströmt uns, wir glauben uns selbst zu erkennen, und uns einer alten, unendlich seligen Geisterfreundschaft zu erinnern.

10. Die Ewigkeit der Kunst.

Es geschieht nicht selten, daß Leute unsern Enthusiasmus dadurch zu hemmen suchen, daß sie uns die Nichtigkeit und Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge vor die Augen stellen. Vielen Gemütern ist es eigen, daß ihre Phantasie schon unwillkürlich die Bilder von Tod und Ewigkeit erweckt, um der etwanigen Begeisterung ein bestimmtes Ziel zu setzen. Auf diese Geschicklichkeit setzen sie einen hohen Wert, und meinen, daß nur das sogenannte Unvergängliche und Unsterbliche ihrer Anbetung würdig sei.

Wenn wir die Zahl der Gestirne betrachten und erwägen den Lauf der Zeit, die schon über so manche Vergangenheit hinübergeschritten ist, wenn wir uns dann in die bodenlose Tiefe der Ewigkeit verlieren, so erzittert der Mensch oft in sich selber, und sagt zu sich: „Wie kannst du den Preis dieser kleinen Gegenwart so hoch anschlagen, da sie sich wie ein unbemerkter Punkt in dem unermeßlichen Ocean verläuft? Was kann deine innige Verehrung verdienen, da du nicht sicher bist, ob nicht blinde Vergessenheit alle deine Götter einmal verschlingt?"

Wenn nun vor dem Bilde eines Helden, eines großen Künstlers unsre Seele in wollüstigen Schauern zittert, wenn wir gleichsam die ganze Welt und alle ihre Menschen in diesen einen Moment, in diese eine Anbetung zusammenpressen möchten, und wie das innerste Rad eines Uhrwerks allen übrigen Seelen denselben Schwung mitteilen wollten: so lächelt ein andrer oft wehmütig und mit stiller Größe über unsern lautschallenden Hymnus, und zeigt auf die tiefen Abgründe der Vergangenheit, auf die unbekannte ewige Zukunft, wir scheuen ihn wie thörichte Kinder, und er möchte uns gar zu gern wieder das Gefühl der allgemeinen Unbedeutenheit mitteilen.

Gern möchtest du uns dadurch alles Große und Edle alltäglich machen, durch den schwarzen Schatten des Todes strebst du allen Glanz zu verlöschen. Du bildest dir ein, die bloße Vorstellung der Vernichtung, das blinde Ungeheuer Zeit dürften über unsere höchste und reinste Liebe triumphieren, unbekannten Götzenbildern müsse alles sich neigen, und desto furchtbarer sei die Gewalt, je rätselhafter und unverständlicher sie sei.

1. Die Ewigkeit der Kunst. Von Tieck. Vgl. die Einleitung oben S. 4; Köpke II, 294.

Wenn wir in reicher, frischer Lebensgegenwart unbefangene Blicke auf die Welt und in unser Inneres werfen, wenn wir den hohen Gang der edelsten Geister wahrnehmen und alle ihre Thaten, Gesinnungen und Kunst ganz nahe an unsern Herzen fühlen, dann erscheinen uns die Phantome trüb' und leer, die sonst unsre Phantasie gar zu leicht mit Entsetzen und Ehrfurcht erfüllen, wir empfinden es lebendigst, wie unsre Liebe ewig sei, wie kein Tod sie beschatten könne, kein Bild der Ewigkeit sie unbedeutend machen dürfe.

Wir haben uns an die Vorstellung gewöhnt, Ewigkeit nur unter dem Bilde der zukünftigen Zeit zu denken, so mit schwindelndem Blick in die ungemessne Länge künftiger Jahre hinabzuschauen, und uns den wiederkehrenden Kreislauf von Begebenheiten und Ereignissen dazu zu denken. Eine lange Reihe unkenntlicher Gestalten zwingt uns eine blinde Ehrfurcht ab, wir entsetzen uns vor einem trüben Bilde unsrer eignen Phantasie, wir fürchten uns vor uns selber. Ist es denn die majestätische Unvergänglichkeit, die auf uns zukömmt? Wir vergessen, daß die Gegenwart ebensogut ewig zu nennen sei, daß die Ewigkeit sich in den Umfang einer Handlung, eines Kunstwerks zurückziehn könne, nicht deswegen, weil sie unvergänglich daure, sondern weil jene groß, weil dieses vollendet ist. Statt nach außen geht hier die Ewigkeit gleichsam nach innen, in einem Fruchtkorn sieht man nicht die Entwickelung der Felder und Saaten, sondern in Saat und Pracht des Gefildes das ehemalige Korn.

Alles, was vollendet, das heißt, was Kunst ist, ist ewig und unvergänglich, wenn es auch die blinde Hand der Zeit wieder auslöscht, die Dauer ist zufällig, Zugabe; ein vollendetes Kunstwerk trägt die Ewigkeit in sich selbst, die Zeit ist ein zu grober Stoff, als daß es aus ihr Nahrung und Leben ziehn könne.

Wenn daher auch Geschlechter, Erden und Welten vergehn, so leben doch die Seelen aller großen Thaten, aller Dichtungen, aller Kunstwerke. — In der Vollendung der Kunst sehen wir am reinsten und schönsten das geträumte Bild eines Paradieses, einer unvermischten Seligkeit. Gemälde verbleichen, Gedichte verklingen; — aber Verse und Farben waren es auch nicht, die ihnen ihr Dasein schufen. In sich selbst trägt die Gegenwart der Kunst ihre Ewigkeit, und bedarf der Zukunft nicht, denn Ewigkeit bezeichnet nur Vollendung.

Darum ist es ein unkünstlerischer Geist, der die trüben Schatten des Todes und der Vergänglichkeit auf alle glänzende Lebensstellen wirft. Tod und Bild der zukünftigen Ewigkeit sind der wahren Kunst entgegengesetzt, sie heben sie auf und zerstören sie, denn sie schieben dem Geistigsten, in sich Fertigsten einen groben Stoff als notwendige Bedingung unter, da die Kunst in sich keine Bedingungen kennt, und ihr Ganzes keine Teile hat.

Dergleichen Art, den Tod jedem Leben beizumischen, ist überhaupt manierierte Poesie, es sind Striche und Linien, die innerhalb des Rahmens groß und keck scheinen mögen, die aber, neben einem andern wahrhaft großen Gemälde gesehn, verschwinden, und nur eine gewisse, bestimmte Geschicklichkeit des Meisters verraten.

Lasset uns darum unser Leben in ein Kunstwerk verwandeln, und wir dürfen kühnlich behaupten, daß wir dann schon irdisch unsterblich sind.

Zweiter Abschnitt.

Anhang einiger musikalischen Aufsätze von Joseph Berglinger.

Vorerinnerung.

Mein geliebter Joseph Berglinger, dessen rührendes Leben man in den Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders gelesen hat, hat verschiedene Phantasieen über die Kunst der Musik, vorzüglich während der Zeit seiner Lehrjahre in der bischöflichen Residenz, zu Papier gebracht, wovon ich einiges meinem Buche hier anhängen will. — Seine Gesinnungen von der Kunst stimmten mit den meinigen gar wunderbar zusammen, und durch öftere gegenseitige Ergießungen unsers Herzens befreundeten unsre Gefühle sich immer inniger mit einander. In diesen seinen kleinen Aufsätzen übrigens, welche die Blüten einzelner schöner Stunden sind, wird man mit Freuden diejenige melodische Harmonie finden, welche wir leider, wenn wir den ganzen Inbegriff seines wirklichen Lebens übersehen, mit so bitterer Betrübnis vermissen.

---

4. Vorerinnerung. Von Wackenroder. Vgl. die Einleitung oben S. 4 und die Ausgabe der Phantasieen von 1814, S. 192 ff. — 5 ff. Unter dem Namen des Joseph Berglinger erzählte Wackenroder am Schlusse der Herzensergießungen im Grunde nur seine eigene Geschichte. Berglinger ist der Sohn eines Arztes in einer kleinen Stadt, welcher durch glühende Sehnsucht sich zur Musik gezogen fühlt und vom Vater zum Berufstudium der Medicin gezwungen wird. Er geht davon, in eine nahe bischöfliche Residenz, wo er Kapellmeister wird, ohne das Glück seines Lebens zu finden und sein Ideal zu erreichen. Mehr geschaffen Kunst zu genießen als auszuüben, geht er an seiner hohen Phantasie und den kläglichen musikalischen Verhältnissen der Wirklichkeit zu Grunde. Er sieht seinen Vater im Elend sterben und folgt ihm bald in der Blüte seiner Jahre, nachdem er eine Passionsmusik zum Osterfeste geschrieben hat.

1. Ein wunderbares morgenländisches Märchen von einem nackten Heiligen.

Das Morgenland ist die Heimat alles Wunderbaren, in dem Altertume und der Kindheit der dortigen Meinungen findet man auch höchst seltsame Winke und Rätsel, die immer noch dem Verstande, der sich für klüger hält, aufgegeben werden. So wohnen dort in den Einöden oft seltsame Wesen, die wir wahnsinnig nennen, die aber dort als übernatürliche Wesen verehrt werden. Der orientalische Geist betrachtet diese nackten Heiligen als die wunderlichen Behältnisse eines höhern Genius, der aus dem Reiche des Firmaments sich in eine menschliche Gestalt verirrt hat, und sich nun nicht nach Menschenweise zu gebärden weiß. Auch sind ja alle Dinge in der Welt so oder anders, nachdem wir sie so oder anders betrachten; der Verstand des Menschen ist eine Wundertinktur, durch deren Berührung alles, was existiert, nach unserm Gefallen verwandelt wird.

So wohnte einer dieser nackten Heiligen in einer abgelegenen Felsenhöhle, der ein kleiner Fluß vorüberströmte. Niemand konnte sagen, wie er dorthin gekommen, seit einigen Jahren war er dort bemerkt, eine Karawane hatte ihn zuerst entdeckt, und seitdem geschahen häufige Wallfahrten nach seiner einsamen Wohnung.

Dieses wunderliche Geschöpf hatte in seinem Aufenthalte Tag und Nacht keine Ruhe, ihm dünkte immer, er höre unaufhörlich in seinen Ohren das Rad der Zeit seinen sausenden Umschwung nehmen. Er konnte vor dem Getöse nichts thun, nichts vornehmen, die gewaltige Angst, die ihn in immerwährender Arbeit anstrengte, verhinderte ihn, irgend etwas zu sehn und zu hören, als wie sich mit Brausen, mit gewaltigem Sturmwindssausen das fürchterliche Rad drehte und wieder drehte, das bis an die Sterne und hinüber reichte. Wie ein Wasserfall von tausend und abertausend brüllenden Strömen, die vom Himmel herunterstürzten, sich ewig, ewig ohne augenblicklichen Stillstand, ohne die Ruhe einer Sekunde ergossen, so tönte es in seine Ohren, und alle seine Sinne waren mächtig nur darauf hingewandt, seine arbeitende Angst war immer mehr und mehr in den Strudel der wilden Verwirrung ergriffen und hineingerissen, immer ungeheurer ver-

1 f. Ein wunderbares morgenländisches Märchen ꝛc. Von Wackenroder. Vgl. die Einleitung oben S. 4 und die Ausgabe der Phantasieen von 1814, S. 193 ff.

4*

wilderten die einförmigen Töne durch einander; er konnte nun nicht ruhn, sondern man sah ihn Tag und Nacht in der angestrengtesten, heftigsten Bewegung, wie eines Menschen, der bemüht ist, ein ungeheures Rad umzudrehen. Aus seinen abgebrochenen, wilden Reden erfuhr man, daß er sich von dem Rade fortgezogen fühle, daß er dem tobenden, pfeilschnellen Umschwunge mit der ganzen Anstrengung seines Körpers zu Hilfe kommen wolle, damit die Zeit ja nicht in die Gefahr komme, nur einen Augenblick stillzustehn. Wenn man ihn fragte, was er thue, so schrie er wie in einem Krampf die Worte heraus: „Ihr Unglückseligen! hört ihr denn nicht das rauschende Rad der Zeit?“ und dann drehte und arbeitete er wieder noch heftiger, daß sein Schweiß auf die Erde floß, und mit verzerrten Gebärden legte er die Hand auf sein pochendes Herz, als wolle er fühlen, ob das große Räderwerk in seinem ewigen Gange sei. Er wütete, wenn er sah, daß die Wanderer, die zu ihm wallfahrteten, ganz ruhig standen, und ihm zusahen, oder hin und wider gingen und mit einander sprachen. Er zitterte vor Heftigkeit, und zeigte ihnen den unaufhaltsamen Umschwung des ewigen Rades, das einförmige, taktmäßige Fortsausen der Zeit; er knirschte mit den Zähnen, daß sie von dem Getriebe, in dem auch sie verwickelt und fortgezogen würden, nichts fühlten und bemerkten, er schleuderte sie von sich, wenn sie ihm in der Raserei zu nahe kamen. Wollten sie sich nicht in Gefahr setzen, so mußten sie seine angestrengte Bewegung lebhaft nachahmen. Aber noch viel wilder und gefährlicher wurde seine Raserei, wenn es sich zutrug, daß in seiner Nähe irgend eine körperliche Arbeit vorgenommen wurde, wenn ein Mensch, der ihn nicht kannte, etwa bei seiner Höhle Kräuter sammelte oder Holz fällte. Dann pflegte er wild aufzulachen, daß unter dem gräßlichen Fortrollen der Zeit noch jemand an diese kleinlichen irdischen Beschäftigungen denken konnte; wie ein Tigertier war er dann mit einem einzigen Sprunge aus seiner Höhle, und wenn er den Unglücklichen erhaschen konnte, schlug er ihn mit einem einzigen Schlage tot zu Boden. Schnell sprang er dann in seine Höhle zurück, und drehte noch heftiger als zuvor das Rad der Zeit; er wütete aber noch lange fort, und sprach in abgebrochenen Reden, wie es den Menschen möglich sei, noch etwas anders zu treiben, ein taktloses Geschäft vorzunehmen.

Er war nicht imstande, seinen Arm nach irgend einem Gegen-

stande auszustrecken, oder etwas mit der Hand zu ergreifen; er konnte keinen Schritt mit den Füßen thun, wie andre Menschen. Eine zitternde Angst flog durch alle seine Nerven, wenn er nur ein einzigmal versuchen wollte, den schwindlichten Wirbel zu unterbrechen. Nur manchmal in schönen Nächten, wenn der Mond auf einmal vor die Öffnung seiner finstern Höhle trat, hielt er plötzlich inne, sank auf den Boden, warf sich umher und winselte vor Verzweiflung; auch weinte er bitterlich wie ein Kind, daß das Sausen des mächtigen Zeitrades ihm nicht Ruhe lasse, irgend etwas auf Erden zu thun, zu handeln, zu wirken und zu schaffen. Dann fühlte er eine verzehrende Sehnsucht nach unbekannten schönen Dingen; er bemühte sich, sich aufzurichten und Hände und Füße in eine sanfte und ruhige Bewegung zu bringen, aber vergeblich! Er suchte etwas Bestimmtes Unbekanntes, was er ergreifen und woran er sich hängen wollte; er wollte sich außerhalb oder in sich vor sich selber retten, aber vergeblich! Sein Weinen und seine Verzweiflung stieg aufs höchste, mit lautem Brüllen sprang er von der Erde auf und drehte wieder an dem gewaltig-sausenden Rade der Zeit. Das währte mehrere Jahre fort, Tag und Nacht.

Einst aber war eine wunderschöne, mondhelle Sommernacht, und der Heilige lag wieder weinend und händeringend auf dem Boden seiner Höhle. Die Nacht war entzückend: an dem dunkelblauen Firmamente blinkten die Sterne wie goldene Zierden an einem weit übergebreiteten, beschirmenden Schilde, und der Mond strahlte von den hellen Wangen seines Antlitzes ein sanftes Licht, worin die grüne Erde sich badete. Die Bäume hingen in dem zauberhaften Schein wie wallende Wolken auf ihren Stämmen, und die Wohnungen der Menschen waren in dunkle Felsengestalten und dämmernde Geisterpaläste verwandelt. Die Menschen, nicht mehr vom Sonnenglanze geblendet, wohnten mit ihren Blicken am Firmamente, und ihre Seelen spiegelten sich schön in dem himmlischen Scheine der Mondnacht.

Zwei Liebende, die sich ganz den Wundern der nächtlichen Einsamkeit ergeben wollten, fuhren in dieser Nacht auf einem leichten Nachen den Fluß herauf, der der Felsenhöhle des Heiligen vorüberströmte. Der durchdringende Mondstrahl hatte den Liebenden die innersten, dunkelsten Tiefen ihrer Seelen erhellt und aufgelöst, ihre leisesten Gefühle zerflossen und wogten vereinigt in

uferlosen Strömen daher. Aus dem Nachen wallte eine ätherische Musik in den Raum des Himmels empor, süße Hörner, und ich weiß nicht welche andre zauberische Instrumente zogen eine schwimmende Welt von Tönen hervor, und in den auf- und niederwallenden Tönen vernahm man folgenden Gesang:

Süße Ahnungsschauer gleiten
Über Fluß und Flur dahin,
Mondesstrahlen hold bereiten
Lager liebetrunknem Sinn.
Ach, wie ziehn, wie flüstern die Wogen,
Spiegelt in Wellen der Himmelsbogen.

Liebe in dem Firmamente,
Unter uns in blanker Flut,
Zündet Sternglanz, keiner brennte,
Gäbe Liebe nicht den Mut:
Und, vom Himmelsodem gefächelt,
Himmel und Wasser und Erde lächelt.

Mondschein liegt auf allen Blumen,
Alle Palmen schlummern schon,
In der Waldung Heiligtumen
Waltet, klingt der Liebe Ton:
Schlafend verkündigen alle Töne,
Palmen und Blumen der Liebe Schöne.

Mit dem ersten Tone der Musik und des Gesanges war dem nackten Heiligen das sausende Rad der Zeit verschwunden. Es waren die ersten Töne, die in diese Einöde fielen; die unbekannte Sehnsucht war gestillt, der Zauber gelöst, der verirrte Genius aus seiner irdischen Hülle befreit. Die Gestalt des Heiligen war verschwunden, eine engelschöne Geisterbildung, aus leichtem Dufte gewebt, schwebte aus der Höhle, streckte die schlanken Arme sehnsuchtsvoll zum Himmel empor, und hob sich nach den Tönen der Musik in tanzender Bewegung von dem Boden in die Höhe. Immer höher und höher in die Lüfte schwebte die helle Luftgestalt, von den sanftschwellenden Tönen der Hörner und des Gesanges emporgehoben; — mit himmlischer Fröhlichkeit tanzte die Gestalt hier und dort, hin und wieder auf den weißen Gewölken, die im Luftraume schwammen, immer höher schwang er sich mit tanzenden Füßen in den Himmel hinauf, und flog endlich in ge-

schlängelten Windungen zwischen den Sternen umher; da klangen alle Sterne, und dröhnten einen hellstrahlenden himmlischen Ton durch die Lüfte, bis der Genius sich in das unendliche Firmament verlor.

Reisende Karawanen sahen erstaunend die nächtliche Wundererscheinung, und die Liebenden wähnten, den Genius der Liebe und der Musik zu erblicken.

---

2. Die Wunder der Tonkunst.

Wenn ich es so recht innig genieße, wie der leeren Stille sich auf einmal, aus freier Willkür, ein schöner Zug von Tönen entwindet, und als ein Opferrauch emporsteigt, sich in Lüften wiegt, und wieder still zur Erde herabsinkt; — da entsprießen und drängen sich so viele neue schöne Bilder in meinem Herzen, daß ich vor Wonne mich nicht zu lassen weiß. — Bald kommt Musik mir vor, wie ein Vogel Phönix, der sich leicht und kühn zu eigener Freude erhebt, zu eignem Behagen stolzierend hinaufschwebt, und Götter und Menschen durch seinen Flügelschwung erfreut. — Bald dünkt es mich, Musik sei wie ein Kind, das tot im Grabe lag, — ein rötlicher Sonnenstrahl vom Himmel entnimmt ihm die Seele sanft, und es genießt, in himmlischen Äther versetzt, goldne Tropfen der Ewigkeit, und umarmt die Urbilder der allerschönsten menschlichen Träume. — Und bald, — welche herrliche Fülle der Bilder! — bald ist die Tonkunst mir ganz ein Bild unsers Lebens: — eine rührend-kurze Freude, die aus dem Nichts entsteht und ins Nichts vergeht, — die anhebt und versinkt, man weiß nicht warum: — eine kleine fröhliche grüne Insel, mit Sonnenschein, mit Sang und Klang, — die auf dem dunkeln, unergründlichen Ocean schwimmt.

Fragt den Tonmeister, warum er so herzlich fröhlich sei auf seinem Saitenspiel. „Ist nicht," wird er antworten, „das ganze Leben ein schöner Traum? eine liebliche Seifenblase? Mein Tonstück desgleichen."

Wahrlich, es ist ein unschuldiges, rührendes Vergnügen, an Tönen, an reinen Tönen sich zu freuen! Eine kindliche Freude!

8. Die Wunder der Tonkunst. Von Wackenroder. Vgl. die Einleitung oben S. 4 und die Ausgabe der Phantasieen von 1814, S. 201 ff.

— Wenn andre sich mit unruhiger Geschäftigkeit betäuben, und von verwirrten Gedanken, wie von einem Heer fremder Nachtvögel und böser Insekten, umschwirrt, endlich ohnmächtig zu Boden fallen; — o, so tauch' ich mein Haupt in dem heiligen, kühlenden Quell der Töne unter, und die heilende Göttin flößt mir die Unschuld der Kindheit wieder ein, daß ich die Welt mit frischen Augen erblicke, und in allgemeine, freudige Versöhnung zerfließe. — Wenn andre über selbsterfundene Grillen zanken, oder ein verzweiflungsvolles Spiel des Witzes spielen, oder in der Einsamkeit mißgestaltete Ideen brüten, die, wie die geharnischten Männer der Fabel, verzweiflungsvoll sich selber verzehren; — o, so schließ' ich mein Auge zu vor all' dem Kriege der Welt, — und ziehe mich still in das Land der Musik, als in das Land des Glaubens, zurück, wo alle unsre Zweifel und unsre Leiden sich in ein tönendes Meer verlieren, — wo wir alles Gekrächze der Menschen vergessen, wo kein Wort- und Sprachengeschnatter, kein Gewirr von Buchstaben und monströser Hieroglyphenschrift uns schwindlich macht, sondern alle Angst unsers Herzens durch leise Berührung auf einmal geheilt wird. — „Und wie? Werden hier Fragen uns beantwortet? Werden Geheimnisse uns offenbart?" — Ach nein! aber statt aller Antwort und Offenbarung werden uns luftige, schöne Wolkengestalten gezeigt, deren Anblick uns beruhigt, wir wissen nicht wie; — mit kühner Sicherheit wandeln wir durch das unbekannte Land hindurch, — wir begrüßen und umarmen fremde Geisterwesen, die wir nicht kennen, als Freunde, und alle die Unbegreiflichkeiten, die unser Gemüt bestürmen, und die die Krankheit des Menschengeschlechtes sind, verschwinden vor unsern Sinnen, und unser Geist wird gesund durch das Anschaun von Wundern, die noch weit unbegreiflicher und erhabener sind. Dann ist dem Menschen, als möcht' er sagen: „Das ist's, was ich meine! Nun hab' ich's gefunden! Nun bin ich heiter und froh!"

Laßt sie spotten und höhnen, die andern, die wie auf rasselnden Wagen durchs Leben dahin fahren, und in der Seele des Menschen das Land der heiligen Ruhe nicht kennen. Laß sie sich rühmen ihres Schwindels, und trotzen, als ob sie die Welt mit ihren Zügeln lenkten. Es kommen Zeiten, da sie darben werden.

10 f. die geharnischten Männer der Fabel, Jason sät in der antiken Heldensage Drachenzähne, aus welchen gewappnete Riesen emporwachsen und sich in blinder Wut gegenseitig töten.

Wohl dem, der, wann der irdische Boden untreu unter seinen Füßen wankt, mit heitern Sinnen auf luftige Töne sich retten kann, und nachgebend, mit ihnen bald sanft sich wiegt, bald mutig dahertanzt, und mit solchem lieblichen Spiele seine Leiden vergißt! Wohl dem, der (müde des Gewerbes, Gedanken feiner und feiner zu spalten, welches die Seele verkleinert) sich den sanften und mächtigen Zügen der Sehnsucht ergiebt, welche den Geist ausdehnen und zu einem schönen Glauben erheben. Nur ein solcher ist der Weg zur allgemeinen, umfassenden Liebe, und nur durch solche Liebe gelangen wir in die Nähe göttlicher Seligkeit. — —

Dies ist das herrlichste und das wunderbarste Bild, so ich mir von der Tonkunst entwerfen kann, — obwohl es die meisten für eitle Schwärmerei halten werden.

Aber aus was für einem magischen Präparat steigt nun der Duft dieser glänzenden Geistererscheinung empor? — Ich sehe zu, — und finde nichts, als ein elendes Gewebe von Zahlenproportionen, handgreiflich dargestellt auf gebohrtem Holz, auf Gestellen von Darmsaiten und Messingdraht. — Das ist fast noch wunderbarer, und ich möchte glauben, daß die unsichtbare Harfe Gottes zu unsern Tönen mitklingt, und dem menschlichen Zahlengewebe die himmlische Kraft verleiht.

Und wie gelangte denn der Mensch zu dem wunderbaren Gedanken, Holz und Erz tönen zu lassen? Wie kam er zu der köstlichen Erfindung dieser über alles seltsamen Kunst? — Das ist ebenfalls wiederum so merkwürdig und sonderlich, daß ich die Geschichte, wie ich sie mir denke, kürzlich hersetzen will.

Der Mensch ist ursprünglich ein gar unschuldiges Wesen. Wenn wir noch in der Wiege liegen, wird unser kleines Gemüt von hundert unsichtbaren kleinen Geistern genährt und erzogen, und in allen artigen Künsten geübt. So lernen wir durch's Lächeln, nach und nach, fröhlich sein, durch's Weinen lernen wir traurig sein, durchs Angaffen mit großen Augen lernen wir, was erhaben ist, anbeten. Aber so wie wir in der Kindheit mit dem Spielzeuge nicht recht umzugehen wissen, so wissen wir auch mit den Dingen des Herzens noch nicht recht zu spielen, und verwechseln und verwirren in dieser Schule der Empfindungen noch alles durch einander.

Wenn wir aber zu den Jahren gekommen sind, so verstehen

wir die Empfindungen, sei es nun Fröhlichkeit, oder Betrübnis, oder jede andre, gar geschickt anzubringen, wo sie hingehören; und da führen wir sie manchmal recht schön, zu unsrer eigenen Befriedigung, aus. Ja, obwohl diese Dinge eigentlich nur eine gelegentliche Zuthat zu den Begebenheiten unsers gewöhnlichen Lebens sind, so finden wir doch so viel Lust daran, daß wir die sogenannten Empfindungen gern von dem verwirrten Wust und Geflecht des irdischen Wesens, worin sie verwickelt sind, ablösen, und sie uns zum schönen Angedenken besonders ausführen, und auf eigene Weise aufbewahren. Es scheinen uns diese Gefühle, die in unserm Herzen aufsteigen, manchmal so herrlich und groß, daß wir sie wie Reliquien in kostbare Monstranzen einschließen, freudig davor niederknieen, und im Taumel nicht wissen, ob wir unser eignes menschliches Herz, oder ob wir den Schöpfer, von dem alles Große und Herrliche herabkommt, verehren.

Zu dieser Aufbewahrung der Gefühle sind nun verschiedene schöne Erfindungen gemacht worden, und so sind alle schönen Künste entstanden. Die Musik aber halte ich für die wunderbarste dieser Erfindungen, weil sie menschliche Gefühle auf eine übermenschliche Art schildert, weil sie uns alle Bewegungen unsers Gemüts unkörperlich, in goldne Wolken luftiger Harmonieen eingekleidet, über unserm Haupte zeigt, — weil sie eine Sprache redet, die wir im ordentlichen Leben nicht kennen, die wir gelernt haben, wir wissen nicht wo? und wie? und die man allein für die Sprache der Engel halten möchte.

Sie ist die einzige Kunst, welche die mannigfaltigsten und widersprechendsten Bewegungen unsers Gemüts auf dieselben schönen Harmonieen zurückführt, die mit Freud' und Leid, mit Verzweiflung und Verehrung in gleichen harmonischen Tönen spielt. Daher ist sie es auch, die uns die echte Heiterkeit der Seele einflößt, welche das schönste Kleinod ist, das der Mensch erlangen kann; — jene Heiterkeit mein' ich, da alles in der Welt uns natürlich, wahr und gut erscheint, da wir im wildesten Gewühle der Menschen einen schönen Zusammenhang finden, da wir mit reinem Herzen alle Wesen uns verwandt und nahe fühlen, und, gleich den Kindern, die Welt wie durch die Dämmerung eines lieblichen Traumes erblicken. — —

12. Monstranze, ein goldenes Gefäß, welches die konsekrierte Hostie oder die Reliquien eines Heiligen enthält.

Wenn ich in meiner Einfalt unter freiem Himmel vor Gott glückselig bin, — indes die goldnen Strahlen der Sonne das hohe blaue Zelt über mir ausspannen, und die grüne Erde rings um mich lacht, — da ist's am rechten Ort, daß ich mich auf den Boden werfe, und in vollen Freuden dem Himmel lautjauchzend für alle Herrlichkeit danke. Was aber thut alsdann der sogenannte Künstler unter den Menschen? Er hat mir zugesehen, geht, innerlich erwärmt, stillschweigend daheim, läßt sein sympathetisches Entzücken auf leblosem Saitenspiel weit herrlicher daherrauschen, und bewahrt es auf, in einer Sprache, die kein Mensch je geredet hat, deren Heimat niemand kennt, und die jeden bis in die innersten Nerven ergreift.

Wenn mir ein Bruder gestorben ist, und ich bei solcher Begebenheit des Lebens eine tiefe Traurigkeit gehörig anbringe, weinend im engen Winkel sitze, und alle Sterne frage, wer je betrübter gewesen als ich, — dann, — indes hinter meinem Rücken schon die spottende Zukunft steht, und über den schnell vergänglichen Schmerz des Menschen lacht, — dann steht der Tonmeister vor mir, und wird von all' dem jammervollen Händeringen so bewegt, daß er den schönen Schmerz daheim auf seinen Tönen nachgebärdet, und mit Lust und Liebe die menschliche Betrübnis verschönert und ausschmückt, und so ein Werk hervorbringt, das aller Welt zur tiefsten Rührung gereicht. — Ich aber, wenn ich längst das angstvolle Händeringen um meinen toten Bruder verlernt habe, und dann einmal das Werk seiner Betrübnis höre, — dann freu' ich mich kindlich über mein eignes, so glorreich verherrlichtes Herz, und nähre und bereichere mein Gemüt an der wunderbaren Schöpfung.

Wenn aber die Engel des Himmels auf dieses ganze liebliche Spielwerk herabsehen, das wir die Kunst nennen, — so müssen sie wehmütig lächeln über das Kindergeschlecht auf der Erde, und lächeln über die unschuldige Erzwungenheit in dieser Kunst der Töne, wodurch das sterbliche Wesen sich zu ihnen erheben will. — —

3. Von den verschiedenen Gattungen in jeder Kunst, und insbesondere von verschiedenen Arten der Kirchenmusik.

Es kommt mir allemal seltsam vor, wenn Leute, welche die Kunst zu lieben vorgeben, in der Poesie, der Musik, oder in irgend einer andern Kunst, sich beständig nur an Werke von einer Gattung, einer Farbe halten, und ihr Auge von allen andern Arten wegwenden. Hat gleich die Natur diejenigen, welche selbst Künstler sind, mehrenteils so eingerichtet, daß sie sich nur in einem Felde ihrer Kunst ganz wie zu Hause fühlen, und nur auf diesem ihrem vaterländischen Boden Kraft und Mut genug haben, selber zu säen und zu pflanzen; so kann ich doch nicht begreifen, wie eine wahre Liebe der Kunst nicht alle ihre Gärten durchwandern, und an allen Quellen sich freuen sollte. Es wird ja doch niemand mit halber Seele geboren! — Aber freilich, — wiewohl ich es kaum über das Herz bringen kann, die allgütige Natur so zu schmähen, — es scheinen viele der heutigen Menschen mit so sparsamen Funken der Liebe begabt zu sein, daß sie dieselbe nur auf Werke von einer Art aufwenden können. Ja, sie sind stolz in ihrer Armut; aus trägem Dünkel verachten sie es, den Geist auch in der Betrachtung anderer Schönheiten zu üben; sie machen sich ein desto größeres Verdienst aus der engen Beschränkung auf gewisse Lieblingswerke, und glauben diese desto edler und reiner zu lieben, je mehr andre Werke sie verachten.

So ist es sehr häufig, daß einige bloß an fröhlichen und komischen, andre bloß an ernsthaften und tragischen Sachen Gefallen zu finden sich bestreben. Wenn ich aber das Gewebe der Welt unbefangen betrachte, so sehe ich, daß das Schicksal seinen Weberspul nur so hin oder so hin zu werfen braucht, um in denselben Menschenseelen im Augenblick ein Lustspiel oder Trauerspiel hervorzubringen. Daher scheint es mir natürlich, daß ich auch in der Welt der Kunst mich und mein ganzes Wesen ihrem waltenden Schicksale willig hingebe. Ich löse mich los von allen Banden, segle mit flatternden Wimpeln auf dem offenen Meere des Gefühls, und steige gern, wo immer der himmlische Hauch von oben mich heranwehet, ans Land. —

Wenn jemand die Frage aufwerfen wollte: ob es schöner

1. Von den verschiedenen Gattungen in jeder Kunst rc. Von Wackenroder. Vgl. die Einleitung oben S. 4 und die Ausgabe der Phantasieen von 1814, S. 210 ff.

sei, in der kleinen Winterstube, beim Licht, in einem herrlichen Kreise von Freunden zu sitzen, — oder schöner, einsam auf hohen Bergen die Sonne über köstliche Fluren scheinen zu sehen: — was sollte man antworten? Wer in seiner Brust ein Herz verwahrt, dem am wohlsten ist, wenn es sich heiß erwärmen, und je höher je lieber pochen und schlagen kann, der wird *jede* schöne Gegenwart mit Entzücken an sich reißen, um sein liebes Herz in diesem Zittern der Seligkeit zu üben.

Hierin sind mir die glücklichen Männer, welche vom Himmel zur *Stola* und zur Priesterweihe auserwählt sind, ein treffliches Vorbild. Ein solcher Mann, dem das, worauf die andern Menschen nicht Zeit genug verwenden können (weil der Schöpfer das Wesen der Welt allzu reichhaltig eingerichtet hat), zum schönen Geschäfte gemacht ist, nämlich seine Augen unverwandt auf den Schöpfer zu richten, — so daß die kleineren Bäche des Danks und der Andacht aus allen umgebenden Wesen in ihn als in einen Strom sich vereinigen, der unaufhörlich ins Meer der Ewigkeit ausströmt: — ein solcher Mann findet überall im Leben schöne Anlässe, seinen Gott zu verehren und ihm zu danken; er schlägt aller Orten Altäre auf, und seinen verklärten Augen leuchtet das wundervolle Bildnis des Schöpfers aus allen verworrenen Zügen in den Dingen dieser Welt hervor. — Und so, dünkt mich, — denn die Herrlichkeit der Kunst hat mich zu einem kühnen Gleichnisbilde verleitet, — so sollte auch derjenige beschaffen sein, welcher mit aufrichtigem Herzen vor der Kunst niederknieen, und ihr die Huldigung einer ewigen und unbegrenzten Liebe darbringen wollte. — —

In der herrlichen Kunst, die der Himmel bei meiner Geburt wohlthätig für mich ausgesucht hat (wofür ich ihm, so lang' ich lebe, dankbar bin), ist es mir seit jeher so gegangen, daß diejenige Art der Musik, die ich gerade höre, mir jedesmal die erste und vortrefflichste zu sein scheint, und mich alle übrigen Arten vergessen macht. Wie ich denn überhaupt glaube, daß das der echte Genuß, und zugleich der echte Prüfstein der Vortrefflichkeit eines Kunstwerks sei, wenn man über dies *eine* alle andern Werke vergißt, und gar nicht daran denkt, es mit einem andern vergleichen zu wollen. Daher kommt es, daß ich die verschiedensten

10. Die *Stola*, ein Stück des Meßgewandes, Zeichen der priesterlichen Gewalt.

Arten in der Tonkunst, als zum Beispiel die Kirchenmusik und die Musik zum Tanze, mit gleicher Liebe genieße. Doch kann ich nicht leugnen, daß die hervorbringende Kraft meiner Seele sich mehr nach der ersteren hinneigt und auf dieselbe sich einschränkt. Mit ihr beschäftige ich mich am meisten, und von ihr will ich daher jetzt ausschließlich mit einigen Worten meine Meinung sagen.

Nach dem Gegenstande zu urteilen, ist die geistliche Musik freilich die edelste und höchste, sowie auch in den Künsten der Malerei und Poesie der heilige, Gott geweihete Bezirk dem Menschen in dieser Hinsicht der ehrwürdigste sein muß. Es ist rührend, zu sehen, wie diese drei Künste die Himmelsburg von ganz verschiedenen Seiten bestürmen, und mit kühnem Wetteifer unter einander kämpfen, dem Throne Gottes am nächsten zu kommen. Ich glaube aber wohl, daß die vernunftreiche Muse der Dichtkunst, und vorzüglich die stille und ernste Muse der Malerei, ihre dritte Schwester für die allerdreisteste und verwegenste im Lobe Gottes achten mögen, weil sie in einer fremden, unübersetzbaren Sprache, mit lautem Schalle, mit heftiger Bewegung, und mit harmonischer Vereinigung einer ganzen Schar lebendiger Wesen, von den Dingen des Himmels zu sprechen wagt.

Allein auch diese heilige Muse redet von den Dingen des Himmels nicht beständig auf einerlei Art, sondern hat vielmehr ihre Freude daran, Gott auf ganz verschiedene Weise zu loben, — und ich finde, daß jegliche Art, wenn man deren wahre Bedeutung recht verstehet, ein Balsam für das menschliche Herz ist.

Bald geht sie in muntern, fröhlichen Tönen daher, läßt sich von einfachen und heiteren, oder auch von zierlichen und künstlichen Harmonieen in allerlei liebliche, wohlklingende Irrgänge leiten, und lobt Gott nicht anders, als Kinder thun, welche vor ihrem guten Vater an seinem Geburtstage eine Rede oder einen dramatischen Aktus halten, da sich denn jener wohl gefallen lässet, wenn sie ihm ihren Dank mit kindlicher, unbefangener Munterkeit beweisen, und im Danken zugleich eine kleine Probe ihrer Geschicklichkeiten und erlangten Künste ablegen. Oder man kann auch sagen, daß diese Art der Kirchenmusik den Charakter derjenigen Menschen ausdrückt, welche sich gern mit vielen muntern und artig gesetzten Worten über die Größe Gottes auslassen mögen, welche sich verwundern und herzlich-lächelnd sich darüber freuen, daß er um so vieles größer ist als sie selber. Sie kennen

keine andre Erhebung der Seele als eine fröhliche und zierliche; sie wissen in ihrer Unschuld für ihn keine andere und bessere Sprache des Lobes und der Verehrung, als die sie gegen einen edlen menschlichen Wohlthäter gebrauchen, und sie sind nicht verlegen, von den kleinsten Freuden und Genüssen des Lebens mit leichter Fertigkeit zu dem Gedanken an den Vater des Weltalls überzugehen. — Diese Art der Kirchenmusik pflegt die häufigste und beliebteste zu sein, und sie scheint wirklich das Gemüt des größten Teils der Menschen vorzustellen.

Eine andre, erhabene Art ist nur wenigen auserwählten Geistern eigen. Sie sehen ihre Kunst nicht (wie die meisten thun) als ein bloßes Problem an, aus den vorhandenen Tönen mancherlei verschiedene, wohlgefällige Tongebäude nach Regeln zusammenzusetzen, und nicht dies Gebäude ist ihr höchster Zweck; — sie gebrauchen vielmehr große Massen von Tönen als wunderbare Farben, um damit dem Ohre das Große, das Erhabene und Göttliche zu malen. — Sie achten es unwürdig, den Ruhm des Schöpfers auf den kleinen flatternden Schmetterlingsflügeln kindlicher Fröhlichkeit zu tragen, sondern schlagen die Luft mit breiten, mächtigen Adlersschwingen. — Sie ordnen und pflanzen nicht die Töne wie Blumen in kleine regelmäßige Beete, worin wir zunächst die geschickte Hand des Gärtners bewundern; sondern sie schaffen große Höhen und Thäler mit heiligen Palmwäldern, die unsre Gedanken zunächst zu Gott erheben. — — Diese Musik schreitet in starken, langsamen, stolzen Tönen einher, und versetzt dadurch unsre Seele in die erweiterte Spannung, welche von erhabenen Gedanken in uns erzeugt wird, und solche wieder erzeugt. Oder sie rollt auch feuriger und prachtvoller unter den Stimmen des vollen Chors, wie ein majestätischer Donner im Gebirge, umher. — Die Musik ist jenen Geistern ähnlich, welche von dem allmächtigen Gedanken an Gott so ganz über alle Maße erfüllt sind, daß sie die Schwäche des sterblichen Geschlechtes darüber ganz vergessen, und dreist genug sind, mit lauter, stolzer Trompetenstimme die Größe des Höchsten der Erde zu verkündigen. Im freien Taumel des Entzückens glauben sie das Wesen und die Herrlichkeit Gottes bis ins Innerste begriffen zu haben; sie lehren ihn allen Völkern kennen, und loben ihn dadurch, daß sie mit aller Macht zu ihm hinaufstreben, und sich anstrengen, ihm ähnlich zu werden. —

Aber es giebt noch einige stille, demütige, allzeit büßende Seelen, denen es unheilig scheint, zu Gott in der Melodie irdischer Fröhlichkeit zu reden, denen es frech und verwegen vorkommt, seine ganze Erhabenheit kühn in ihr menschliches Wesen aufzunehmen: — auch ist jene Fröhlichkeit ihnen unverständlich, und zu dieser dreisten Erhebung mangelt ihnen der Mut. Diese liegen mit stets gefaltenen Händen und gesenktem Blick betend auf den Knieen, und loben Gott bloß dadurch, daß sie mit der beständigen Vorstellung ihrer Schwäche und Entfernung von ihm und mit der wehmütigen Sehnsucht nach den Gütern der reinen Engel ihren Geist erfüllen und nähren. — Diesen gehört jene alte, choralmäßige Kirchenmusik an, die wie ein ewiges „Miserere mei Domine!" klingt, und deren langsame, tiefe Töne gleich sündenbeladenen Pilgrimen in tiefen Thälern dahinschleichen. — Ihre bußfertige Muse ruht lange auf denselben Akkorden; sie getraut sich nur langsam die benachbarten zu ergreifen; aber jeder neue Wechsel der Akkorde, auch der allereinfachste, wälzt in diesem schweren, gewichtigen Fortgange unser ganzes Gemüt um, und die leise vordringende Gewalt der Töne durchzittert uns mit bangen Schauern, und erschöpft den letzten Atem unsers gespannten Herzens. Manchmal treten bittere, herzzerknirschende Akkorde dazwischen, wobei unsre Seele ganz zusammenschrumpft vor Gott; aber dann lösen krystallhelle, durchsichtige Klänge die Bande unsers Herzens wieder auf, und trösten und erheitern unser Inneres. Zuletzt endlich wird der Gang des Gesanges noch langsamer als zuvor, und von einem tiefen Grundton, wie von dem gerührten Gewissen festgehalten, windet sich die innige Demut in mannigfach-verschlungenen Beugungen herum, und kann sich von der schönen Bußübung nicht trennen, — bis sie endlich ihre ganze aufgelöste Seele in einem langen, leise verhallenden Seufzer aushaucht. — —

---

4. Fragment aus einem Briefe Joseph Berglingers.

— Neulich, lieber Pater, am Festtag, hab' ich einen köstlichen Abend genossen. Es war ein warmer Sommerabend, und

7. gefaltenen: das starke part. praet. des ursprünglich reduplizierenden Verbums falten findet sich im 18. Jahrhundert bei Klopstock und anderen noch häufig. — 32. Fragment ꝛc. Von Wackenroder. Vgl. die Einleitung oben S. 4 und die Ausgabe der Phantasieen v. 1814, S. 219 ff.

ich ging aus den alten Thoren der Stadt hinaus, als eine muntere Musik aus der Ferne mit ihren lockenden Tönen mich an sich spielte. Ich ging ihr durch die Gassen der Vorstadt nach, und ward am Ende in einen großen öffentlichen Garten geführt, der mit Hecken, Alleen und bedeckten Gängen, mit Rasenplätzen, Wasserbecken, kleinen Springbrunnen und Taxuspyramiden dazwischen, gar reichlich ausgeziert, und mit einer Menge buntgeschmückter Leute belebt war. In der Mitte, auf einer grünen Erhöhung, lag ein offenstehender Gartensaal, als der Mittelpunkt des Gewimmels. Ich ging auf dem Platze vor dem Saale, wo es am vollsten war, auf und nieder, und mein Herz ward hier von den fröhlichsten und heitersten Empfindungen besucht.

Auf grünem Rasen saßen die Spieler, und zogen aus ihren Blasinstrumenten die muntersten, lustigsten Frühlingstöne hervor, so frisch wie das junge Laub, das sich aus den Zweigen der Bäume hervordrängt. Sie füllten die ganze Luft mit den lieblichen Düften ihres Klanges an, und alle Blutstropfen jauchzten in meinen Adern. Wahrlich, so oft ich Tanzmusik höre, fällt es mir in den Sinn, daß diese Art der Musik offenbar die bedeutendste und bestimmteste Sprache führt, und daß sie notwendig die eigentlichste, die älteste und *ursprüngliche* Musik sein muß.

Neben mir, in den breiten Gängen, spazierten nun alle verschiedenen Stände und Alter der Menschen einher. Da war der Kaufmann von seinem Rechentische, der Handwerksmann von seiner Werkstatt hergekommen; und etliche vornehme junge Herren in glänzenden Kleidern strichen leichtsinnig zwischen den langsameren Spaziergängern durch. Manchmal kam eine zahlreiche Familie mit Kindern jeder Größe, die die ganze Breite des Ganges einnahm; und dann wieder ein siebenzigjähriges Ehepaar, das lächelnd zusah, wie die Schar der Kinder auf dem grünen Grase in trunkenem Mutwillen ihr junges Leben versuchte, oder wie die erwachsenere Jugend sich mit lebhaften Tänzen erhitzte. Ein jeder von allen hatte seine eigne Sorge in seiner Kammer daheim gelassen; keine Sorge mochte der andern gleich sein, — hier aber stimmten alle zur Harmonie des Vergnügens zusammen. Und wenn auch freilich nicht jedem von der Musik und all dem bunten Wesen wirklich im Innern so erfreulich zu Mute sein mochte als

2 f. *an sich spielte* = durch Spielen an sich zog.

mir, — so war für mich doch diese ganze lebendige Welt in einen Lichtschimmer der Freude aufgelöst, — die Oboen- und Hörnertöne schienen mir wie glänzende Strahlen um alle Gesichter zu spielen, und es dünkte mich, als säh' ich alle Leute bekränzt oder in einer Glorie gehen. — Mein Geist, verklärt durch die Musik, drang durch alle die verschiedenen Physiognomieen bis in jedes Herz hinein, und die wimmelnde Welt um mich her kam mir wie ein Schauspiel vor, das ich selber gemacht, oder wie ein Kupferstich, den ich selber gezeichnet: so gut glaubte ich zu sehen, was jede Figur ausdrücke und bedeute, und wie jede das sei, was sie sein sollte.

Diese angenehmen Träume unterhielten mich eine ganze Zeitlang fort, — bis sich die Scene veränderte.

Die helle Wärme des Tages ergoß sich allmählich in die dunkle Kühlung der Nacht, die bunten Scharen zogen heim, der Garten ward dunkel, einsam und still, — zuweilen schwebte ein zärtliches Lied vom Waldhorn wie ein seliger Geist in dem milden Schimmer des Mondes daher, — und die ganze, zuvor so lebendige Natur war in ein leises Fieber melancholischer Wehmut aufgelöst. Das Schauspiel der Welt war für diesen Tag zu Ende, — meine Schauspieler nach Hause gegangen, — der Knäuel des Gewühls für heute gelöst. Denn Gott hatte die lichte, mit Sonne geschmückte Hälfte seines großen Mantels von der Erde hinweggezogen, und mit der andern schwarzen Hälfte, worin Mond und Sterne gestickt sind, das Gehäuse der Welt umhängt, — und nun schliefen alle seine Geschöpfe in Frieden. Freude, Schmerz, Arbeit und Streit, alles hatte nun Waffenstillstand, um morgen von neuem wieder loszubrechen: — und so immer fort, bis in die fernsten Nebel der Zeiten, wo wir kein Ende absehen.

Ach! dieser unaufhörliche, eintönige Wechsel der Tausende von Tagen und Nächten, — daß das ganze Leben des Menschen und das ganze Leben des gesamten Weltkörpers nichts ist als so ein unaufhörliches, seltsames Brettspiel solcher weißen und schwarzen Felder, wobei am Ende keiner gewinnt als der leidige Tod, — das könnte einem in manchen Stunden den Kopf verrücken. — Aber man muß durch den Wust von Trümmern, worauf unser Leben zerbröckelt wird, mit mutigem Arm hindurchgreifen und sich an der Kunst, der Großen, Beständigen, die über alles hinweg bis in die Ewigkeit hinausreicht, mächtiglich festhalten, — die uns

vom Himmel herab die leuchtende Hand bietet, daß wir über dem wüsten Abgrunde in kühner Stellung schweben, zwischen Himmel und Erde! — — —

5. Das eigentümliche innere Wesen der Tonkunst und die Seelenlehre der heutigen Instrumentalmusik.

Der Schall oder Ton war ursprünglich ein grober Stoff, in welchem die wilden Nationen ihre unförmlichen Affekte auszudrücken strebten, indem sie, wenn ihr Inneres erschüttert war, auch die umgebenden Lüfte mit Geschrei und Trommelschlag erschütterten, gleichsam um die äußere Welt mit ihrer inneren Gemütsempörung ins Gleichgewicht zu setzen. Nachdem aber die unaufhaltsam wirkende Natur die ursprünglich in eins verwachsenen Kräfte der menschlichen Seele, durch viele Säkula hindurch, in ein ausgebreitetes Gewebe von immer feineren Zweigen auseinander getrieben hat, so ist, in den neueren Jahrhunderten, auch aus Tönen ein kunstreiches System aufgebaut und also auch in diesem Stoff, so wie in den Künsten und Farben, ein sinnliches Abbild und Zeugnis von der schönen Verfeinerung und harmonischen Vervollkommnung des heutigen menschlichen Geistes niedergelegt worden. Der einfarbige Lichtstrahl des Schalls ist in ein buntes, funkelndes Kunstfeuer zersplittert, worin alle Farben des Regenbogens flimmern; dies konnte aber nicht anders geschehen, als daß zuvor mehrere weise Männer in die Orakelhöhlen der verborgensten Wissenschaften hinunterstiegen, wo die allzeugende Natur selbst ihnen die Urgesetze des Tons enthüllte. Aus diesen geheimnisreichen Grüften brachten sie die neue Lehre, in tiefsinnigen Zahlen geschrieben, ans Tageslicht und setzten hiernach eine feste, weisheitvolle Ordnung von vielfachen einzelnen Tönen zusammen, welche die reiche Quelle ist, aus der die Meister die mannigfaltigsten Tonarten schöpfen.

Die sinnliche Kraft, welche der Ton von seinem Ursprunge her in sich führt, hat sich durch dieses gelehrte System eine verfeinerte Mannigfaltigkeit erworben.

Das Dunkle und Unbeschreibliche aber, welches in der Wirkung des Tons verborgen liegt und welches bei keiner andern Kunst zu finden ist, hat durch das System eine wunderbare Bedeutsam-

4 f. Das eigentümliche innere Wesen ꝛc. Von Wackenroder. Vgl. die Einleitung oben S. 4 und die Ausgabe der Phantasieen von 1814, S. 223 ff.

keit gewonnen. Es hat sich zwischen den einzelnen mathematischen Tonverhältnissen und den einzelnen Fibern des menschlichen Herzens eine unerklärliche Sympathie offenbart, wodurch die Tonkunst ein reichhaltiges und bildsames Maschinenwerk zur Abschilderung menschlicher Empfindungen geworden ist.

So hat sich das eigentümliche Wesen der heutigen Musik, welche, in ihrer jetzigen Vollendung, die jüngste unter allen Künsten ist, gebildet. Keine andere vermag diese Eigenschaften der Tiefsinnigkeit, der sinnlichen Kraft und der dunkeln, phantastischen Bedeutsamkeit auf eine so rätselhafte Weise zu verschmelzen. Diese merkwürdige, enge Vereinigung so widerstrebend-scheinender Eigenschaften macht den ganzen Stolz ihrer Vorzüglichkeit aus; wiewohl eben dieselbe auch viele seltsame Verwirrungen in der Ausübung und im Genusse dieser Kunst, und viel thörichten Streit unter Gemütern, welche sich niemals verstehen können, hervorgebracht hat.

Die wissenschaftlichen Tiefsinnigkeiten der Musik haben manche jener spekulierenden Geister herangelockt, welche in allem ihren Thun streng und scharf sind und das Schöne nicht aus offener, reiner Liebe, um sein selbst willen, aufsuchen, sondern es nur des Zufalls halber schätzen, daß besondre, seltene Kräfte daran aufzureiben waren. Anstatt das Schöne auf allen Wegen, wo es sich freundlich uns entgegenbietet, wie einen Freund willkommen zu heißen, betrachten sie ihre Kunst vielmehr als einen schlimmen Feind, suchen ihn im gefährlichsten Hinterhalte zu bekämpfen und triumphieren dann über ihre eigne Kraft. Durch diese gelehrten Männer ist das innere Maschinenwerk der Musik, gleich einem künstlichen Weberstuhle für gewirkte Zeuge, zu einer erstaunenswürdigen Vollkommenheit gebracht worden; ihre einzelnen Kunststücke aber sind oftmals nicht anders als in der Malerei vortreffliche anatomische Studien und schwere akademische Stellungen zu betrachten.

Traurig anzusehn ist es, wenn dies fruchtbare Talent sich in ein unbeholfenes und empfindungsarmes Gemüt verirrt hat. In einer fremden Brust schmachtet alsdann das phantastische Gefühl, das unberedt in Tönen ist, nach der Vereinigung, — indes die Schöpfung, die alles erschöpfen will, mit solchen schmerzlichen Naturspielen nicht ungern wehmütige Versuche anzustellen scheint.

Demnach hat keine andre Kunst einen Grundstoff, der schon an sich mit so himmlischem Geiste geschwängert wäre, als die Musik.

Ihr klingender Stoff kommt mit seinem geordneten Reichtume von Akkorden den bildenden Händen entgegen und spricht schon schöne Empfindungen aus, wenn wir ihn auch nur auf eine leichte, einfache Weise berühren. Daher kommt es, daß manche Tonstücke, deren Töne von ihren Meistern wie Zahlen zu einer Rechnung, oder wie die Stifte zu einem musivischen Gemälde, bloß regelrecht, aber sinnreich und in glücklicher Stunde, zusammengesetzt wurden, — wenn sie auf Instrumenten ausgeübt werden, eine herrliche, empfindungsvolle Poesie reden, obwohl der Meister wenig daran gedacht haben mag, daß in seiner gelehrten Arbeit der in dem Reiche der Töne verzauberte Genius, für eingeweihte Sinne, so herrlich seine Flügel schlagen würde.

Dagegen fahren manche, nicht ungelehrte, aber unter unglücklichem Stern geborne, und innerlich harte und unbewegliche Geister täppisch in die Töne hinein, zerren sie aus ihren eigentümlichen Sitzen, so daß man in ihren Werken nur ein schmerzliches Klaggeschrei des gemarterten Genius vernimmt.

Wenn aber die gute Natur die getrennten Kunstseelen in eine Hülle vereinigt, wenn das Gefühl des Hörenden noch glühender im Herzen des tiefgelehrten Kunstmeisters brannte und er die tiefsinnige Wissenschaft in diesen Flammen schmelzt, dann geht ein unnennbar-köstliches Werk hervor, worin Gefühl und Wissenschaft so fest und unzertrennlich in einander hangen, wie in einem Schmelzgemälde Stein und Farben verkörpert sind.

Von denjenigen, welche die Musik und alle Künste nur als Anstalten betrachten, ihren nüchternen und groben Organen die notdürftig sinnliche Nahrung zu verschaffen, — da doch die Sinnlichkeit nur als die kräftigste, eindringlichste und menschlichste Sprache anzusehn ist, worin das Erhabene, Edle und Schöne zu uns reden kann, — von diesen unfruchtbaren Seelen ist nicht zu reden. Sie sollten, wenn sie es vermöchten, die tiefgegründete, unwandelbare Heiligkeit, die dieser Kunst vor allen andern eigen ist, verehren, daß in ihren Werken das feste Orakelgesetz des Systems, der ursprüngliche Glanz des Dreiklangs, auch durch die verworfensten Hände nicht vertilgt und befleckt werden kann, — und daß sie gar nicht vermag das Verworfene, Niedrige und Unedle des menschlichen Gemüts auszudrücken, sondern an sich nicht mehr als rohe und grelle Melodieen geben kann, denen die sich anhängenden irdischen Gedanken erst das Niedrige leihen müssen.

Wenn nun die Vernünftler fragen: wo denn eigentlich der Mittelpunkt dieser Kunst zu entdecken sei, wo ihr eigentlicher Sinn und ihre Seele verborgen liege, die alle ihre verschiedenartigen Erscheinungen zusammenhalte? — so kann ich es ihnen nicht erklären oder beweisen. Wer das, was sich nur von innen heraus fühlen läßt, mit der Wünschelrute des untersuchenden Verstandes entdecken will, der wird ewig nur Gedanken über das Gefühl, und nicht das Gefühl selber, entdecken. Eine ewige feindselige Kluft ist zwischen dem fühlenden Herzen und den Untersuchungen des Forschens befestigt, und jenes ist ein selbständiges verschlossenes göttliches Wesen, das von der Vernunft nicht aufgeschlossen und gelöst werden kann. — Wie jedes einzelne Kunstwerk nur durch dasselbe Gefühl, von dem es hervorgebracht ward, erfaßt und innerlich ergriffen werden kann, so kann auch das Gefühl überhaupt nur vom Gefühl erfaßt und ergriffen werden: — gerade so wie, nach der Lehre der Maler, jede einzelne Farbe nur vom gleichgefärbten Lichte beleuchtet ihr wahres Wesen zu erkennen giebt. — Wer die schönsten und göttlichsten Dinge im Reiche des Geistes mit seinem Warum? und dem ewigen Forschen nach Zweck und Ursache untergräbt, der kümmert sich eigentlich nicht um die Schönheit und Göttlichkeit der Dinge selbst, sondern um die Begriffe, als die Grenzen und Hülsen der Dinge, womit er seine Algebra anstellt. — Wen aber, — dreist zu reden, — von Kindheit an der Zug seines Herzens durch das Meer der Gedanken, pfeilgerade wie einen kühnen Schwimmer, auf das Zauberschloß der Kunst allmächtig hinreißt, der schlägt die Gedanken wie störende Wellen mutig von seiner Brust und dringt hinein in das innerste Heiligtum und ist sich mächtig bewußt der Geheimnisse, die auf ihn einstürmen. —

Und so erkühn' ich mich denn, aus meinem Innersten den wahren Sinn der Tonkunst auszusprechen, und sage:

Wenn alle die inneren Schwingungen unsrer Herzensfibern, — die zitternden der Freude, die stürmenden des Entzückens, die hochklopfenden Pulse verzehrender Anbetung, — wenn alle die Sprache der Worte, als das G r a b der innern Herzenswut, mit e i n e m Ausruf zersprengen: — dann gehen sie unter fremdem Himmel, in den Schwingungen holdseliger Harfensaiten, wie in einem jenseitigen Leben in verklärter Schönheit hervor und feiern als Engelgestalten ihre Auferstehung.

Hundert und hundert Tonwerke reden Fröhlichkeit und Lust, aber in jedem singt ein andrer Genius und einer jeden der Melodieen zittern andre Fibern unsres Herzens entgegen. — Was wollen sie, die zaghaften und zweifelnden Vernünftler, die jedes der hundert und hundert Tonstücke in Worten erklärt verlangen, und sich nicht darin finden können, daß nicht jedes eine nennbare Bedeutung hat, wie ein Gemälde? Streben sie die reichere Sprache nach der ärmern abzumessen und in Worte aufzulösen, was Worte verachtet? Oder haben sie nie ohne Worte empfunden? Haben sie ihr hohles Herz nur mit Beschreibungen von Gefühlen ausgefüllt? Haben sie niemals im Innern wahrgenommen das stumme Singen, den vermummten Tanz der unsichtbaren Geister? oder glauben sie nicht an die Märchen? —

Ein fließender Strom soll mir zum Bilde dienen. Keine menschliche Kunst vermag das Fließen eines mannigfaltigen Stroms, nach allen den tausend einzelnen, glatten und bergigten, stürzenden und schäumenden Wellen, mit Worten fürs Auge hinzuzeichnen, — die Sprache kann die Veränderungen nur dürftig zählen und nennen, nicht die aneinanderhängenden Verwandlungen der Tropfen uns sichtbar vorbilden. Und ebenso ist es mit dem geheimnisvollen Strome in den Tiefen des menschlichen Gemütes beschaffen, die Sprache zählt und nennt und beschreibt seine Verwandlungen, in fremdem Stoff; — die Tonkunst strömt ihn uns selber vor. Sie greift beherzt in die geheimnisvolle Harfe, schlägt in der dunkeln Welt bestimmte dunkle Wunderzeichen in bestimmter Folge an, — und die Saiten unsres Herzens erklingen, und wir verstehen ihren Klang.

In dem Spiegel der Töne lernt das menschliche Herz sich selber kennen; sie sind es, wodurch wir das Gefühl fühlen lernen; sie geben vielen in verborgenen Winkeln des Gemüts träumenden Geistern lebendes Bewußtsein, und bereichern mit ganz neuen zauberischen Geistern des Gefühls unser Inneres.

Und alle die tönenden Affekte werden von dem trocknen wissenschaftlichen Zahlensystem, wie von den seltsamen wunderkräftigen Beschwörungsformeln eines alten furchtbaren Zauberers, regiert und gelenkt. Ja, das System bringt, auf merkwürdige Weise, manche wunderbar neue Wendungen und Verwandlungen der Empfindungen hervor, wobei das Gemüt über sein eignes Wesen erstaunt, — so wie etwa die Sprache der Worte manchmal von den

Ausdrücken und Zeichen der Gedanken neue Gedanken zurückstrahlt, und die Tänze der Vernunft in ihren Wendungen lenkt und beherrscht.

Keine Kunst schildert die Empfindungen auf eine so künstliche, kühne, so dichterische, und eben darum für kalte Gemüter so erzwungene Weise. Das Verdichten der im wirklichen Leben verloren herumirrenden Gefühle in mannigfaltige feste Massen ist das Wesen aller Dichtung; sie trennt das Vereinte, vereint fest das Getrennte, und in den engeren, schärferen Grenzen schlagen höhere, empörtere Wellen. Und wo sind die Grenzen und Sprünge schärfer, wo schlagen die Wellen höher als in der Tonkunst?

Aber in diesen Wellen strömt recht eigentlich nur das reine, formlose Wesen, der Gang und die Farbe, und auch vornehmlich der tausendfältige Übergang der Empfindungen; die idealische, engelreine Kunst weiß in ihrer Unschuld weder den Ursprung, noch das Ziel ihrer Regungen, kennt nicht den Zusammenhang ihrer Gefühle mit der wirklichen Welt.

Und dennoch empört sie bei aller ihrer Unschuld, durch den mächtigen Zauber ihrer sinnlichen Kraft, alle die wunderbaren, wimmelnden Heerscharen der Phantasie, die die Töne mit magischen Bildern bevölkern, und die formlosen Regungen in bestimmte Gestalten menschlicher Affekte verwandeln, welche wie gaukelnde Bilder eines magischen Blendwerks unsern Sinnen vorüberziehn.

Da sehen wir die hüpfende, tanzende, kurzatmende Fröhlichkeit, die jeden kleinen Tropfen ihres Daseins zu einer geschlossenen Freude ausbildet.

Die sanfte, felsenfeste Zufriedenheit, die ihr ganzes Dasein aus einer harmonischen, beschränkten Ansicht der Welt herausspinnt, auf alle Lagen des Lebens ihre frommen Überzeugungen anwendet, nie die Bewegung ändert, alles Rauhe glättet und bei allen Übergängen die Farbe verreibt.

Die männliche, jauchzende Freude, die bald das ganze Labyrinth der Töne in mannigfacher Richtung durchläuft, wie das pulsierende Blut warm und rasch die Adern durchströmt — bald mit edlem Stolz, mit Schwung und Schnellkraft sich wie im Triumph in die Höhen erhebt.

Das süße, sehnsüchtige Schmachten der Liebe, das ewig wechselnde Anschwellen und Hinschwinden der Sehnsucht, da die

5. In der Novelle „Die Mondsüchtigen" (1831) leitet Tieck das Wort Dichter von Verdichten ab und setzt den wahren Dichtern die Dünner, Verdünner gegenüber.

Seele aus dem zärtlichen Schleichen durch benachbarte Töne sich auf einmal mit sanfter Kühnheit in die Höhe schwingt und wieder sinkt, — aus einem unbefriedigten Streben sich mit wollüstigem Unmut in ein andres windet, gern auf sanft-schmerzlichen Akkorden ausruht, ewig nach Auflösung strebt, und am Ende nur mit Thränen sich auflöst.

Der tiefe Schmerz, der bald sich wie in Ketten daherschleppt, bald abgebrochene Seufzer ächzt, bald sich in langen Klagen ergießt, alle Arten des Schmerzes durchirrt, sein eigenes Leiden liebend ausbildet, und in den trüben Wolken nur selten schwache Schimmer der Hoffnung erblickt.

Die mutwillige, entbundene fröhliche Laune, die wie ein Strudel ist, der alle ernsthaften Empfindungen scheitern macht, und im fröhlichen Wirbel mit ihren Bruchstücken spielt — oder wie ein grotesker Dämon, der alle menschliche Erhabenheit und allen menschlichen Schmerz durch possenhafte Nachäffung verspottet, und gaukelnd sich selber nachäfft, — oder wie ein unstät schwebender luftiger Geist, der alle Pflanzen aus ihrem festen irdischen Boden reißt und in die unendlichen Lüfte streut, und den ganzen Erdball verflüchtigen möchte.

Aber wer kann sie alle zählen und nennen, die luftigen Phantasieen, die die Töne wie wechselnde Schatten durch unsre Einbildung jagen?

Und doch kann ich's nicht lassen, noch den letzten höchsten Triumph der Instrumente zu preisen: ich meine jene göttlichen großen Symphoniestücke (von inspirierten Geistern hervorgebracht), worin nicht eine einzelne Empfindung gezeichnet, sondern eine ganze Welt, ein ganzes Drama menschlichen Affekten ausgeströmt ist. Ich will in allgemeinen Worten erzählen, was vor meinen Sinnen schwebt.

Mit leichter, spielender Freude steigt die tönende Seele aus ihrer Orakelhöhle hervor — gleich der Unschuld der Kindheit, die einen lüsternen Vortanz des Lebens übt, die, ohne es zu wissen, über alle Welt hinwegscherzt, und nur auf ihre eigene innerliche Heiterkeit zurücklächelt. — Aber bald gewinnen die Bilder um sie her festern Bestand, sie versucht ihre Kraft an stärkeres Gefühl, sie wagt sich plötzlich mitten in die schäumenden Fluten zu stürzen, schmiegt sich durch alle Höhen und Tiefen, und rollt alle Gefühle mit mutigem Entzücken hinauf und hinab. — Doch wehe! sie dringt

verwegen in wildere Labyrinthe, sie sucht mit kühn-erzwungener Frechheit die Schrecken des Trübsinns, die bittern Qualen des Schmerzes auf, um den Durst ihrer Lebenskraft zu sättigen, und mit einem Trompetenstoße brechen alle furchtbaren Schrecken der Welt, alle die Kriegsscharen des Unglücks von allen Seiten mächtig wie ein Wolkenbruch herein, und wälzen sich in verzerrten Gestalten fürchterlich, schauerlich wie ein lebendig gewordenes Gebirge über einander. Mitten in den Wirbeln der Verzweiflung will die Seele sich mutig erheben, und sich stolze Seligkeit ertrotzen, — und wird immer überwältigt von den fürchterlichen Heeren. — Auf einmal zerbricht die tollkühne Kraft, die Schreckengestalten sind furchtbar verschwunden — die frühe, ferne Unschuld tritt in schmerzlicher Erinnerung, wie ein verschleiertes Kind, wehmütig hüpfend hervor, und ruft vergebens zurück, — die Phantasie wälzt mancherlei Bilder, zerstückt wie im Fiebertraum, durch einander — und mit ein paar leisen Seufzern zerspringt die ganze lauttönende lebenvolle Welt, gleich einer glänzenden Lufterscheinung, ins unsichtbare Nichts.

Dann, wenn ich in finsterer Stille noch lange horchend da sitze, dann ist mir, als hätt' ich ein Traumgesicht gehabt von allen mannigfaltigen menschlichen Affekten, wie sie, gestaltlos, zu eigner Lust, einen seltsamen, ja fast wahnsinnigen pantomimischen Tanz zusammen feiern, wie sie mit einer furchtbaren Willkür, gleich den unbekannten, rätselhaften Zaubergöttinnen des Schicksals, frech und frevelhaft durch einander tanzen.

Jene wahnsinnige Willkür, womit in der Seele des Menschen Freude und Schmerz, Natur und Erzwungenheit, Unschuld und Wildheit, Scherz und Schauder sich befreundet und oft plötzlich die Hände bieten: — welche Kunst führt auf ihrer Bühne jene Seelenmysterien mit so dunkler, geheimnisreicher, ergreifender Bedeutsamkeit auf?

Ja, jeden Augenblick schwankt unser Herz bei denselben Tönen, ob die tönende Seele kühn alle Eitelkeiten der Welt verachtet und mit edlem Stolz zum Himmel hinaufstrebt — oder ob sie alle Himmel und Götter verachtet und mit frechem Streben nur einer einzigen irdischen Seligkeit entgegendringt. Und eben diese frevelhafte Unschuld, diese furchtbare, orakelmäßig-zweideutige Dunkelheit, macht die Tonkunst recht eigentlich zu einer Gottheit für menschliche Herzen. — —

Aber was streb' ich Thörichter, die Worte zu Tönen zu zerschmelzen? Es ist immer nicht, wie ich's fühle. Kommt, ihr Töne, ziehet daher und errettet mich aus diesem schmerzlichen irdischen Streben nach Worten, wickelt mich ein mit euren tausendfachen Strahlen in eure glänzende Wolken, und hebt mich hinauf in die alte Umarmung des allliebenden Himmels!

---

6. Ein Brief Joseph Berglingers.

Ach! mein innigstgeliebter, mein ehrwürdiger Pater! ich schreibe Euch diesmal mit einem hochbetrübten Gemüt, und in der Angst einer zweifelvollen Stunde, wie sie mich, wie Ihr wohl wißt, schon öfter angefallen hat, und jetzt nicht von mir lassen will. Mein Herz ist von einem schmerzhaften Krampfe zusammengezogen, meine Phantasieen zittern zerrüttet durch einander, und alle meine Gefühle zerrinnen in Thränen. Meine lüsternen Kunstfreuden sind tief im Keime vergiftet; ich gehe mit siecher Seele umher, und von Zeit zu Zeit ergießt sich das Gift durch meine Adern.

Was bin ich? Was soll ich, was thu' ich auf der Welt? Was für ein böser Genius hat mich so von allen Menschen weit weg verschlagen, daß ich nicht weiß, wofür ich mich halten soll? Daß meinem Auge ganz der Maßstab fehlt, für die Welt, für das Leben und das menschliche Gemüt? Daß ich nur immer auf dem Meere meiner inneren Zweifel mich herumwälze, und bald auf hoher Welle hoch über die anderen Menschen hinausgehoben werde, bald tief in den tiefsten Abgrund hinuntergestürzt?

7. Ein Brief Joseph Berglingers. Die Autorschaft dieses Stückes ist zweifelhaft. Nach dem Vorwort (oben S. 4) gehört es Tieck an, der sich ausdrücklich die „vier letzten Aufsätze Berglingers" zuschreibt und nach 9 (unten S. 98 Z. 21) ebenso deutlich den „Beschluß der Aufsätze Joseph Berglingers" ankündigt. Gleichwohl hat Tieck den Aufsatz in die Ausgabe der Phantasieen von 1814, welcher bloß Wackenroders Anteil an den Herzensergießungen und Phantasieen enthalten soll, aufgenommen (a. a. O. S. 238 ff.). Es ist nicht unmöglich, daß Tieck, welcher nach so vielen Jahren seinen Anteil nicht immer zu unterscheiden wußte (vgl. a. a. O. Vorrede S. I), hier einen Irrtum beging, indem er, die Bemerkung S. 98 übersehend und die Allegorie „Der Traum" unter die „vier letzten Aufsätze" einzählend, seinen Anteil um eine Nummer verkürzte. Auf die Ausgabe der Phantasieen 1814 stützt sich dann Köpke II, 294, der den Aufsatz unter Tiecks Eigentum nicht erwähnt. Trotzdem, wie die Anmerkung Seite 77 zeigt, hier Gedanken Wackenroders anklingen, möchte ich doch an der Autorschaft Tiecks festhalten. Die leidenschaftliche Unruhe, die Fragen nach dem warum? und wozu?, das Komödiantentum der Empfindung (unten S. 78) war Tiecks Sache, nicht Wackenroders.

Aus dem festesten Grunde meiner Seele preßt sich der Ausruf hervor: Es ist ein so göttlich Streben des Menschen, zu schaffen, was von keinem gemeinen *Zweck* und *Nutzen* verschlungen wird — was, unabhängig von der Welt, in eignem Glanze ewig prangt, — was von keinem Rade des großen Räderwerks getrieben wird, und keines wieder treibt. Keine Flamme des menschlichen Busens steigt höher und gerader zum Himmel auf, als die Kunst! Kein Wesen verdichtet so die Geistes- und Herzenskraft des Menschen in sich selber, und macht ihn so zum selbständigen menschlichen Gott!

Aber ach! wenn ich auf dieser verwegenen Höhe stehe, und mein böser Geist mich mit übermütigem Stolz auf mein Kunstgefühl und mit frecher Erhebung über andre Menschen heimsucht — dann, dann öffnen sich auf einmal, rings um mich her, auf allen Seiten, so gefährliche, schlüpfrige Abgründe — alle die heiligen, hohen Bilder springen ab von meiner Kunst, und flüchten sich in die Welt der andern, bessern Menschen zurück — und ich liege hingestreckt, verstoßen, und komme mir im Dienste meiner Göttin — ich weiß nicht wie — wie ein thörichter, eitler Götzendiener vor.

Die Kunst ist eine verführerische, verbotene Frucht; wer einmal ihren innersten, süßesten Saft geschmeckt hat, der ist unwiederbringlich verloren für die thätige, lebendige Welt. Immer enger kriecht er in seinen selbsteignen Genuß hinein, und seine Hand verliert ganz die Kraft, sich einem Nebenmenschen wirkend entgegenzustrecken. — Die Kunst ist ein täuschender, trüglicher Aberglaube; wir meinen in ihr die letzte, innerste Menschheit selbst vor uns zu haben, und doch schiebt sie uns immer nur ein schönes *Werk* des Menschen unter, worin alle die eigensüchtigen, sich selber genügenden Gedanken und Empfindungen abgesetzt sind, die in der thätigen Welt unfruchtbar und unwirksam bleiben. Und ich Blöder achte dies Werk höher, als den Menschen selber, den Gott gemacht hat.

Es ist entsetzlich, wenn ich's bedenke! Das ganze Leben hindurch sitz' ich nun da, ein lüsterner Einsiedler, und sauge täglich nur innerlich an schönen Harmonieen, und strebe den letzten Leckerbissen der Schönheit und Süßigkeit herauszukosten. — Und wenn ich nun die Botschaften höre: wie unermüdet sich dicht um mich her die Geschichte der Menschenwelt mit tausend wichtigen, großen Dingen lebendig fortwälzt, — wie da ein rastloses Wirken der Menschen gegen einander arbeitet, und jeder kleinen That in dem

gedrängten Gewühl die Folgen, gut und böse, wie große Gespenster nachtreten – ach! und dann, das Erschütterndste — wie die erfindungsreichen Heerscharen des Elends dicht um mich herum, Tausende mit tausend verschiedenen Qualen in Krankheit, in Kummer und Not, zerpeinigen, wie, auch außer den entsetzlichen Kriegen der Völker, der blutige Krieg des Unglücks überall auf dem ganzen Erdenrund wütet, und jeder Sekundenschlag ein scharfes Schwert ist, das hier und dort blindlings Wunden haut und nicht müde wird, daß tausend Wesen erbarmenswürdig um Hilfe schreien! — — Und mitten in diesem Getümmel bleib' ich ruhig sitzen, wie ein Kind auf seinem Kinderstuhle, und blase Tonstücke wie Seifenblasen in die Luft: — obwohl mein Leben ebenso ernsthaft mit dem Tode schließt.

Ach! diese unbarmherzigen Gefühle schleifen mein Gemüt durch eine verzweiflungsvolle Angst, und ich vergehe vor bitterer Scham vor mir selbst. Ich fühl', ich fühl' es bitterlich, daß ich nicht verstehe, nicht vermag, ein wohlthätiges, Gott gefälliges Leben zu führen — daß Menschen, die sehr unedel von der Kunst denken, und ihre besten Werke verachtend mit Füßen treten, unendlich mehr Gutes wirken, und gottgefälliger leben als ich!

In solcher Angst begreif' ich es, wie jenen frommen asketischen Märtyrern zu Mute war, die, von dem Anblicke der unsäglichen Leiden der Welt zerknirscht, wie verzweifelnde Kinder, ihren Körper lebenslang den ausgesuchtesten Kasteiungen und Pönitenzen preisgaben, um nur mit dem fürchterlichen Übermaße der leidenden Welt ins Gleichgewicht zu kommen.

Und wenn mir nun der Anblick des Jammers in den Weg tritt und Hilfe fordert, wenn leidende Menschen, Väter, Mütter und Kinder, dicht vor mir stehen, die zusammen weinen und die Hände ringen, und heftiglich schreien vor Schmerz — das sind freilich keine lüsternen schönen Akkorde, das ist nicht der schöne wol-

21 ff. Wackenroder an Tieck (Holtei IV, 234): „In der Ode, wovon ich Dir vorher sagte, wollte ich die Empfindung eines Menschen schildern, der von dem tausendfachen Elend der Menschheit bei eigener Zufriedenheit so niedergedrückt wird, daß er sich in einsame Wüsten stürzt, und in wahnsinniger Schwärmerei auf die Idee kommt, sich allerlei Pönitenzen aufzulegen. Sollte eine solche Ode nicht ein helles Licht auf jene schwärmerischen Eremiten des Mittelalters werfen, und den Weg, wenigstens Einen Weg zeigen, auf welchem die Menschen zu Handlungen kommen, die den meisten so widersinnig und abgeschmackt scheinen, daß sie jene für ganz vernunftlose, fast nicht zur Menschheit gehörende Wesen halten? nicht zeigen, daß es gerade das Gefühl ihrer Menschheit war, die sie zu ihren paradoxen Ideen leitete? Ich habe schon mehr dergleichen Entwürfe im Kopf, aber bis itzt bei tausend Hindernissen und Störungen noch ganz unmöglich Zeit gehabt, eine auszuführen."

lüstige Scherz der Musik, das sind herzzerreißende Töne, und das verweichlichte Künstlergemüt gerät in Angst, weiß nicht zu antworten, schämt sich zu fliehn, und hat zu retten keine Kraft. Er quält sich mit Mitleid — er betrachtet unwillkürlich die ganze Gruppe als ein lebendig gewordenes Werk seiner Phantasie, und kann's nicht lassen, wenn er sich auch in demselben Momente vor sich selber schämt, aus dem elenden Jammer irgend etwas Schönes und kunstartigen Stoff herauszuzwingen.

Das ist das tödliche Gift, was im unschädlichen Keime des Kunstgefühls innerlich verborgen liegt. — Das ist's, daß die Kunst die menschlichen Gefühle, die fest auf der Seele gewachsen sind, verwegen aus den heiligsten Tiefen dem mütterlichen Boden entreißt, und mit den entrissenen, künstlich zugerichteten Gefühlen frevelhaften Handel und Gewerbe treibt, und die ursprüngliche Natur des Menschen frevelhaft verscherzt. Das ist's, daß der Künstler ein Schauspieler wird, der jedes Leben als Rolle betrachtet, der seine Bühne für die echte Muster- und Normalwelt, für den dichten Kern der Welt, und das gemeine wirkliche Leben nur für eine elende, zusammengeflickte Nachahmung, für die schlechte umschließende Schale ansieht.

Was hilft's aber, wenn ich mitten in diesen entsetzlichen Zweifeln an der Kunst und an mir selber krank liege — und es erhebt sich eine herrliche Musik — ha! da flüchten alle diese Gedanken im Tumulte davon, da hebt das lüsterne Ziehen der Sehnsucht sein altes Spiel wieder an; da ruft und ruft es unwiderstehlich zurück, und die ganze kindische Seligkeit thut sich von neuem vor meinen Augen auf. Ich erschrecke, wenn ich bedenke, zu welchen tollen Gedanken mich die frevelhaften Töne hinschleudern können, mit ihren lockenden Sirenenstimmen, und mit ihrem tobenden Rauschen und Trompetenklang.

Ich komme ewig mit mir selber nicht auf festes Land. Meine Gedanken überwälzen und überkugeln sich unaufhörlich, und ich schwindle, wenn ich Anfang und Ende und bestimmte Ruhe erstreben will. Schon manchesmal hat mein Herz diesen Krampf gehabt, und er hat sich willkürlich, wie er kam, wieder gelöst, und es war am Ende nichts als eine Ausweichung meiner Seele in eine schmerzliche Molltonart, die am gehörigen Orte stand.

So spott' ich über mich selbst — und auch dies Spotten ist nur elendes Spielwerk.

Ein Unglück ist's, daß der Mensch, der in Kunstgefühl ganz zerschmolzen ist, die Vernunft und Weltweisheit, die dem Menschen so festen Frieden geben soll, so tief verachtet, und sich sogar nicht hineinfinden kann. Der Weltweise betrachtet seine Seele wie ein systematisches Buch und findet Anfang und Ende, und Wahrheit und Unwahrheit getrennt in bestimmten Worten. Der Künstler betrachtet sie wie ein Gemälde oder Tonstück, kennt keine feste Überzeugung, und findet alles schön, was an gehörigem Orte steht. Es ist, als wenn die Schöpfung alle Menschen, sowie die vierfüßigen Tiere oder Vögel, in bestimmte Geschlechter und Klassen der geistigen Naturgeschichte gefangen hielte: jeder sieht alles aus seinem Kerker, und keiner kann aus seinem Geschlechte heraus. —

Und so wird meine Seele wohl lebenslang der schwebenden Äolsharfe gleichen, in deren Saiten ein fremder, unbekannter Hauch weht, und wechselnde Lüfte nach Gefallen herumwühlen.

---

7. Unmusikalische Toleranz.

Wenn man die Erde, mit ihren mannigfaltigen Menschen und Begebenheiten, als einen großen Schauplatz betrachtet, auf dem so Kummer als Glück, Trübsal und Freude, das Erhabenste wie das Gemeinste, wie notwendige Bedingungen eines zusammengesetzten Schauspiels, wie einzelne Personen nach und nach auftreten, wieder verschwinden und von neuem erscheinen: so erschrecken wir oft vor dem ewigen Zusammenhange, indem wir nicht wissen, welcher Teil uns noch zufallen dürfte, wie viele Thränen und Thorheiten, wie viel verscherztes Glück und welche unerwartete Leiden in unsrer Rolle abzuspielen sind. Oft befängt uns dann eine taube Gleichgiltigkeit, und im Wirrwarr aller disharmonierenden Töne verloren, deren Ordnung wir nicht fassen und finden können, wünschen wir zu vergehn, wir zittern vor der Zukunft, und unerquicklich ist die Vergangenheit; der liebliche Strom, der sonst so leicht und frisch alles in Lebensregung und Bewegung setzt, steht ruhend still, und Bäume, Felsen und Wolken schauen

17. Unmusikalische Toleranz. Von Tieck. Vgl. die Einleitung oben S. 4; Köpke II, 294.

schwarz herab und spiegeln sich in dunkler Einsamkeit verworren und verdüstert ab.

Dann kommen alle Leiden wieder, und klopfen mit ungestümer Gewalt an unser verzagtes Herz; alles, was uns nur jemals ängstigte, erscheint in vergrößerter Gestalt in dieser trüben Dämmerung, wir stehn verloren und vergessen weit zurück, und Freundschaft, Liebe, Hoffnung ziehen auf einer fernen Bahn vor uns vorüber. In diesen trüben Stunden werden wir von der Nichtigkeit des Glücks, von der Vergänglichkeit alles dessen, was wir unser nennen, so innigst beängstigt, so von der Zeit und der wüsten, furchtbaren Vernichtung von allen Seiten bedrängt und um und um gequält, daß wir mit schmerzhafter Verzweiflung ausrufen: „Was ist die Welt und dieses Leben? Unsre Freuden sind nur größere Schmerzen, denn sie vergehn wie jede Trauer, was wir heute unser nennen und so gern für unsre Seele halten, ist morgen vergessen oder verachtet; worauf wir heute hoffen, steht morgen in einer schalen Unbedeutenheit als Gegenwart vor uns, und wird kaum bemerkt! Wozu also der Thränen, wozu der begeisterten Wonnelieder? Die kalte, stille Hand der Zeit sänftigt alles, sie ebnet alle Wellen, sie streicht die Rechnung durch, und hebt den Unterschied zwischen Glück und Übel; so haben wir's erfahren, und wir können wissen, daß es immer so sein wird, darum wollen wir bei allen Vorfällen ruhig bleiben, denn wozu die Thränen, das Entzücken, von denen ich vorher weiß, daß sie nur eine Minute dauern können?"

So fügt sich's leicht, daß wir im Leben schon das Leben entgeistern, und gefühllos den Strom der Zeit hinunterfahren, den empfindungslosen Gegenständen ähnlich, die die Ufer umgeben; und damit glauben wir dann schon recht viel gewonnen zu haben, wir halten uns darin für besser, wie viele andre Menschen, die leicht und frisch ihr Schicksal tragen, sich nur selten der Vergangenheit erinnern, und keine Zukunft fürchten.

Dergleichen Gemütsart, die von vielen für erhaben ausgegeben wird, ist auf keine Weise zu billigen. Sie erlahmt alle unsre Kräfte, sie macht uns zu lebendigen Leichnamen.

Aus dieser Verworrenheit erlöst uns, wie mit einem allmächtigen Zauberstabe, die Kunst. Sie führt uns in ein Land, in dem die Lichtstrahlen allenthalben die lieblichste Ordnung verbreiten, diese spielenden Strahlen ergreifen auch unser Herz, und

beleben es mit neuer Kraft, wir fühlen uns und unsern Wert in neuer Lebendigkeit, alle die versiegten Brunnen des Trostes und der Freude ergießen sich wieder und rauschen erquickend über unsern Lebenslauf dahin, und die Gegenwart verwandelt sich in eine einzige große Blume, aus deren Kelch uns himmlischer Duft entgegensteigt. Denn das arme dürstende Herz wird durch nichts in dieser Welt so gesättigt, als mit dem Genusse der Kunst, der feinsten Art, sich selber zu fühlen und zu verstehn. Im klarsten und wohlgefälligsten Bilde steht dann die Menschheit vor sich selber, sie erkennt sich, aber mit Lächeln und Freude, sie glaubt etwas Fremdes zu umarmen und an sich zu schließen, und bemerkt und fühlt sich selber.

Dann lieben wir das Leben wieder, und dulden mit großer Gelassenheit alle seine Schwächen. Unser reiches Herz bedauert und bemitleidet die Armen, die uns umgeben, aber kein dürrer, harter Haß verfolgt sie mehr.

Welche Worte aber soll ich fassen und ergreifen, um die Kraft kund zu machen, die die himmlische Musik mit ihren vollen Tönen, mit ihren liebreizenden Anklängen über unser Herz erzeigt? Sie tritt unmittelbar mit ihrer Engelsgegenwart in die Seele, und haucht himmlischen Odem aus. O wie stürzen, wie fließen im Augenblick alle Erinnerungen aller Seligkeiten in den einen Moment zurück, wie breiten sich dem Geiste alle edlen Gefühle, alle großen Gesinnungen entgegen! Wie schnell, gleich zauberhaften Samenkörnern, schlagen die Töne in uns Wurzeln, und nun treibt's und drängt's mit unsichtbaren Feuerkräften, und im Augenblick rauscht ein Hain mit tausend wunderbaren Blumen, mit unbegreiflich seltsamen Farben empor, unsre Kindheit und eine noch frühere Vergangenheit spielen und scherzen auf den Blättern und in den Wipfeln. Da werden die Blumen erregt und schreiten durch einander, Farbe funkelt an Farbe, Glanz erglänzt auf Glanz, und all' das Licht, der Funkelschein, der Strahlenregen lockt neuen Glanz und neue Strahlen hervor. In den innersten Tiefen in Wollust aufgelöst, in ein Etwas zerronnen und verwandelt, für das wir keine Worte und keine Gedanken haben, das selbst in sich ein Alles, ein höchst beseligendes Gefühl ist, o wer vermöchte da noch auf die Dürftigkeiten des Lebens einen Rückblick zu werfen, wer schiede nicht gern und folgte dem Strome, der uns mit sanfter, unwiderstehlicher Gewalt jenseits, jenseits hinüberführt?

Was ist es denn, das mehr als die Gesetze, als die Vernunft und alle Philosophie, so mächtiglich in uns hineinredet? Wie ist die Kraft zu beschreiben, die wie aus vielen Strahlen eines Brennspiegels alle Kraft wie auf einen Punkt vereinigt, und so das Wunderbarste möglich macht? Aller Kampf der streitenden Kräfte, alle widerwärtigen Leidenschaften, sie sind besiegt und zur Ruhe geführt, ein tobendes Meer, mit allem Sturmwinde, das kein gebietender Poseidon herrschend schweigt, das der leierkundige Musengott Phöbus mit dem sanften Anglanz seiner Musenkunst bis auf den tiefsten Grund hinab, in unbegreifliche Beruhigung singt.

Die Musik erregt mächtig in unsrer Brust die Liebe zu den Menschen und zur Welt, sie versöhnt uns mit unsern Feinden, wir dulden auch die schlimmsten gern, und unser jauchzendes Herz hört nur den Triumphgesang seiner eignen Vergötterung, und unter dem Triumphe nicht die Klagen, das Schelten, den Neid, die jämmerliche Sprache so mancher erdgebornen Kreaturen.

Hier ist der Punkt, auf dem der größte und edelste Mensch, möcht' ich doch beinahe sagen, aus zu großem Edelmute, fehlt, und so fällt, daß er sich durch lange Zeiten mit der Erinnerung daran innerlichst kränken kann. Hier ist es, wo es mir deutlich wird, wie die eigentliche Größe auch muß klein und schwach sein können, wie der höchste Edelmut zu allen seinen übrigen Aufopferungen auch noch die hinzufügen muß, sich selbst verleugnen zu können.

Denn in diesen schönen Minuten, in denen wir nur eine Welt von Glanz wahrnehmen, in denen unser Herz so gern die größten Beleidigungen vergiebt, ja in denen es mit lächelnder Wehmut und Hingebung das schwerste Schicksal aufnehmen würde, in diesen Augenblicken, wenn die Stimme des gemeinen Lebens in unsre Entzückungen hineinspricht, wenn wir die kleine Bedürftigkeit wahrnehmen, wenn dann Menschen, die unsre Wollust nicht teilen, und nicht wissen, daß sie uns in dieser Stunde beherrscht, auf uns zutreten, so übermeistert uns oft eine plötzliche Ungeduld, ein jäher Zorn durchschneidet alle Wellen des musikalischen Meeres, wir sind heftiger und unbilliger, als wenn uns nur im gewöhnlichen Laufe der Dinge, im gemeinen Leben diese Gestalten beunruhigt hätten, und durch keine Kunst unser Herz erhoben wäre. Wir sinken leider in diesen Momenten unter die gemeinsten Wesen hinab, eben weil wir uns zu erhaben fühlten;

oft demütigt uns nachher die Erinnerung, und viele ergeben sich darum ungern dem Rausche, weil sie sich vor sich selber schämen.

Andre verlangen, daß man alle Vorfälle des Lebens, alle schönen und zarten, widrigen und zerreißenden Gefühle in einen Kranz von Blumen und Unkraut flechten soll, von diesem die giftige Spitze abbrechen, und von jenen die glänzendsten Blätter ausreißen. Sie meinen im Herzen immerwährend die lieblichen Schwingungen aufzubewahren, und immer vom inwendigen musikalischen Genius geschützt zu werden. So wollen sie ihr ganzes Leben in einen tönenden, leise fortfließenden Gesang verwandeln. Diese leben in einer ewigen Obhut über sich selber, sie bewahren ihr Herz vor jeder Aufwallung des Schmerzes als der Entzückung, sie lassen niemals, wie Geisterbeschwörer, die Geister der Leidenschaft in den Kreis hineintreten, den sie um sich gezogen haben. Dabei aber verlieren sie die wahre Lebenskraft, ihr Herz zerarbeitet sich in einer ewigen Zerknirschung, sie sind am Ende der großen Eindrücke gänzlich unfähig. Sie brächten sich gern die Ansicht der Ewigkeit des Himmels, der Vergänglichkeit aller irdischen Güter klar vor den Sinnen, um desto gemächlicher auf ihrer Bahn fortzuschreiten: der Hymnus, den sie anstimmten, sinkt in immer langsamere Töne hinunter, und wird ein schmachtender, furchtsam schwebender Choralgesang. Eine andre, weit verderblichere und kleinlichere Leidenschaft setzt sich in dem verstimmten Herzen fest, die gemeine Freude, alles mit diesen Waffen überwinden zu können, und sich über die übrigen Menschen erheben zu dürfen. Sie sättigen sich an diesem Eigennutze, und statt zur höhern Menschenliebe geführt zu werden, wie sie anfangs wähnten, verachten sie die Menschen nur um so eigensinniger.

Es ist nicht zu ändern, daß die Welt sich nicht widersprechen sollte, so wie es auch alle Gefühle in uns thun: du vermagst nie ein übereinstimmendes Concert aus den disharmonierenden Tönen zu bilden. Groß und edel ist der Mensch, wenn er den Widerspruch in jedem Augenblicke fühlt, und doch durch ihn in keinem Augenblicke beleidigt wird: wenn er gern und willig alles in seinem Busen aufnimmt, und sich doch seiner Kräfte nicht überhebt, dann wird er sich und die Eintracht in seinem Busen niemals verletzen; er wird es gern dulden, daß die äußere musikalische Welt mit allen ihren verworrenen Tönen in seine harmonische Fülle hineinschreie, ihm wird immer das Gefühl gegenwärtig

bleiben, daß es notwendig so sein müsse, und darum auch so gewißlich gut sei.

Aber wozu nützt es, daß ich diese Gedanken niederschreibe, die mich gerade jetzt beherrschen? Werden diejenigen, die dies lesen, darum milder werden? Ja, werden sich diese Vorstellungen nicht auch bei mir wieder verlöschen, und ich bei nächster Gelegenheit dagegen sündigen?

Wahrscheinlich, — ja, ich möchte wohl sagen: gewiß!

Das ist aber das Betrübte bei allem, was wir vornehmen und thun.

Doch, auch das ist notwendig, und darum will ich mich gern zufrieden und zur Ruhe geben.

Stelle dich zufrieden, bedrängte Seele. Irgend einmal müssen auf irgend eine Art alle Widersprüche gelöst werden: — und dann wirst du wahrscheinlich finden, daß es gar keine Widersprüche gab.

---

8. Die Töne.

Es geschieht oft, daß die Menschen über Alltäglichkeit ihres Lebenslaufs klagen, daß sie jeden Zeitvertreib erhaschen, um die drückende Zeit zu verkürzen. Alle fühlen einen Hang nach dem Wunderbaren in ihrem Busen, und fast alle klagen, daß so gar nichts Wunderbares vor ihren Augen geschehe: daher die unersättliche Neugier, die wilde, ungezähmte Begier, etwas Unerhörtes zu hören, etwas Niegesehenes zu sehn. Eigentlich gleicht jeder Mensch mehr oder weniger dem Bilde des Tantalus in der Unterwelt. Wie treibt es, wie spornt es ihn an, — und wie erhält er so gar nichts! — Über diese unselige Leidenschaft spottet daher auch der Prediger Salomo mit seinem erhabenen Gemüte:

„Das Auge siehet sich nimmer satt, und das Ohr höret sich nimmer satt. Was ist's, das geschehen ist? Eben das hernach geschehen wird. Was ist's, das man gethan hat? Eben das man hernach wieder thun wird. Und geschieht nichts Neues unter der Sonnen. Geschieht auch etwas, davon man sagen möchte: Siehe, das ist neu? dann ist es vor auch geschehen, in vorigen Zeiten, die vor uns gewesen sind." —

17. Die Töne. Nach der Einleitung S. 4 von Tieck. Köpke II, 294. — 28. Prediger Salomo 1, 8 f.

So wandelt sie, im ewig gleichen Kreise
Die Zeit nach ihrer alten Weise,
Auf ihrem Wege taub und blind,
Das unbefangne Menschenkind
Erwartet stets vom nächsten Augenblick
Ein unverhofftes seltsam neues Glück.
Die Sonne geht und kehret wieder,
Kömmt Mond und sinkt die Nacht hernieder,
Die Stunden, die Wochen abwärts leiten,
Die Wochen bringen die Jahreszeiten.
Von außen nichts sich je erneut,
In dir trägst du die wechselnde Zeit,
In dir nur Glück und Begebenheit.

Diese Betrachtungen habe ich schon oft angestellt, wenn ich die Menschen ansah, wie sie sich abarbeiteten, und immer des Ziels verfehlten, weil sie es zu sehr außer sich suchten. Wie wenigen ist es verliehen, die Wunder zu verstehn und zu fühlen, die sich wirklich und wahrhaftig ereignen und immer wieder erneuern! So gehört unstreitig die Musik, die Kunst der Töne, die Wirkung, die in uns durch sie erregt wird, zu den erstaunenswürdigsten Sachen, ja, ich möchte fast sagen, sie sei das allerunbegreiflichste, das wunderbar-seltsamste, das geheimnisvollste Rätsel, das sich in unsichtbaren Kreisen, und doch mit funkelndem Glanz, allgegenwärtig und nicht zu sagen wie? um uns her bewegt, uns und unser Gemüt, unsre schönsten Empfindungen, unser süßestes Glück wie ein herrlicher Rahmen einfaßt und schmückt. Wie man sich den Weltgeist in der ganzen Natur allgegenwärtig denken kann, jeden Gegenstand als Zeugen und Bürgen seiner Freundesnähe, so ist Musik wie Bürge, Seelenton einer Sprache, die die Himmelsgeister reden, die die Allmacht unbegreiflich in Erz und Holz und Saiten hineingelegt hat, daß wir hier den verborgenen Funken des Klanges suchen und herausschlagen. Die Kunstmeister offenbaren und verkündigen ihren Geist nun auf die geheimnisvollste Weise auf diesen Instrumenten; ohne daß sie es wissen, redet die klingende, beseelte Instrumentenwelt die alte Sprache, die unser Geist auch ehemals verstand und künftig sich wieder darin einlernen wird, und nun horcht unsre ganze innigste Seele, mit allen Erinnerungen, mit allen Lebenskräften darauf hin, sie weiß recht gut, was es ist, das dort in holdseligster Anmut ihr entgegenkömmt, aber irdisch und körperlich befangen,

sucht sie mit Gedanken und Worten, mit diesen gröberen Organen, diese feineren, reineren Gedanken aufzubewahren und festzuhalten, und auf diese Weise kann es ihr freilich nicht gelingen.

Siehst du nicht in Tönen Funken glimmen?
Ja, es sind die süßen Engelstimmen,
In Form, Gestalt, wohin dein Auge sah,
In Farbenglanz ist dir der Ew'ge nah,
Doch wie ein Rätsel steht er vor dir da.
Er ist so nah' und wieder weit zurück,
Du siehst, ergreifst, dann flieht er deinem Blick,
Dem körperschweren Blick kann's nicht gelingen
Sich an den Unsichtbaren hinzudrängen.
Entfernter noch, um mehr gesucht zu sein,
Verbarg er in die Töne sich hinein;
Doch freut es ihn, sich freier dort zu regen,
Bestimmt're Lieb' kömmt dir von dort entgegen.
Das war ich ehmals, ach! ich fühl' es tief,
Eh' noch mein Geist in diesem Körper schlief. —

Wie wunderbar, wenn man sich vorstellt, man höre Musik zum erstenmale! — Aber niemand hört sie mit diesem Gefühl, sie ist auch nur zum schnöden Zeitvertreibe herabgewürdigt: die Menschen haben sich an dies Wunderwerk gewöhnt, und darum fällt es keinem ein, zu erstaunen.

Aber was kann erstaunenswürdiger sein, als daß durch des Menschen Kunst und Bemühung sich plötzlich in der Stille unsichtbare Geister erzeugen, die mit Wonne und Seligkeit unser Herz bestürmen und es erobern? Daß wenn wir gern unsern Blick vor der dürren Gegenwart verschließen, die uns manchmal wie die Mauern eines Gefängnisses drängt und beengt, — sich dann ein neues Land, eine paradiesische Gegend über unsern Häuptern ausspannt, mit Blumen und herrlichen Bäumen und goldenen Springbrunnen? — Wie im stürmenden Ocean eine selige Insel; wie eine Abendröte, die sich plötzlich zum dichten körperlichen Wesen zusammenzieht, uns auf ihren Wolken aufnimmt, uns aus der Nacht hier unten erlöst und uns mit den hellesten Strahlen umzingelt, und wir nun auf dem azurnen Boden wandeln und einheimisch sind, unsre Häuser im roten Glanze finden, unsere Freunde in den lichten Wolken, alles, was uns so lieb und teuer war, in sichtbarlicher Gestalt uns entgegen lächelnd.

Das scheint mir eben das Große aller Kunst, absonderlich aber der Musik, zu sein, daß all' ihr Beginnen so kindlich und kindisch ist, ihr Streben dem äußern Verstande fast thöricht, so daß sie sich schämt, es mit Worten auszudrücken, — und daß in dieser Verschämtheit, in diesem Kinderspiel, das Höchste atmet und den Stoff regiert, was wir nur fühlen oder ahnden können.

Denn wer möchte von den ernsthaften Leuten nicht darüber lächeln, wenn es ihm begegnete, daß er als etwas noch nie Gesehenes den Mechanikus darüber beträfe, wie er die mancherlei musikalischen Instrumente zusammensetzt: — was würde der Taube zu den Handgriffen meinen, durch die der Tonkünstler sein Werk sprechen läßt, und ihm auf so einfache und doch geheime Weise die innere Zunge löst? — Und was könnte endlich der große Kunstmeister antworten, wenn es einem Gefühllosen beifiele, ihn in seiner Treuherzigkeit zu fragen, was er denn mit seinem tiefen Studium, mit seiner Begeisterung ausrichten wolle?

Keiner, der nicht zu dem myst'schen Fest gelassen,
Kann den Sinn der dunkeln Kunst erfassen,
Keinem sprechen diese Geistertöne,
Keiner sieht den Glanz der schönsten Schöne,
Dem im innern Herzen nicht das Siegel brennt,
Welches ihn als Eingeweihten nennt,
Woran ihn der Tonkunst Geist erkennt.

Denn es ist zum Lächeln, zum Beweinen wehmütig, und zur Anbetung erhaben, — daß unser Herz sich aus seiner irdischen Sphäre hebt, daß alle unsre Gedanken in ein feineres, edleres Element geraten, daß aller Kummer, alle Freude wie ein Schatten schwindet, — und Jammer und Glück, Entzücken und Thränen, alles in eins verwandelt und durch gegenseitigen Abglanz verschönt wird, so daß man in den Momenten dieses Genusses nichts mehr zu sagen weiß, nicht mehr trennt und sondert, wie unser Geist sonst immer nur zu gern thut, sondern wie von einem Meerstrudel immer tiefer und tiefer hinuntergeführt, immer mehr der obern Welt entrückt wird. Und was ist es, das uns so glücklich macht? — Ein Zusammenklingen von Holz und Metall!

Aber freilich haben jener ernste Mann, der Taube und Gefühllose nicht soganz unrecht, wenn wir sehn, wie sich die meisten Leute dabei benehmen, wenn sie das Werk eines großen Tonmeisters zu genießen und zu beurteilen meinen.

In der lebenden Natur begleitet Schall und Geräusch unaufhörlich Farbe und Form. Die bildende und zeichnende Kunst entlehnt immer von dort ihre Bildungen, wenn sie sie auch noch so sehr verschönt: ja, Abend- und Morgenrot, sowie Mondschein, spielen in Farben und Wolken, wie kein Maler mit seinen Farben erreichen oder nachahmen kann; der Glanz, der in der Natur brennt, das Licht, mit dem die grüne Erde sich schmückt, ist der Malerkunst unzugänglich.

Wie anders verhält es sich mit der Musik! Die schönsten Töne, die die Natur hervorbringt, ihren Vogelgesang, ihr Wasserrauschen, ihr Bergwiederhall und Waldbrausen, ja der majestätische Donner selbst, alle diese Klänge sind nur unverständlich und rauh, sprechen gleichsam nur im Schlafe, nur einzelne Laute, wenn wir sie gegen die Töne der Instrumente messen. Ja diese Töne, die die Kunst auf wunderbare Weise entdeckt hat, und sie auf den verschiedensten Wegen sucht, sind von einer durchaus verschiedenen Natur, sie ahmen nicht nach, sie verschönern nicht, sondern sie sind eine abgesonderte Welt für sich selbst.

Sie sind gleichsam ein neues Licht, eine neue Sonne, eine neue Erde, die im Licht auf unserer Erde entstanden ist. Jenseit der ersten Musik liegt eine rohe, unfreundliche Natur, auch im schönsten Lande, unter dem günstigsten Klima. Natur und Menschen sind wild: es fehlt das Element, das alles zur Freundlichkeit bezähmt. Ohne Musik ist die Erde wie ein wüstes, noch nicht fertiges Haus, in dem die Einwohner mangeln.

Darum fängt die früheste griechische und biblische Geschichte, ja die Geschichte einer jeden Nation, mit der Musik an. Die Musik ist Dichtkunst, der Dichter erfindet die Geschichte. Es ist dem menschlichen Geiste nicht möglich, vorher sich etwas Reizendes, Schönes, Lebensfülle vorzubilden.

Diese Gedanken führen mich darauf, hier einige Worte über die Töne an sich selber auszusprechen.

Jeder einzelne Ton eines besondern Instrumentes ist wie die Nüance einer Farbe, und so wie jede Farbe eine Hauptfarbe hat, so hat auch jedes Instrument einen einzigen, ganz eigentümlichen Ton, den es am meisten und besten ausdrückt. Es war eine unglückliche Idee, ein Farbenklavier zu bauen und zu glau-

37. Gegen das Farbenklavier hat schon Herder und später noch stärker A. W. Schlegel Einsprache erhoben.

ben, daß das kindische Spielwerk nur irgend eine angenehme Wirkung hervorbringen könne, gleich den mannigfaltigen Tönen eines Instrumentes. Es konnte nichts weiter erfolgen, als wenn auf mehreren Blas- oder Saiteninstrumenten hinter einander dieselben Töne angegeben würden; denn der Ton ist der Farbe, die Melodie und der Gang des komponierten Stückes der Zeichnung und Zusammensetzung zu vergleichen. Die Musiktöne gleichen oft einem feinen flüssigen Elemente, einem klaren, spiegelhellen Bache, wo das Auge sogar oft in den schimmernden Tönen wahrzunehmen glaubt, wie sich reizende, ätherische und erhabene Gestalten eben zusammenfügen wollen, wie sie sich von unten auf emporarbeiten, und klarer und immer klarer in den fließenden Tönen werden. Aber die Musik hat eben daran ihre rechte Freude, daß sie nichts zur wahren Wirklichkeit gelangen läßt, denn mit einem hellen Klange zerspringt dann alles wieder, und neue Schöpfungen sind in der Zubereitung.

O, wie soll ich dich genug preisen, du himmlische Kunst! Ich fühle, daß hier Worte noch weniger wie bei allen übrigen Werken der Kunst genügen, ich möchte alle Bilderpracht, allen Stolz und kühnen Schwung der Sprache zusammenfassen, um recht vom Herzen loszusprechen, was mein innerstes Gefühl mir sagt.

Wie glücklich ist der Mensch, daß, wenn er nicht weiß, wohin er entfliehen, wo er sich retten soll, ein einziger Ton, ein Klang sich ihm mit tausend Engelsarmen entgegenstreckt, ihn aufnimmt und in die Höhe trägt! Wenn wir von Freunden, von unsern Lieben entfernt sind, und durch den einsamen Wald in träger Unzufriedenheit dahin irren, dann erschallt aus der Ferne ein Horn, und schlägt nur wenige Akkorde an, und wir fühlen, wie auf den Tönen die fremde Sehnsucht uns auch nachgeeilt ist, wie alle die Seelen wieder zugegen sind, die wir vermißten und betrauerten. Die Töne sagen uns von ihnen, wir fühlen es innigst, wie auch sie uns vermissen, und wie es keine Trennung giebt.

Weht ein Ton vom Feld herüber,
Grüß' ich immer einen Freund,
Spricht zu mir: was weinst du, Lieber?
Sieh, wie Sonn' die Liebe scheint:
Herz am Herzen stets vereint
Gehn die bösen Stunden über.

Liebe denkt in süßen Tönen,
Denn Gedanken stehn zu fern,
Nur in Tönen mag sie gern
Alles was sie will verschönen.
Drum ist ewig uns zugegen
Wenn Musik mit Klängen spricht
Ihr die Sprache nicht gebricht
Holde Lieb' auf allen Wegen,
Liebe kann sich nicht bewegen,
Leihet sie den Odem nicht.

Ja, ich möchte noch mehr behaupten. Der Mensch ist gewöhnlich so stolz darauf, daß es ihm vergönnt ist, in Worte ein System zu fassen und auszuspinnen, daß er in der gewöhnlichen Sprache die Gedanken niederlegen kann, die ihm als die feinsten und kühnsten erscheinen. Aber was ist sein höchstes Bestreben? Sein höchster Triumph ist das, sich und seine selbstgeschaffenen Gedankenheere immer wieder von neuem zu besiegen, und als ein Wesen da zu stehn, das sich durch keine äußere Gewalt, ja durch sich selbst keine Fesseln anlegen läßt. Denn der größere Mensch fühlt es zu gut, wie auch seine innersten Gedanken immer nur noch ein Organ sind, wie seine Vernunft und ihre Schlüsse immer noch unabhängig sind von dem Wesen, das er selbst ist, und dem er in seinem hiesigen Leben nie ganz nahe kommen wird.

Ist es nun nicht gleichgültig, ob er in Instrumentestönen oder in sogenannten Gedanken denkt? — Er kann in beiden nur hantieren und spielen, und die Musik als dunklere und feinere Sprache wird ihm gewiß oft mehr als jene genügen.

Wenn die Ankerstricke brechen,
Denen du zu sehr vertraust,
Oft dein Glück auf ihnen baust,
Zornig nun die Wogen sprechen, —
O so laß das Schiff den Wogen
Mast und Segel untergehn,
Laß die Winde zornig wehn,
Bleibe dir nur selbst gewogen,
Von den Tönen fortgezogen,

1 ff. Diese in der Romantik viel citierten Verse wurden von den Gebrüdern Schlegel in der „Europa" (I, 78) und von Tieck selbst (Gedichte II, 33 ff.) glossiert.

Wirst du schön're Lande sehn:
Sprache hat dich nur betrogen,
Der Gedanke dich belogen,
Bleibe hier am Ufer stehn. —

9. Symphonieen.

Ich höre nur zu oft von Leuten, die sich für Kunstfreunde halten, mit vielem Eifer von der Simplicität, von einem edlen, einfachen Stile sprechen, die zugleich, um ihrer Lehre treu zu bleiben, alles verfolgen, was sie für bunt, grell oder grotesk halten. Ich halte dafür, daß alles neben einander bestehn könne und müsse, und daß nichts eine so engherzige Verleugnung der Kunst und Hoheit ist, als wenn man zu früh scharfe Linien und Grenzen zwischen den Gebieten der Kunst zieht. Diese Verehrer teilen ein Land, das ihnen nicht gehört, ja in welchem die meisten nicht einmal die Landessprachen verstehn.

So meinen einige, die Alten zu lieben, wenn sie alles, was von den Neuern herrührt, verfolgen; andre wollen nur die Italiener loben, und alle Kunst und allen Sinn dafür den übrigen Völkern absprechen. Ich will damit nicht alle Unterschiede aufgehoben wissen, nur sollte jeder, der darüber sprechen will, auch eine so reiche und mannigfach reizbare Seele besitzen, daß er wenigstens alles auf eine gewisse Weise verstände und sich nahe fühlte, um dann zu sondern und zu trennen.

Wie es in der Religion ist, so ist es auch in allen hohen und übermenschlichen Dingen, ja man könnte sagen, daß alles Große und Höchstvortreffliche Religion sein müsse. Das Göttliche ist so beschaffen, daß der Mensch es erst glauben muß, ehe er es verstehn kann; fängt er aber mit dem Verstehn, das heißt, mit dem Beurteilen an, so verwickelt er sich nur in Labyrinthe, in denen er thörichterweise sein Herumirren für die wahre Art hält, weise zu sein. Das Höchste und Edelste ist auch so eingerichtet, daß das gewöhnliche Verstehn, worauf sich die meisten so viel wissen, als etwas ganz Überflüssiges anzusehn ist, denn indem du es ganz und innigst fühlst, und in dir selber aufbewahrst, spürst du keinen Mangel, empfindest du das Bedürfnis gar nicht, es

5. Symphonieen. Nach der Einleitung S. 4 von Tieck. Köpke II, 294.

mit den übrigen Dingen zu vergleichen, und es in seine gehörige Klasse zu versetzen.

Aber ihr meint, alles sei nur da, um euer Urteil daran zu schärfen, und seid eitel genug, zu glauben, es gebe nichts Höheres oder nur Anderes, als die Kunst oder handwerksmäßige Übung des Urteilens. Ihr fühlt das Bedürfnis nicht, das Streben des reinen und poetischen Geistes, aus dem Streit der irrenden Gedanken in ein stilles, heiteres, ruhiges Land erlöst zu werden.

Ich habe mich immer nach dieser Erlösung gesehnt, und darum ziehe ich gern in das stille Land des Glaubens, in das eigentliche Gebiet der Kunst. Die Art, wie man hier versteht, ist gänzlich von jener verschieden: die schönste Zufriedenheit entspringt und beruhigt uns hier ohne Urteil und Vernunftschluß, nicht durch eine Reihe mühsam zusammengehängter Beobachtungen und Bemerkungen gelangen wir dazu, sondern es geschieht auf eine Weise, die der Uneingeweihte, der Kunstlose niemals begreifen wird.

Es geschieht hier, daß man Gedanken ohne jenen mühsamen Umweg der Worte denkt, hier ist Gefühl, Phantasie und Kraft des Denkens eins: der harmonische Einklang überrascht uns zauberhaft, die Seele ist im Kunstwerke einheimisch, das Kunstwerk lebt und regiert sich in unserm Innern, wir sind mit allem einverstanden, eine gleiche Melodie spielt unser Geist mit des Künstlers Seele, und es dünkt uns auf keine Weise nötig, zu beweisen und weitläuftige Reden darüber zu führen.

Dieser innige Glaube kann auch der Überzeugung entbehren, denn das, was wir im Leben so nennen, ist vielmehr als ein schwächerer Glaube, oder als ein notdürftiger Ersatz des Glaubens anzusehn. Überzeugung ist die prosaische Demonstration; Glaube der Genuß, das Verstehn eines erhabenen Kunstwerks: dieses kann nie demonstriert, jene nie auf Kunstweise empfangen werden.

Darum muß man sich erst unter den großen Geistern, die in der Kunst gewaltet haben, demütigen, ehe man sie ganz empfinden und dann beurteilen will.

Aus Mangel dieser Demut geschieht es oft, daß das Vortreffliche verworfen wird, weil die Menschen oft ohne Not überzeugt sind, weil sie wissen, wie weit sich die Grenzen der Kunst erstrecken. Weil sich die Werke der unkünstlerischen Künstler demonstrieren

2. Friedrich Schlegel feiert bald darauf in einem Athenäumsaufsatz die Unverständlichkeit als die echte Verständlichkeit (Prosaische Jugendschriften, Wien 1882, II, 386).

lassen, so geschieht es aus mißverstandener Gutmütigkeit und gutem Willen, daß viele, ja die meisten, sie gern für Kunstwerke ansehn; vollends da sie nun hier ihrer Urteilskraft vollen Spielraum geben können, was bleibt ihnen nun noch zu wünschen übrig?

Ich habe diese Gedanken, die mir immer gegenwärtig sind, hier ausgedrückt, weil es nicht selten ist, daß auch in der Musik, die doch die dunkelste von allen Künsten ist, dergleichen Vorurteile oder Unurteile gefällt werden. Denn die Tonkunst ist gewiß das letzte Geheimnis des Glaubens, die Mystik, die durchaus geoffenbarte Religion. Mir ist es oft, als wäre sie immer noch im Entstehn, und als dürften sich ihre Meister mit keinen andern messen. Doch bin ich nie willens gewesen, diese meine Meinung andern Gemütern aufzudrängen. Aber es wird vielleicht nicht undienlich sein, über einzelne Teile oder Werke dieser Kunst etwas Dreistes oder Anstößiges zu behaupten, weil nur auf diesen Wegen von jeher etwas geschehen ist.

Wenn unser Auge im vollen Sommer einen blühenden Rosenbusch erblickt, so können wir darüber eine unnennbare Freude empfinden. Die roten Kinder, die sich von allen Seiten herausdrängen, und Knospen und entfaltete Blumen durch einander, die von allen Seiten aus den Zweigen in die freie warme Luft hinaus streben, die der Sonnenschein küßt: — wer vergißt in dieser vollen Blumenherrlichkeit nicht die einzelne Lilie, das verborgene Veilchen? —

So blüht in jeder Kunst eine volle, üppige Pracht, in der alle Lebensfülle, alle einzelnen Empfindungen sich vereinigen und nach allen Seiten streben und drängen, und ein vereinigtes Leben mit bunten Farben, mit verschiedenen Klängen darstellen. Nichts scheint mir in der Musik so diese Stelle auszufüllen, als die großen, aus mannigfachen Elementen zusammengesetzten Symphonieen.

Die Musik, so wie wir sie besitzen, ist offenbar die jüngste von allen Künsten; sie hat noch die wenigsten Erfahrungen an sich gemacht, sie hat noch keine wirklich klassische Periode erlebt. Die großen Meister haben einzelne Teile des Gebietes angebaut, aber keiner hat das Ganze umfaßt, auch nicht zu einerlei Zeit haben mehrere Künstler ein vollendetes Ganzes in ihren Werken dargestellt. Vorzüglich scheint mir die Vokal- und Instrumentalmusik noch nicht genug gesondert, und jede auf ihrem eigenen Boden zu wandeln, man betrachtet sie noch zu sehr als ein verbundenes

Wesen, und daher kömmt es auch, daß die Musik selbst oft nur als Ergänzung der Poesie betrachtet wird.

Die reine Vokalmusik sollte wohl ohne alle Begleitung der Instrumente sich in ihrer eignen Kraft bewegen, in ihrem eigentümlichen Elemente atmen: so wie die Instrumentalmusik ihren eignen Weg geht, und sich um keinen Text, um keine untergelegte Poesie kümmert, für sich selbst dichtet, und sich selber poetisch kommentiert. Beide Arten können rein und abgesondert für sich bestehn.

Wenn sie aber vereinigt sind, wenn Gesang, wie ein Schiff auf Wogen, von den Instrumenten getragen und gehoben wird, so muß der Tonkünstler schon in seinem Gebiete sehr mächtig sein, er muß mit fester Kraft in seinem Reiche herrschen, wenn es ihm nicht begegnen soll, daß er entweder aus hergebrachter Gewohnheit, oder selber unwillkürlich eine von diesen Künsten der andern unterordnet. In den theatralischen Produkten tritt dieser Fall nur zu häufig ein: bald werden wir gewahr, wie alle Mannigfaltigkeit der Instrumente nur dazu dient, einen Gedanken des Dichters auszuführen, und den Sänger zu begleiten: bald aber Poesie und Gesang unterdrückt wird, und der Komponist sich nur daran freut, auf seinen Instrumenten sich in wunderbaren Wendungen hören zu lassen.

Ich wende mich aber von der übrigen Kunst weg, und will hier nur ausdrücklich von der Instrumentalmusik sprechen.

Man kann das menschliche Organ der Sprache und des Tons auch als ein Instrument betrachten, in welchem die Töne des Schmerzes, der Freude, des Entzückens und aller Leidenschaften nur einzelne Anklänge sind, die Haupt- und Grundtöne, auf denen alles, was dies Instrument hervorbringen kann, beruht. Strenge genommen, sind diese Töne nur abgerissene Ausrufungen, oder fortgehende Klänge der strömenden Klage, der mäßigen Freude. Glaubt man, daß alle menschliche Musik nur Leidenschaften andeuten und ausdrücken soll, so freut man sich, je deutlicher und bestimmter man diese Töne auf den leblosen Instrumenten wiederfindet. Viele Künstler haben ihre ganze Lebenszeit darauf verwandt, diese Deklamation zu erhöhen und zu verschönern, den Ausdruck immer tiefer und gewaltsamer emporzuheben, und man hat sie oft als die einzig wahren und großen Tonkünstler gerühmt und verehrt.

Aus dieser Gattung der Musik haben sich auch verschiedene Regeln entwickelt, die jeder unbedingt annimmt, der gern für geschmackvoll angesehn sein will. Man dringt darauf, alle Ausmalungen, alle Verzierungen, alles, was dem edlen, einfachen Vortrage entgegensteht, aus dieser echten Musik zu verbannen.

Ich will dergleichen hier nicht tadeln, und die eigentliche Vokalmusik muß vielleicht ganz auf den Analogieen des menschlichen Ausdrucks beruhen: sie drückt dann die Menschheit, mit allen ihren Wünschen und Leidenschaften, idealisch aus, sie ist, mit einem Worte, Musik, weil der edle Mensch selber schon in sich alles musikalisch empfindet.

Diese Kunst scheint mir aber bei allem diesem immer nur eine bedingte Kunst zu sein; sie ist und bleibt erhöhte Deklamation und Rede, jede menschliche Sprache, jeder Ausdruck der Empfindung sollte Musik in einem mindern Grade sein.

In der Instrumentalmusik aber ist die Kunst unabhängig und frei, sie schreibt sich nur selbst ihre Gesetze vor, sie phantasiert spielend und ohne Zweck, und doch erfüllt und erreicht sie den höchsten, sie folgt ganz ihren dunkeln Trieben, und drückt das Tiefste, das Wunderbarste mit ihren Tändeleien aus. Die vollen Chöre, die vielstimmigen Sachen, die mit aller Kunst durch einander gearbeitet sind, sind der Triumph der Vokalmusik; der höchste Sieg, der schönste Preis der Instrumente sind die Symphonieen.|

Die einzelnen Sonaten, die künstlichen Trios und Quartetts sind gleichsam die Schulübungen zu dieser Vollendung der Kunst. Der Komponist hat hier ein unendliches Feld, seine Gewalt, seinen Tiefsinn zu zeigen; hier kann er die hohe poetische Sprache reden, die das Wunderbarste in uns enthüllt, und alle Tiefen aufdeckt, hier kann er die größten, die groteskesten Bilder erwecken und ihre verschlossene Grotte öffnen, Freude und Schmerz, Wonne und Wehmut gehn hier neben einander, dazwischen die seltsamsten Ahndungen, Glanz und Funkeln zwischen den Gruppen, und alles jagt und verfolgt sich und kehrt zurück, und die horchende Seele jauchzt in dieser vollen Herrlichkeit.

Diese Symphonieen können ein so buntes, mannigfaltiges, verworrenes und schön entwickeltes Drama darstellen, wie es uns der Dichter nimmermehr geben kann; denn sie enthüllen in rätselhafter Sprache das Rätselhafteste, sie hängen von keinen Gesetzen

der Wahrscheinlichkeit ab, sie brauchen sich an keine Geschichte und an keine Charakter zu schließen, sie bleiben in ihrer rein-poetischen Welt. Dadurch vermeiden sie alle Mittel, uns hinzureißen, uns zu entzücken, die Sache ist vom Anfange bis zu Ende ihr Gegenstand: der Zweck selbst ist in jedem Momente gegenwärtig, und beginnt und endigt das Kunstwerk.

Und dennoch schwimmen in den Tönen oft so individuell-anschauliche Bilder, so daß uns diese Kunst, möcht' ich sagen, durch Auge und Ohr zu gleicher Zeit gefangen nimmt. Oft siehst du Sirenen auf dem holden Meeresspiegel schwimmen, die mit den süßesten Tönen zu dir hinsingen; dann wandelst du wieder durch einen schönen, sonnenglänzenden Wald, durch dunkle Grotten, die mit abenteuerlichen Bildern ausgeschmückt sind; unterirdische Gewässer klingen in dein Ohr, seltsame Lichter gehn an dir vorüber.

Ich erinnere mich noch keines solchen Genusses, als den mir die Musik neulich auf einer Reise gewährte. Ich ging in das Schauspiel, und Macbeth sollte gegeben werden. Ein berühmter Tonkünstler hatte zu diesem herrlichen Trauerspiele eine eigne Symphonie gedichtet, die mich so entzückte und berauschte, daß ich die großen Eindrücke aus meinem Gemüte immer noch nicht entfernen kann. Ich kann nicht beschreiben, wie wunderbar allegorisch dieses große Tonstück mir schien, und doch voll höchst individueller Bilder, wie denn die wahre, höchste Allegorie wohl wieder eben durch sich selbst die kalte Allgemeinheit verliert, die wir nur bei den Dichtern antreffen, die ihrer Kunst nicht gewachsen sind. Ich sah in der Musik die trübe nebelichte Haide, in der sich im Dämmerlichte verworrene Hexenzirkel durch einander schlingen und die Wolken immer dichter und giftiger zur Erde herniederziehn. Entsetzliche Stimmen rufen und drohn durch die Einsamkeit, und wie Gespenster zittert es durch all' die Verworrenheit hindurch, eine lachende, gräßliche Schadenfreude zeigt sich in der Ferne. — Die Gestalten gewinnen bestimmtere Umrisse, furchtbare Bildungen schreiten bedeutungsvoll über die Haide herüber, der Nebel trennt sich. Nun sieht das Auge einen entsetzlichen Unhold, der in seiner schwarzen Höhle liegt, mit starken Ketten festgebunden; er strebt mit aller Gewalt, mit der Anstrengung aller Kräfte sich loszureißen, aber immer wird er noch zurückgehalten: um ihn her beginnt der magische Tanz aller Ge-

spenster, aller Larven. Wie eine weinende Wehmut steht es zitternd in der Ferne, und wünscht, daß die Ketten den Gräßlichen zurückhielten, daß sie nicht brechen möchten. Aber lauter und furchtbar lauter wird das Getümmel, und mit einem erschreckenden Aufschrei, mit der innersten Wut bricht das Ungeheuer los, und stürzt mit wildem Sprunge in die Larven hinein, Jammergeschrei und Frohlocken durch einander. Der Sieg ist entschieden, die Hölle triumphiert. Die Verwirrung verwirrt sich nun erst am gräßlichsten durch einander, alles flieht geängstigt und kehrt zurück: der Triumphgesang der Verdammlichen beschließt das Kunstwerk.

Viele Scenen des Stücks waren mir nach dieser großen Erscheinung trüb' und leer, denn das Schrecklichste und Schauerhafteste war schon vorher größer und poetischer verkündigt. Ich dachte immer nur an die Musik zurück, das Schauspiel drückte meinen Geist und störte meine Erinnerungen, denn mit dem Schlusse dieser Symphonie war es für mich völlig geschlossen. Ich weiß keinen Meister und kein Tonstück, das diese Wirkung auf mich hervorgebracht hätte, in dem ich so das rastlose, immer wütigere Treiben aller Seelenkräfte wahrgenommen hätte, diesen fürchterlichen, schwindelerregenden Umschwung aller musikalischen Pulse. Das Schauspiel hätte mit diesem großen Kunstwerke schließen sollen, und man könnte nichts Höheres in der Phantasie ersinnen und wünschen; dann war diese Symphonie die poetischere Wiederholung des Stücks, die kühnste Darstellung eines verlornen, bejammernswürdigen Menschenlebens, das von allen Unholden bestürmt und besiegt wird.

Es scheint mir überhaupt eine Herabwürdigung der Symphoniestücke zu sein, daß man sie als Einleitungen zu Opern oder Schauspielen gebraucht, und der Name Ouverture daher auch als gleichbedeutend angenommen ist. Man sollte fast glauben, daß jene unbedeutendern Komponisten darin eigentlich am richtigsten gefühlt hätten, daß sie ihre Ouverture nur aus den verschiedenen Melodieen bestehen lassen, die sie in der Oper selbst wieder vorbringen und hier nur lose verknüpfen. Denn bei andern geschieht es nur gar zu oft, daß wir die höchste Poesie im voraus genießen.

Zu den gewöhnlichen Schauspielen sollte man nie besondere Symphonieen schreiben, denn wenn sie nur einigermaßen passen sollen, so wird die Tonkunst dadurch von einer fremden Kunst

abhängig gemacht. Wozu überhaupt Musik hier? Auf dem alten englischen Theater hörte man nur einige Trompetenstöße vorher, — man sollte dies wieder einführen, oder wenigstens die Musik ebenso unbedeutend sein lassen, als es die meisten unsrer Schauspiele sind.

Schöner wäre es wohl, wenn unsere großen Schauspiele oder Opern mit einer kühnen Symphonie geschlossen würden. Hier könnte der Künstler denn alles zusammenfassen, seine ganze Kraft und Kunst aufwenden. Dies hat auch unser größter Dichter empfunden; wie schön, kühn und groß braucht er die Musik als Erklärung, als Vollendung des ganzen in seinem Egmont! Schon beginnt sie in feinen, langsamen, klagenden Tönen, indem die Lampe erlischt: sie wird mutiger, geistiger und wunderbarer bei der Geistererscheinung und dem Traume, — das Stück schließt, ein Marsch, der sich schon ankündigte, fällt ein, der Vorhang fällt, und eine Siegssymphonie beschließt das erhabene Schauspiel. — Diese Siegssymphonie wäre für den wahren Tonkünstler eine große Aufgabe; hier könnte er das Schauspiel kühn wiederholen, die Zukunft darstellen, und den Dichter auf die würdigste Art begleiten.

Beschluß der Aufsätze Joseph Berglingers.

---

10. Der Traum.

Eine Allegorie.

Durch dunkle Schatten lenkt' ich meine Schritte,
Es ging mein treuer Freund zur Seite mir,
Er hörte meine ängstlich inn'ge Bitte
Und weilte nur zu meinem Besten hier.
Da standen wir in eines Felsthals Mitte,
Von dräu'nden Klippen eingeschlossen schier;
Mit bangem Herzen hielt ich ihn umschlossen,
Mein Haupt verbarg ich, meine Augen flossen.

Wir zitterten dem scharfen nächt'gen Winde,
Verloren in der dunkeln Einsamkeit,
Die schwanzen Wolken jagten sich geschwinde,
Die Eule laut vom Felsen niederschreit,

22. Der Traum. Von Tieck. Köpke II, 294.

Nacht eng' um uns, wie eine dunkle Binde,
Ein Wassersturz, der tobend schäumt und dräut:
„Ach!" seufzt' ich, „will kein Sternchen niederblicken,
Mit schwachem Flimmerschein uns zu beglücken?"

Wie strebten wir mit Blicken durch die Schatten,
Ein Sternchen, nur ein Lichtlein zu erspähn!
Wir standen sinnend, wie zu diesen Matten
Der Gang in tiefer dunkler Nacht geschehn,
Doch, wenn wir plötzlich die Erinn'rung hatten,
Entflog sie wieder in des Sturmes Wehn;
Wir waren ganz uns selber hingegeben
Und neben uns gedieh kein ander Leben.

Ach! da begann ein zärtlich Wechselstreiten,
Denn jeder will dem andern tröstlich sein,
Die Liebe soll in diesen Dunkelheiten
Entzünden einen fröhlich-süßen Schein,
Er rief: „Ich will, mein trauter Freund, dich leiten,
Geh kummerfrei mit mir das Bündnis ein,
Mag uns das Dunkel dunkler noch umfließen,
Es glänzt, wenn wir uns brüderlich umschließen."

Da kämpften wir, mit Blicken uns zu finden,
Zu schenken uns der Augen holden Gruß,
Und Aug' an Auge liebend festzubinden,
Die Freundschaft soll ertöten den Verdruß,
Doch nimmer will das Dunkel sich entzünden,
Wir trösten uns durch einen Wechselkuß,
Und jeder, von dem andern festgehalten,
Ergiebt sich gern den feindlichen Gewalten.

Doch ist es wohl ein Blendnis unsrer Sinnen?
Ein Sternchen liegt zu unsern Füßen da,
Wir können noch den Glauben nicht gewinnen,
So deutlich ihn auch schon das Auge sah.
Wir sehen kleine blaue Strahlen rinnen,
Die Gräser, die dem schwachen Schimmer nah,
Erleuchten nun mit ihrer zarten Grüne,
Daß wunderhell das kleine Plätzchen schiene.

Und wie wir noch das Wunder nicht begreifen,
Erschimmert heller der verlor'ne Stern,
Wir sahen deutlich buntgefärbte Streifen,
Und hafteten auf diesem Anblick gern:
Doch kleine Punkte hin und wieder schweifen,
Und zittern eilig hier und fern und fern,
Und aus dem rätselhaften Wunderglanze
Erzeugt sich plötzlich eine schöne Pflanze.

Zwar schien sie herrlich nur in unsern Blicken,
Sie schwankt und glänzt, wie wenn die Distel blüht,
Kein ander Auge würde sich entzücken,
Da uns die unbekannte Sehnsucht zieht;
Wir wollen schon die hohe Blume pflücken,
An unser Herz zu heften sie bemüht.
Sie tröstet unbegreiflich uns im Leiden,
Sie ist der Inhalt aller unsrer Freuden.

Und keiner von uns denkt darauf, zu fragen,
Was für ein Glück in dieser Blume ruht,
Vergessen sind schon alle vor'gen Klagen,
Wir fühlen neuen, kühnen Lebensmut.
Für mich will er nun alles Unheil tragen,
Ich gönne ihm das schönste Lebensgut.
Wir beugen uns, da klingt es aus der Ferne
Entzückend schön, wie ein Gesang der Sterne.

Ein neues Staunen hält den Sinn gefangen,
Indem die Melodie nun lauter klingt,
Im Busen zittert mächtiges Verlangen,
Das wie zum Horchen so zur Freude zwingt.
Die Töne sich so wundersamlich schwangen,
Und jeder Klang uns Freundesgrüße bringt,
Und zärtlich wird von allen uns geheißen
Daß wir die Pflanze nicht dem Fels entreißen.

Mit Scheu und Liebe stehn wir vor der Blume,
Des Busens Wonne regt sich sanft und mild,
Wir fühlen uns so wie im Heiligtume,
Die vor'ge Liebe dünkt uns rauh und wild.

Wir schätzen es zu unserm schönsten Ruhme,
Zu lieben, nicht zu rauben jenes Bild:
Verehrung zieht uns auf die Kniee nieder,
Die erste Liebe kehrt verschönert wieder.

Jetzt war für uns die Einsamkeit voll Leben,
Wir sehnten uns nur zu der Blume hin,
Ein freudenvolles, geisterreiches Weben
Durchläuterte den innerlichsten Sinn;
Wir fühlten schon ein unerklärbar Streben,
Nur nach dem Edelsten und Schönsten hin,
Die Wonne wollte fast das Herz bezwingen,
Wir hörten Staud' und Baum und Fels erklingen.

Wie wenn uns zarte Geister Antwort riefen,
So tönt die Stimme hold und wundersam,
Aus allen dunkeln unterird'schen Tiefen
Uns Liebesdrang und Gruß entgegenkam,
Die Geister, die noch tot in Felsen schliefen
Erstehn, sich jeder Lebensregung nahm:
Wir waren rund vom zärtlichsten Verlangen,
Von Liebesgegenwart ganz eng' umfangen.

„Wie kann die Blume solchen Zauber hegen?"
Sprach ich, indem ich mich zuerst besann.
„Mag sie die Brust so kräftiglich erregen
Daß ich die Welt und mich vergessen kann?
Es klopft das Herz mit neugewalt'gen Schlägen,
Der Geist dringt zum Unendlichen hinan,
Wohl mir, mein Feund, daß ich mit dir genieße,
Mit dir zugleich das schönste Glück begrüße!"

Doch jener war in Wonne neu geboren,
Er lächelte mit lichtem Freundesblick;
Doch Wort und Rede war für ihn verloren,
Sein hochverklärtes Antlitz sprach sein Glück,
Nur für das Seligste schien er erkoren,
Und fand zur alten Welt nicht mehr zurück,
Er schien in weit entfernte schöne Auen
Mit hoher Trunkenheit hineinzuschauen.

Und wie ich mich an meinem Freund erfreue,
Sein Glück mich mehr als selbst mein eignes rührt,
Erleuchtet über uns die schönste Bläue,
Die Wolken teilen sich, ein Windstoß führt
Sie abwärts, heller scheint des Himmels Freie,
Das holde Licht mit Tagesglanz regiert,
Die Blume schießt empor, die Blätter klingen,
Und Strahl und Funken aus dem Kelche springen.

Bald steht sie da und gleicht dem höchsten Baume
Die Blüten, jedes Blatt entfaltet sich,
Und aus dem innren Haus, dem grünen Raume
Erstehen Engelsbilder seltsamlich,
Wir stehn und schaun dem süßen Wundertraume,
Ich frage ihn, sein Blick befraget mich,
Die Kinder haben Bogen in den Händen,
Die sie mit ziel'ndem Pfeile nach uns wenden.

Die Sehne wird mit leichter Kraft gezogen,
Der schöne Pfeil enteilet durch die Luft,
Befiedert kömmt er zu uns hingeflogen,
Er rauscht hinweg, verfliegt in ferner Kluft.
Auf's neue schon gespannt der Silberbogen,
Herüber weht ein süß-äther'scher Duft;
Wir stehen zweifelnd, und es ruft der Schöne:
„Entsetzt euch nicht, die Pfeile sind nur Töne!"

Wir horchten nun, wie sie herüberdrangen,
Wie jeder glänzend uns vorüberfuhr,
Wie dann die Luft, der Wald, das Feld erklangen,
Mit holder Stimme redete die Natur:
Da glühen rosenrot des Freundes Wangen,
Er spricht entzückt und thut entzückt den Schwur:
„Mich ziehen fort die süß-melod'schen Wellen,
Ich will den Pfeilen mich entgegenstellen!"

Da beut die Brust sich trunken allen Tönen,
Er strebt und ringt, zu künden sein Gefühl,
Er blickt mit heiterm Lächeln nach den Schönen,
Sie freun sich mehr und mehr an ihrem Spiel,

Sie wollen gern den Freund mit sich versöhnen,
Und machen ihn nur emsiger zum Ziel,
Ein jeder will den andern übereilen,
Den Liebling ganz von seinem Gram zu heilen.

Da sind sie noch im vollen muntern Streiten,
Als sich ein neuer Wunderanblick zeigt,
Vom Wipfel seh' ich Bilder niederschreiten,
Ein Geisterheer dem hohen Baum entsteigt,
Der edlen Menge, wie sie abwärts gleiten,
Sich rauschend Stamm und Ast und Wipfel neigt,
Sie kommen her, ich fühl' mein Herze brennen,
Und irr' ich? alle glaub' ich jetzt zu kennen.

Und hinter ihnen wie sie weiter gehen,
Durch Himmel, Luft und auf der Erde hin,
Glaub' ich ein weißes helles Licht zu sehen,
Der Wiese Blumen glänzen schöner drinn.
Die Bäume nun wie größre Blumen stehen,
Und jeglich Wesen pranget im Gewinn,
Ist alles rund mit Poesie umgossen,
Von Lieb' und Wohllaut jedes Blatt umflossen.

Sie sind's, die hochberühmten Wundergeister,
Der Greis Homer der Vorderste der Schar,
Ihm folgen Rafael, und jener Meister,
Der immer Wonne meiner Seele war,
Der kühne Brite, sieh', er wandelt dreister
Vor allen her, ihm weicht die ganze Schar, —
Sie breiteten ein schönes Licht, mit Wonne
Erscheint es weit und dunkelt selbst die Sonne.

Nun war Entzücken rund umher entsprossen,
Wir wohnen unter ihm wie unterm Zelt,
Vom Zauberschein ist alles weit umflossen,
Von süßen Tönen klingt die weite Welt,
Wohin wir gehn sind Blumen aufgeschossen,
Mit tausend Farben prangt das grüne Feld.
Es singt die Schar: „Dies Glück müßt ihr uns danken,
Doch nie muß eure Liebe für uns wanken!" —

---

25. Der kühne Brite, Shakespeare.

Ich wachte nun aus meinem holden Schlummer,
Und um mich war der Glanz, das süße Licht:
Doch ach! o unerträglich herber Kummer,
Den vielgeliebten Freund, ihn fand ich nicht,
Ich suchte wieder den entflohnen Schlummer,
Das liebe wundervolle Traumgesicht,
Die Künstler waren noch mit Freundschaft nahe,
Doch ach! daß ihn mein Auge nicht mehr sahe!

Und soll ich nun noch gern im Leben weilen,
So bleibe du, den ich noch eh' gekannt,
Mit dem so Lust als tiefen Schmerz zu teilen
Das Schicksal schon als Knaben mich verband;
O bleib, und laß uns Hand in Hand durcheilen
Der vielgeliebten Kunst geweihtes Land,
Ich würde ohne dich den Mut verlieren,
So Kunst als Leben weiter fortzuführen.

10. du, Shakespeare wird angeredet.

Franz Sternbalds Wanderungen.

Einleitung.

Über die Stellung, welche der Sternbald in Tiecks Entwickelung einnimmt, und über den Charakter des Werkes ist das Nötige in der Einleitung zu den im 144. Bande der D. N.-L. enthaltenen Tieckschen Schriften gesagt worden.

Über die Entstehung desselben und den Anteil, welchen Wackenroder an der Idee des Ganzen hatte, orientiert Tiecks „Nachschrift an den Leser“ des ersten Bandes der ersten Auflage, welche unten abgedruckt ist. Den Plan der Fortsetzung hat der Dichter in der „Nachrede“ zu der mehr als vierzig Jahre späteren Umarbeitung entwickelt, welche der XVI. Band seiner gesammelten Schriften enthält: auch diese Nachrede findet der Leser am Schlusse des Romanes hier wieder abgedruckt. Endlich ist zu berücksichtigen das Schlußwort zum XX. Bande der Schriften, worin es heißt: „Dem Sternbald habe ich aber auch in späteren Jahren einige Scenen hinzugefügt, die das Ganze mehr abrunden und manche Episode herbeiführen sollten. Von Reisen, Krankheit, anderen Arbeiten abgehalten, habe ich diese Dichtung nicht zu Ende führen können, welche im Frühling 1797 entworfen wurde und im Plane, den ich meinem verstorbenen Freunde Wackenroder auf einem Spaziergange mitteilte, dessen enthusiastisches Interesse erregte. Auch war nach einigen Jahren mein geliebter Freund

Novalis von dem Romane so erregt worden, daß er mir öfter versicherte, dieses Buch habe ihm vorzüglich bei seinem Ofterdingen vorgeschwebt."

Durch W. Schlegel übersandte Tieck ein Exemplar des 2. Teiles an Goethe (Holtei, Briefe an Tieck III, 228), dessen Urteil über den ersten Band länger ausblieb, als Tiecks Ungeduld erwarten konnte. Es ist uns in einem Briefe Karolinens an Fr. Schlegel erhalten (Caroline von Waitz I. 219): „Man könnte es so eigentlich eher musikalische Wanderungen nennen, wegen der vielen musikalischen Empfindungen und Anregungen (die Worte sind übrigens von mir), es wäre alles darin, außer der Mahler. Sollte es ein Künstlerroman sein, so müßte doch noch ganz viel anders von der Kunst darin stehen, er vermißte da den rechten Gehalt, und das Künstlerische käme als eine falsche Tendenz heraus. Gelesen hat er es aber, und zweimal, und lobt es dann auch wieder sehr. Es wären viele hübsche Sonnenaufgänge darin, hat er gesagt; an denen man sähe, daß sich das Auge des Dichters wirklich recht eigentlich an den Farben gelabt, nur kämen sie zu oft wieder."

Karolinens eigenes Urteil lautet (a. a. O. 219 f.): „Vom ersten [Teil] nur so viel, ich bin immer noch zweifelhaft, ob die Kunstliebe nicht absichtlich als eine falsche Tendenz im Sternbald hat sollen dargestellt werden und schlecht ablaufen wie bei W[ilhelm] M[eister], aber dann möchte offenbar ein anderer Mangel eintreten — es möchte dann vom Menschlichen zu wenig darin sein. Der zweite Teil hat mir noch kein Licht gegeben. Wie ist es möglich, daß sie ihn dem ersten vorziehn und überhaupt so vorzüglich behandeln. Es ist die nämliche Unbestimmtheit, es fehlt an durchgreifender Kraft — man hofft immer auf etwas Entscheidendes, irgendwie den Gang beträchtlich vorrücken zu sehen. Thut er das? Viele liebliche Sonnenaufgänge und Frühlinge sind wieder da; Tag und Nacht wechseln fleißig, Sonne, Mond und Sterne ziehen auf, die Vöglein singen; es ist das alles sehr artig, aber doch leer, und ein kleinlicher Wechsel von Stimmungen und Gefühlen im Sternbald, kleinlich dargestellt. Der Verse sind mir fast zu viel, und fahren so lose in- und auseinander, wie die angeknüpften Geschichten und Begebenheiten, in denen gar viel leise Spuren von mancherlei Nachbildungen sind. Sollte ich zu streng sein, oder vielmehr, Unrecht haben? W[ilhelm] will es mir jetzt vorlesen, ich will sehen, wie wir gemeinschaftlich urteilen." . . . . . Und am folgenden Tage, nach der Vorlesung, fährt sie fort: „Fast habe ich so wenig Kunstsinn wie Tiecks liebe Amalie, denn ich bin gestern bey der Lekture eingeschlafen. Doch das will nichts sagen. Aber freilich wir kommen wachend in Obigem überein. Es reißt nicht fort, es hält nicht fest, so wohl manches Einzelne gefällt, wie die Art des Florestan bei dem Wettgesang dem W[ilhelm] gefallen hat. Bei den munteren Scenen hält man sich am liebsten auf, aber wer kann sich eben dabei enthalten zu denken, es ist der W[ilhelm] M[eister] und zu viel W[ilhelm] M[eister]. Sonst guckt der alte Trübsinn hervor. Eine Fantasie, die immer mit den

Flügeln schlägt und flattert und keinen rechten Schwung nimmt. Mir thut es recht leid, daß es mir nicht anders erscheinen will. Was Goethe geurteilt hat, teilen Sie ihm doch unverhohlen mit." Einen Monat später schreibt Wilhelm Schlegel direkt an Tieck und weicht aus (Holtei III. 228): „Das letzte [Tiecks günstiges Urteil über Schlegels Gedichte] kann ich Ihnen in Ansehung des Sternbalds noch nicht erwidern — ich las den zweiten Band nicht gründlich genug, und muß ihn im Zusammenhang mit dem ersten noch ruhiger erwägen, ein Genuß, den ich jetzt eben bei ein paar ziemlich freien Tagen vor mir habe." Friedrich Schlegel war weder mit Goethes noch mit Karolinens Urteil zufrieden; er schreibt an Karoline (I. 127): „Aber in der Art, wie Ihr den Sternbald nehmet, kann ich weder ihm noch Ihnen beistimmen. Habt Ihr denn die Volksmärchen vergessen, und sagt es das Buch nicht selbst klar genug, daß es nichts ist und sein will, als eine süße Musik an und für die Fantasie? — Von der Mahlerei mag er weiter kein Kenner sein, außer daß er Auge hat, immer wie sein Franz in Gedanken an Gemählden arbeitet, und den Vasari über alles liebt. Ist denn Ariost wohl in der Kriegskunst gründlicher unterrichtet gewesen?"

Gleichwohl fand die erste Auflage des Sternbald, welche 1798 in zwei auf einander folgenden Bänden bei demselben Verleger und in derselben Ausstattung wie Goethes Meister erschien, eine beifällige Aufnahme und Jahrzehnte hindurch ergingen an Tieck Aufforderungen zur Fortsetzung. Achim von Arnim wollte ein Stück der Fortsetzung für die Einsiedlerzeitung haben (Holtei I. 13). Sulpice Boisserée erbittet 1819 einzelne Stücke aus dem Neuen Sternbald für ein befreundetes Blatt (a. a. O. I. 81). Der Däne Molbech fragt 1821 (a. a. O. III. 7): „Aber wie wird es mit der sehnlich erwarteten Fortsetzung des Franz Sternbald?" und Malsburg wünschte zur selben Zeit zu wissen (a. a. O. II. 308): ob Tieck an den Sternbald und andere Werke fortschreitend gedacht habe. 1827 veröffentlichte dieser ein Kapitel aus der neuen Bearbeitung des Romans Franz Sternbalds Wanderungen in der Dresdner Morgenzeitung. Aber erst 1843 erschien die vollständige Überarbeitung im XVI. Bande der Schriften: auch jetzt noch als Fragment.

Unser Text schließt sich genau an die Originalausgabe von 1798 an. Auf die bedeutenderen Abweichungen des Druckes von 1843 wird in den Anmerkungen hingewiesen.



Der Göttliche Raphael

Nachbildung des der Ausgabe der „Wanderungen" von 1798 beigegebenen Titelbildes.

Franz Sternbalds
Wanderungen.

Eine altdeutsche Geschichte

herausgegeben

von

Ludwig Tieck.

Erster Theil.

Berlin

bei Johann Friedrich Unger.

1798.

Vorrede.

Seit lange habe ich folgendes Buch als das liebste Kind meiner Muße und Phantasie gehegt und übergebe es nun dir, geliebter Leser, mit dem Wunsche, daß es dir gefallen möge. Wenn du die Kunst liebst, so erdulde das nachsichtig, was du darüber gesagt findest. Am meisten habe ich bei diesem Werke meiner Laune an euch, ihr Jünger der Kunst, gedacht, die ihr euch mit unermüdetem Streben zu den großen Meisterwerken hinandrängen wollet, die ihr euer wechselndes Gemüt und die wunderbaren Stimmungen, die euch beherrschen, nicht begreift, die ihr gern die Widersprüche lösen möchtet, die euch in manchen Stunden ängstigen. Euch widme ich diese Blätter mit besonderer Liebe und mit herzlichen Wünschen, daß euch hie und da vielleicht eine Wolke schwindet, die eure Aussicht verdeckte.

Man rechne mir kleine chronologische Fehler nicht zu strenge nach, man behandle dies kleine Buch nicht wie die Geschichte eines Staats. Meine Schwächen empfinde ich selber und wie ich das Ideal nicht erreichen kann, das in meinem Innern steht. Es ist mit mir und meiner Erfindung so, wie der große Dichter dem Künstler in den Mund legt:

Ich zittre nur, ich stottre nur
Und kann es doch nicht lassen,
Ich fühl's, ich kenne dich, Natur,
Und so muß ich dich fassen.

---

20. Goethe in dem Gedichte „Des Künstlers Apotheose".

Franz Sternbalds Wanderungen.

Erſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

„So ſind wir denn nun endlich aus den Thoren der Stadt," ſagte Sebaſtian, indem er ſtille ſtand und ſich freier umſah.

„Endlich?" antwortete ſeufzend Franz Sternbald, ſein Freund, — „Endlich? Ach nur zu früh, allzufrüh."

Die beiden Menſchen ſahen ſich bei dieſen Worten lange an und Sebaſtian legte ſeinem Freunde zärtlich die Hand an die Stirne und fühlte, daß ſie heiß ſei. — „Dich ſchmerzt der Kopf," ſagte er beſorgt, und Franz antwortete: „Nein, das iſt es nicht, aber daß wir uns nun bald trennen müſſen."

„Noch nicht!" rief Sebaſtian mit einem wehmütigen Erzürnen aus, „ſoweit ſind wir noch lange nicht, ich will dich wenigſtens eine Meile begleiten."

Sie gaben ſich die Hände und gingen ſtillſchweigend auf einem ſchmalen Wege nebeneinander.

Jetzt ſchlug es in Nürnberg vier Uhr und ſie zählten aufmerkſam die Schläge, obgleich beide recht gut wußten, daß es keine andere Stunde ſein konnte; indem warf das Morgenrot ſeine Flammen immer höher und es gingen ſchon undeutliche Schatten neben ihnen und die Gegend trat rund umher aus der ungewiſſen Dämmerung heraus.

„Wie alles noch ſo ſtill und feierlich iſt," ſagte Franz, „und bald werden ſich dieſe guten Stunden in Saus und Braus, in Getümmel und tauſend Abwechſelungen verlieren. Unſer Meiſter ſchläft wohl noch und arbeitet an ſeinen Träumen, ſeine Gemälde ſtehen aber auf der Staffelei und warten ſchon auf ihn. Es thut mir doch leid, daß ich ihm den Petrus nicht habe können ausmalen helfen."

„Gefällt er dir?" fragte Sebaſtian.

„Über die Maßen," rief Franz aus, „es sollte mir fast bedünken, als könnte der gute Apostel, der es so ehrlich meinte, der mit seinem Degen so rasch bei der Hand war und nachher doch aus Lebensfurcht das Verleugnen nicht lassen konnte, und sich von einem Hahn mußte eine Buß- und Gedächtnispredigt halten lassen, als wenn ein solcher beherzter und furchtsamer, starrer und gutmütiger Apostel nicht anders habe aussehn können als ihn Meister Dürer so vor uns hingestellt hat. Wenn er dich zu dem Bilde läßt, lieber Sebastian, so wende ja allen deinen Fleiß darauf und denke nicht, daß es für ein schlechtes Gemälde gut genug sei. Willst du mir das versprechen?"

Er nahm ohne eine Antwort zu erwarten seines Freundes Hand und drückte sie stark, Sebastian sagte: „Deinen Johannes will ich recht aufheben und ihn behalten, wenn man mir auch viel Geld dafür böte."

Mit diesen Reden waren sie an einen Fußsteig gekommen, der einen nähern Weg durchs Korn führte. Rote Lichter zitterten an den Spitzen der Halme und der Morgenwind rührte sich darin und machte Wellen. Die beiden jungen Maler unterhielten sich noch von ihren Werken und von ihren Planen für die Zukunft, Franz verließ jetzt Nürnberg, seine vaterländische Stadt, um in der Fremde seine Kenntnis zu erweitern und nach einer mühseligen Wanderschaft dann als ein vollendeter Meister zurückzukehren. Sebastian blieb noch bei dem wohlverdienten Albrecht Dürer, dessen Name im ganzen Lande ausgebreitet war. Die Sonne ging nun in aller Majestät hervor und Sebastian und Franz sahen abwechselnd nach den Türmen von Nürnberg zurück, deren Kuppeln und Fenster blendend im Schein der Sonne glänzten.

Die jungen Freunde fühlten stillschweigend den Druck des Abschieds, der ihrer wartete, sie sahen jedem kommenden Augenblicke mit Furcht entgegen, sie wußten, daß sie sich trennen mußten, und konnten es doch immer noch nicht glauben.

„Das Korn steht schön," sagte Franz, um nur das ängstigende Schweigen zu unterbrechen, „wir werden eine schöne Ernte haben."

„Diesmal," antwortete Sebastian, „werden wir nicht miteinander das Erntefest besuchen, wie seither geschah; ich werde gar nicht hingehn, denn du fehlst mir und all das lustige Pfeifen und Schalmeigetöne würde nur ein bittrer Vorwurf für mich sein, daß ich ohne dich käme."

Dem jungen Franz standen bei diesen Worten die Thränen in den Augen, denn alle Scenen, die sie einer mit dem andern gesehn, alles was sie in brüderlicher Gesellschaft erlebt hatten, ging schnell durch sein Gedächtnis; als nun Sebastian noch hinzusetzte: „Wirst du mich auch in der Ferne noch immer lieb behalten?“ konnte er sich nicht mehr fassen, sondern fiel dem Fragenden mit lautem Schluchzen um den Hals und ergoß sich in tausend Thränen, er zitterte, es war, als wenn ihm das Herz zerspringen wollte. Sebastian hielt ihn fest in seinen Armen geklammert und mußte nun mit ihm weinen, ob er gleich älter und von einer härteren Konstitution war. „Komme wieder zu dir!“ sagte er endlich zu seinem Freunde, „wir müssen uns fassen, wir sehn uns ja wohl wieder.“

Franz antwortete nicht, sondern trocknete seine Thränen ab, ohne sein Gesicht zu zeigen. Es liegt im Schmerze etwas, dessen sich der Mensch schämt, er mag seine Thränen selbst vor seinem Busenfreunde, auch wenn sie diesem gehören, gern verbergen.

Sie erinnerten sich nun daran, wie sie schon oft von dieser Reise gesprochen hätten, wie sie ihnen also nichts weniger als unerwartet käme, wie sehr sie Franz gewünscht und sie immer als sein höchstes Glück angesehn hätte. Sebastian konnte nicht begreifen, warum sie jetzt so traurig wären, da im Grunde nichts vorgefallen sei, als daß nun endlich der langgewünschte Augenblick wirklich herbeigekommen wäre. Aber so ist das Glück des Menschen, er kann sich dessen nur freuen, wenn es aus der Ferne auf ihn zuwandelt, kömmt es ihm nahe und ergreift seine Hand, so schaudert er oft zusammen, als wenn er die Hand des Todes faßte.

„Soll ich dir die Wahrheit gestehn?“ fuhr Franz fort, „du glaubst nicht, wie seltsam mir gestern Abend zu Sinne war. Ich hatte meinen Gedanken so oft die Pracht Roms, den Glanz Italiens vorgemalt, ich konnte mich bei der Arbeit ganz darin verlieren, daß ich mir vorstellte, wie ich auf unbekannten Fußsteigen, durch schattige Wälder wanderte, und dann fremde Städte und niegesehene Menschen meinem Blicke begegneten; ach, die bunte, ewigwechselnde Welt mit ihren noch unbekannten Begebenheiten, die Künstler, die ich sehn würde, das hohe gelobte Land der Römer, wo einst die Helden wirklich und wahrhaftig gewandelt sind, deren Bilder mir schon Thränen entlockt hatten, sieh, alles dies zusammen hatte oft meine Gedanken so gefangen genommen, daß ich zuweilen nicht wußte,

wo ich war, wenn ich wieder aufsah. Und das alles soll wirklich werden! rief ich dann manchmal aus, es soll eine Zeit geben können, sie naht sich, in der du nicht mehr vor der alten, so wohlbekannten Staffelei sitzest, eine Zeit, wo du in all die Herrlichkeit hineinleben darfst und immer mehr sehn, mehr erfahren, nie aufwachen, wie es dir jetzt wol geschieht, wenn du so zu Zeiten von Italien träumst; — ach, wo, wo, bekömmst du Sinne, Gefühl genug her, um alles treu und wahr, lebendig und urkräftig aufzufassen? — Und dann war es, als wenn sich Herz und Geist innerlich ausdehnten und wie mit Armen jene zukünftige Zeit erhaschen, an sich reißen wollten — und nun —"

„Und nun, Franz?"

„Kann ich es dir sagen?" antwortete jener, „kann ich es selber ergründen? Als wir gestern Abend um den runden Tisch unsers Dürers saßen und er mir noch Lehren zur Reise gab, als die Hausfrau indes den Braten schnitt und sich nach dem Kuchen erkundigte, den sie zu meiner Abreise gebacken hatte, als du nicht essen konntest und mich immer von der Seite betrachtetest, o Sebastian, es wollte mir immer mein armes ehrliches Herz zerreißen. Die Hausfrau kam mir so gut vor, so oft sie auch mit mir gescholten hatte, so oft sie auch unsern braven Meister Dürer betrübt hatte; hatte sie mir doch selbst meine Wäsche eingepackt, war sie doch gerührt, daß ich abreisen wollte. Nun war unsere Mahlzeit geendigt, und wir alle waren nicht fröhlich gewesen, so sehr wir es uns auch vorher vorgenommen hatten. Jetzt nahm ich Abschied von Meister Albrecht, ich wollte so hart sein und konnte vor Thränen nicht reden; ach mir fiel es zu sehr ein, wie viel ich ihm zu danken hatte, was er ein vortrefflicher Mann ist, wie herrlich er malt, und ich so nichts gegen ihn bin und er doch in den letzten Wochen immer that, als wenn ich seinesgleichen wäre; ich hatte das alles noch nie so zusammen empfunden, und nun warf es mich auch dafür nieder. Ich ging fort, und du gingst stillschweigend in deine Schlafkammer: nun war ich auf meiner Stube allein. Keinen Abend werd' ich mehr hier hereintreten, sagte ich zu mir selber, indem ich das Licht auf den Boden stellte: für dich, Franz, ist nun dieses Bette zum letztenmale in Ordnung gelegt, du wirfst dich noch einmal hinein und siehst diese Kissen, denen du so oft deine Sorgen klagtest, auf denen du noch öfter so süß schlummertest, nie siehst du sie wieder. — Sebastian, geht

es allen Menschen so, oder bin ich nur ein solches Kind? Es war mir fast, als stünde mir das größte Unglück bevor, das dem Menschen begegnen könnte, ich nahm sogar die alte Lichtschere mit Zärtlichkeit, mit einem wehmütigen Gefühl in die Hand und putzte damit den langen Docht des Lichtes. Ich war überzeugt, daß ich vom guten Dürer nicht zärtlich genug Abschied genommen hatte, ich machte mir heftige Vorwürfe darüber, daß ich ihm nicht alles gesagt hatte, wie ich von ihm dachte, welch ein vortrefflicher Mann er in meinen Augen sei, daß er nun von mir so entfernt würde, ohne daß er wüßte, welche kindliche Liebe, welche brennende Verehrung, welche Bewunderung ich mit mir nähme. Als ich so über die alten Giebel hinübersah und über den engen dunkeln Hof, als ich dich nebenan gehen hörte und die schwarzen Wolken so unordentlich durch den Himmel zogen, ach! Sebastian! wie wenn ihr mich aus dem Hause würfet, als wenn ich nicht mehr euer Freund und Gesellschafter sein dürfte, als wenn ich allein als ein Unwürdiger verstoßen sei, verschmäht und verachtet, — so regte es sich in meinem Busen. Alle meine Plane, meine Hoffnungen, alles war vorüber gezogen und ich konnte es mir gar nicht denken, daß es mich je gefreut hatte. Ich hatte keine Ruhe, ich ging noch einmal vor Dürers Gemach und hörte ihn drinnen schlafen, o ich hätte ihn gern noch einmal umarmt, alles genügte mir nicht, ich hätte mögen dableiben, an kein Verreisen hätte müssen gedacht werden und ich wäre vergnügt gewesen. — — Und noch jetzt! sieh wie die fröhlichen Lichter des Morgens um uns spielen, und ich trage noch alle Empfindungen der dunkeln Nacht in mir. Warum müssen wir immer früheres Glück vergessen, um von neuem glücklich sein zu können? — Ach! laß uns hier einen Augenblick stille stehen, horch, wie schön die Gebüsche flüstern; wenn du mir gut bist, so singe mir hier noch einmal das altdeutsche Lied vom Reisen."

Sebastian stand sogleich still und sang, ohne vorher zu husten, folgende Verse.

„Willt du dich zur Reis' bequemen
Über Feld
Berg und Thal
Durch die Welt,
Fremde Städte allzumal,
Mußt Gesundheit mit dir nehmen.

Neue Freunde aufzufinden
Läßt die alten du dahinten,
Früh am Morgen bist du wach
Mancher sieht dem Wandrer nach,
Weint dahinten
Kann die Freud' nicht wiederfinden.

Eltern, Schwester, Bruder, Freund,
Auch vielleicht das Liebchen weint,
Laß sie weinen, traurig und froh
Wechselt das Leben bald so, bald so
Nimmer ohne Ach! und O!
Heimat bleibt dir treu und bieder,
Kehrst du nur als Treuer wieder,
Reisen und Scheiden
Bringt des Wiedersehens Freuden."

Franz hatte sich ins hohe Gras gesetzt und sang die letzten Verse inbrünstig mit, er stand auf und sie kamen an die Stelle, wo Sebastian hatte umkehren wollen.

„Grüße noch einmal!" rief Franz aus, „alle, die mich kennen, und lebe du recht wohl."

„Und du gehst nun?" fragte Sebastian. „Muß ich denn nun ohne dich umkehren?"

Sie hielten sich beide fest umschlossen. „Ach, nur eins noch!" rief Sebastian aus, „es quält mich gar zu sehr und ich kann dich so nicht lassen."

Franz wünschte den Abschied im Herzen vorüber, es war, als wenn sein Herz von diesen gegenwärtigen Minuten erdrückt würde, er sehnte sich nach der Einsamkeit, nach dem Walde, um dann von seinem Freunde entfernt seinen Schmerz ausweinen zu können. Aber Sebastian verlängerte die Augenblicke des Abschieds, weil er sich durch kein neues Leben, durch keine neue Gegend konnte trösten lassen, er kannte alles genau, wozu er zurückkehrte. „Willst du mir versprechen?" rief er aus.

„Alles! alles!"

„Ach, Franz!" fuhr jener klagend fort, „ich lasse dich nun los und du bist nicht mehr mein, ich weiß nicht, was dir begegnet, ich kann dir nicht ins Gesicht sehen und so setze ich deine Liebe, ja dich selbst auf ein ungewisses Spiel. Wirst du auch noch in der weiten Ferne an deinen einfältigen Freund Sebastian denken?

Ach, wenn du nun unter klugen und vornehmen Leuten bist, wenn es nun schon lange her ist, daß wir hier Abschied genommen haben, willst du mich auch dann nie verachten?"

„O mein liebster Sebastian!" rief Franz schluchzend.

„Wirst du immer noch Nürnberg so lieben," fuhr jener fort, „und deinen Meister so lieben, den wackern Albrecht? Wirst du dich nie klüger fühlen? O versprich mir, daß du derselbe Mensch bleiben willst, daß du dich nicht vom Glanz des Fremden willst verführen lassen, daß alles dir noch ebenso teuer ist, daß ich dich noch ebenso angehe."

„O Sebastian," sagte Franz, „mag die ganze Welt klug und überklug werden, ich will immer ein Kind bleiben."

Sebastian sagte: „O wenn du einst mit fremden abgebettelten Sitten wiederkämst, alles besser wüßtest und dir das Herz nicht mehr so warm schlüge, wenn du dann mit kaltem Blute nach Dürers Grabstein hinsehn könntest und du höchstens über die Arbeit und Inschrift sprächest, — o so möcht' ich dich gar nicht wiedersehn, dich gar nicht für meinen Bruder erkennen."

„Sebastian! bin ich denn so?" rief Franz heftig aus; „ich kenne ja dich, ich liebe ja dich und mein Vaterland und die Stube, worin unser Meister wohnt, und die Natur und Gott. Immer werd' ich daran hangen, immer, immer! Sieh, hier, an diesem alten Eichenbaum verspreche ich es dir, hier hast du meine Hand darauf."

Sie umarmten sich und gingen stumm auseinander, nach einer Weile stand Franz still, dann lief er dem Sebastian nach und umarmte ihn wieder: „Ach, Bruder," sagte er, „und wenn Dürer den Ecce homo fertig hat, so schreibe mir doch recht umständlich wie der geworden ist und glaube ja an die Göttlichkeit der Bibel, ich weiß, daß du manchmal übel davon dachtest."

„Ich will es thun," sagte Sebastian, und sie trennten sich wieder, aber nun kehrte keiner um, oft wandten sie das Gesicht, ein Wald trat zwischen beide.

Zweites Kapitel.

Als Sebastian nach der Stadt zurückkehrte und Franz sich nun allein sah, ließ er seinen Thränen ihren Lauf. „Lebe wohl, tausendmal wohl," sagte er immer still vor sich hin, „wenn ich dich nur erst wiedersähe!"

Die Arbeiter auf den Feldern waren nun in Bewegung, alles war thätig und rührte sich; Bauern fuhren vor ihm vorüber, in den Dörfern war Getümmel, in den Scheuren wurde gearbeitet. „Wieviel Menschen sind mir heut schon begegnet,“ dachte Franz bei sich, „und unter allen diesen weiß vielleicht kein einziger von dem großen Albrecht Dürer, der mit seinen Werken meinen ganzen Kopf einnimmt, den zu erreichen mein einziges Trachten ist; sie wissen vielleicht alle kaum, daß es eine Malerei giebt, und doch fühlen sie sich nicht unglücklich. Ich weiß es nicht und kann nicht einsehn, wie man so leben könnte, so einsam und verlassen, und doch treibt jeder emsig sein Geschäft, und es ist gut, daß es so ist und so sein muß.“

Die Sonne war indes hoch gestiegen und brannte heiß herunter, die Schatten der Bäume waren kurz, die Arbeiter gingen zum Mittagsessen nach ihren Häusern. Franz dachte daran, wie sich nun Sebastian dem Albrecht Dürer gegenüber zu Tische setzte, wie man von ihm spreche. Er beschloß auch im nächsten Gehölze still zu liegen und seinen mitgenommenen Vorrat hervorzuholen. Wie erquickend war der kühle Duft, der ihm aus den grünen Blättern entgegen wehte, als er in das Wäldchen hineintrat! Alles war still und nur das Rauschen der Bäume schallte manchmal durch die liebliche Einsamkeit und ein ferner Bach, der durchs Gehölz floß. Franz setzte sich auf den weichen Rasen und zog seine Schreibtafel heraus, um den Tag seiner Auswanderung anzumerken, dann holte er frischen Atem, und ihm war leicht und wohl, er war jetzt über die Abwesenheit seines Freundes getröstet, er fand alles gut, so wie es war. Er breitete seine Tafel aus und aß mit Wohlbehagen von seinem mitgenommenen Vorrate, er fühlte jetzt nur die schöne ruhige Gegenwart, die ihn umgab.

Indem kam ein Wandersmann die Straße gegangen und grüßte Franzen sehr freundlich, es war ein junger rotbackiger Bursche, er schien müde und Franz bat ihn daher, sich neben ihn niederzusetzen und mit ihm vorlieb zu nehmen. Der junge Reisende nahm sogleich diesen Vorschlag an und beide verzehrten gutes Muts ihre Mittagsmahlzeit und tranken den Wein, den Franz aus Nürnberg mitgenommen hatte. Der Fremde erzählte hierauf unserm Freunde, daß er ein Schmiedegeselle sei und eben auf der Wanderschaft begriffen, er gehe nun, die hochberühmte Stadt Nürnberg in

Augenschein zu nehmen und da etwas Rechtes für sein Handwerk bei den kunstreichen Meistern zu lernen.

„Und was treibt Ihr für ein Gewerbe?“ fragte er, indem er seine Erzählung geendigt hatte.

„Ich bin ein Maler,“ sagte Franz, „und bin heute Morgen aus Nürnberg ausgewandert.“

„Ein Maler?“ rief jener aus, „so einer von denen, die für die Kirchen und Klöster die Bilder verfertigen.“

„Recht,“ antwortete Franz, „mein Meister hat deren schon genug ausgearbeitet.“

„O,“ sagte der Schmied, „was ich mir schon oft gewünscht habe, einen solchen Mann bei seiner Arbeit zu sehn, denn ich kann es mir gar nicht vorstellen. Ich habe immer geglaubt, daß die Gemälde in den Kirchen schon sehr alt wären, und daß jetzt gar keine Leute lebten, die dergleichen machen könnten“

„Grade umgekehrt,“ sagte Franz, „die Kunst ist jetzt höher gestiegen, als sie nur jemals war, ich darf Euch sagen, daß man jetzt so malt, wie es die frühern Meister nie vermocht haben, die Manier ist jetzt edler, die Zeichnung richtiger und die Ausarbeitung bei weitem fleißiger, so daß die jetzigen Bilder den wirklichen Menschen ungleich ähnlicher sehn, als die vormaligen.“

„Und könnt' Ihr Euch denn davon ernähren?“ fragte der Schmied.

„Ich hoffe es,“ antwortete Franz, „daß mich die Kunst durch die Welt bringen wird.“

„Aber im Grunde nützt doch das zu nichts,“ fuhr jener fort.

„Wie man es nimmt,“ sagte Franz und war innerlich über diese Rede böse. „Das menschliche Auge und Herz findet ein Wohlgefallen daran, die Bibel wird durch Gemälde verherrlichet, die Religion unterstützt, was will man von dieser edlen Kunst mehr verlangen?“

„Ich meine,“ sagte der Gesell, ohne sehr darauf zu achten, „es könnte doch zur Not entbehrt werden, es würde doch kein Unglück daraus entstehn, kein Krieg, keine Teurung, kein Mißwachs, Handel und Wandel bliebe in gehöriger Ordnung; das alles ist nicht so mit dem Schmiedehandwerk der Fall, als worauf ich reise, und darum dünkt mich, müßtet Ihr mit einiger Besorgnis so in die Welt hineingehn, denn Ihr seid immer doch ungewiß, ob Ihr Arbeit finden werdet.“

Franz wußte darauf nichts zu antworten und schwieg still, er hatte noch nie darüber nachgedacht, ob seine Beschäftigung den Menschen nützlich wäre, sondern sich nur seinem Triebe überlassen. Er wurde betrübt, daß nur irgend jemand an dem hohen Werte der Kunst zweifeln könne, und doch wußte er jetzt nicht jenen zu widerlegen. „Ist doch der heilige Apostel Lukas selbst ein Maler gewesen!“ fuhr er endlich auf.

„Wirklich?“ sagte der Schmied und verwunderte sich, „das hätt' ich nicht gedacht, daß das Handwerk schon so alt wäre.“

„Möchtet Ihr denn nicht,“ fuhr Franz mit einem hochroten Gesichte fort, „wenn Ihr einen Freund oder Vater hättet, den Ihr so recht von Herzen liebtet, und Ihr müßtet nun auf viele Jahre auf die Wanderschaft gehn, und könntet sie in der langen langen Zeit nicht sehen, möchtet Ihr denn da nicht ein Bild wenigstens haben, das Euch vor den Augen stände, und jede Miene, jedes Wort zurückriefe, das sie sonst gesprochen haben? Ist es denn nicht schön und herrlich, wenigstens so im gefärbten Schatten das zu besitzen, was wir für teuer achten?“

Der Schmied wurde nachdenkend und Franz öffnete schnell seinen Mantelsack und wickelte einige kleine Bilder aus, die er selbst vor seiner Abreise gemalt hatte. „Seht hierher,“ fuhr er fort, „seht, vor einigen Stunden habe ich mich von meinem liebsten Freunde getrennt und hier trage ich seine Gestalt mit mir herum, der da ist mein teurer Lehrer, Albrecht Dürer genannt, grade so sieht er aus, wenn er recht freundlich ist, hier habe ich ihn noch einmal, wie er in seiner Jugend ausgesehen hat.“

Der Schmied betrachtete die Gemälde sehr aufmerksam und bewunderte die Arbeit, daß die Köpfe so natürlich vor den Augen ständen, daß man beinahe glauben könnte, lebendige Menschen vor sich zu sehn. „Ist es denn nun nicht schön,“ sprach der junge Maler weiter, „daß sich männiglich bemüht, die Kunst immer höher zu treiben und immer wahrer das natürliche Menschenangesicht darzustellen? War es denn nicht für die übrigen Apostel und für alle damaligen Christen herrlich und eine liebliche Erquickung, wenn Lukas ihnen den Erlöser, der tot war, wenn er ihnen Maria und Magdalena und die übrigen hinmalen konnte, daß sie sie glaubten mit Augen zu sehen und mit den Händen zu erfassen? Und ist es dann auch nicht in unserm Zeitalter überaus schön, für alle Freunde des großen Mannes, des kühnen Streiters den

wackern Doktor Luther trefflich zu konterfeien und dadurch die Liebe der Menschen und ihre Bewunderung zu erhöhn? Und wenn wir alle längst tot sind, müssen es uns nicht Enkel und späte Urenkel Dank wissen, wenn sie nun die jetzigen Helden und großen Männer von uns gemalt antreffen? O wahrlich, sie werden dann Albrecht segnen und mich auch vielleicht loben, daß wir uns ihnen zum Besten diese Mühe gaben und keiner wird dann die Frage aufwerfen: wozu kann diese Kunst nützen?"

„Wenn Ihr es so betrachtet," sagte der Schmied, „so habt Ihr ganz recht, und wahrlich, das ist dann ganz etwas anders, als Eisen zu hammern. Schon oft habe ich es mir auch gewünscht, so irgend etwas zu thun, das bliebe und wobei die künftigen Menschen meiner gedenken könnten, so eine recht überaus künstliche Schmiedearbeit, aber ich weiß immer noch nicht, was es wohl sein könnte, und ich kann mich auch oft nicht darin finden, warum ich das gerade will, da keiner meiner Handwerksgenossen darauf gekommen ist. Bei Euch ist das auf die Art freilich etwas Leichtes und Ihr habt dabei nicht einmal so saure Arbeit, wie unsereins. Aber darin denkt Ihr grade wie ich, seht, Tag und Nacht wollt' ich arbeiten und mich keinen Schweiß verdrießen lassen, wenn ich etwas zustande brächte, das länger dauerte wie ich, das der Mühe wert wäre, daß man sich meiner dabei erinnerte, und darum möcht' ich gern etwas ganz Neues und Unerhörtes erfinden oder entdecken, und ich halte die für sehr glückliche Menschen, denen so etwas gelungen ist."

Bei diesen Worten hörte Franzens Zorn nun völlig auf, er ward dem Schmiedegesellen darüber sehr gewogen und erzählte ihm noch mancherlei von sich und Nürnberg, er erfuhr, daß der junge Schmied aus Flandern komme und sich Messys nannte. „Wollt Ihr mir einen großen Gefallen thun?" fragte der Fremde.

„Gern," sagte Franz.

„Nun so schreibt mir einige Worte auf und gebt mir sie an Euren Meister und Euren jungen Freund mit, ich will sie dann besuchen und sie müssen mich bei ihrer Arbeit zusehen lassen, weil ich es mir gar nicht vorstellen kann, wie sich die Farben so künstlich übereinander legen; dann will ich auch nachsehn, ob Eure Bilder da ähnlich sind."

„Das ist nicht nötig," sagte Franz, „Ihr dürft nur so zu ihnen gehen, von mir erzählen und einen Gruß bringen, so sind

sie gewiß so gut und lassen Euch einen ganzen Tag nach Herzenslust zusehn. Sagt ihnen dann, daß wir viel von ihnen gesprochen haben, daß mir noch die Thränen in den Augen stehen."

Sie schieden hierauf von einander und ein jeder ging seine Straße. Indem es gegen Abend kam, fielen dem jungen Sternbald viele Gegenstände zu Gemälden ein, die er in seinen Gedanken ordnete und mit Liebe bei diesen Vorstellungen verweilte; je röter der Abend wurde, je schwermütiger wurden seine Träumereien, er fühlte sich wieder einsam in der weiten Welt, ohne Kraft, ohne Hilfe in sich selber. Die dunkelgewordenen Bäume, die Schatten, die sich auf den Feldern ausstreckten, die rauchenden Dächer eines kleinen Dorfs und die Sterne, die nach und nach am Himmel hervortraten, alles rührte ihn innig, alles bewegte ihn zu einem wehmütigen Mitleiden mit sich selber.

Er kehrte in die kleine Schenke des Dorfs ein, begehrte ein Abendessen und eine Ruhestelle. Als er allein war und schon die Lampe ausgelöscht hatte, stellte er sich ans Fenster und sah nach der Gegend hin, wo Nürnberg lag. „Dich sollt' ich vergessen?" rief er aus, „dich sollt' ich weniger lieben? O mein liebster Sebastian, was wäre dann aus meinem Herzen geworden? Wie glücklich fühl' ich mich darin, daß ich ein Deutscher, daß ich dein und Albrechts Freund bin; ach! wenn ihr mich nur nicht verstoßt, weil ich eurer unwürdig bin."

Er legte sich nieder, verrichtete sein Abendgebet und schlief dann beruhigter ein.

Drittes Kapitel.

Am Morgen weckte ihn das muntre Girren der Tauben vor seinem Fenster, die manchmal in seine Stube hineinsahen und mit den Flügeln schlugen, dann wieder wegflogen und bald wieder kamen, um mit dem Halse nickend vor ihm auf- und abzugehn. Durch einige Lindenbäume warf die Sonne schräge Strahlen in sein Gemach und Franz stand auf und kleidete sich hurtig an; er sah mit festen Augen durch den reinen blauen Himmel und alle seine Plane wurden lebendiger in ihm, sein Herz schlug höher, alle Gefühle seiner Brust erklangen geläuterter. Er hätte jetzt mit der Farbenpalette vor einer großen Tafel stehn mögen und er hätte dreist die kühnen Figuren hingezeichnet, die sich in seiner Brust

bewegten. Der frische Morgen giebt dem Künstler Stärkung und in den Strahlen des Frührots regnet Begeisterung auf ihn herab. Der Abend löst und schmelzt seine Gefühle, er weckt Ahndungen und unerklärliche Wünsche in ihm auf, er fühlt dann näher, daß jenseits dieses Lebens ein andres kunstreicheres liege, und sein inwendiger Genius schlägt oft vor Sehnsucht mit den Flügeln, um sich frei zu machen und hineinzuschwärmen in das Land, das hinter den goldnen Abendwolken liegt.

Franz sang ein Morgenlied, und fühlte keine Müdigkeit vom gestrigen Wege mehr, er setzte mit frischen Kräften seine Reise fort. Das rege Geflügel sang aus allen Gebüschen, das betaute Gras duftete und alle Blätter funkelten wie Kristall. Er ging mit schnellen Schritten über eine schöne Wiese, und das Geschmetter der Lerchen zog über ihn hinweg, ihm war fast noch nie so wohl gewesen.

„Das Reisen," sagte er zu sich selber, „ist etwas Treffliches, diese Freiheit der Natur, diese Regsamkeit aller Kreaturen, der reine weite Himmel und der Menschengeist, der alles dies zusammenfassen und in einen Gedanken zusammenstellen kann — o glücklich ist der, der bald die enge Heimat verläßt, um wie der Vogel seinen Fittich zu prüfen und sich auf unbekannten, noch schönern Zweigen zu schaukeln. Welche Welten entwickeln sich im Gemüte, wenn die freie Natur umher mit kühner Sprache in uns hineinredet, wenn jeder ihrer Töne unser Herz trifft und alle Empfindungen zugleich anrührt. Ich möchte von mir glauben, daß ich ein guter Maler würde, denn warum sollte ich es nicht werden können, da mein ganzer Sinn sich so der Kunst zuwendet, da ich keinen andern Wunsch habe, da ich gern alles übrige in dieser Welt aufgeben mag? Ich will nicht so zaghaft sein, wie Sebastian, ich will mir selber vertrauen."

Am Mittage ruhte er in einem Dorfe aus, das eine sehr schöne Lage hatte; hier traf er einen Bauer, der mit einem Wagen noch denselben Tag vier Meilen nach seinem Wohnort zu fahren gedachte. Franz wurde mit ihm einig und ließ sich von ihm mitnehmen. Der Bauer war schon ein alter Mann und erzählte unterwegs unserm Freunde viel von seiner Haushaltung, von seiner Frau und seinen Kindern. Er war schon siebenzig Jahr alt und hatte im Laufe seines Lebens mancherlei erfahren, er wünschte jetzt nichts so sehnlich, als vor seinem Tode nur noch die berühmte Stadt Nürnberg sehen zu können, wo er nie hingekommen war.

Franz ward durch die Reden des alten Mannes sehr gerührt, es war ihm sonderbar, daß er erst am gestrigen Morgen Nürnberg verlassen hatte, und dieser alte Bauer davon sprach, als wenn es ein fremder wunderweit entlegener Ort sei, so daß er die als Auserwählte betrachtete, denen es gelinge, dorthin zu kommen.

Mit dem Untergange der Sonne kamen sie vor die Behausung des Bauers an; kleine Kinder sprangen ihnen entgegen, die Erwachsenen arbeiteten noch auf dem Felde, die alte Mutter erkundigte sich eifrig nach den Verwandten, die ihr Mann besucht hatte, sie wurde nicht müde zu fragen und er beantwortete alles überaus treuherzig. Dann ward das Abendessen zubereitet und alle im Hause waren sehr geschäftig. Franz bekam den bequemsten Stuhl, um auszuruhen, ob er gleich gar nicht müde war.

Das Abendrot glänzte noch im Grase vor der Thür und die Kinder spielten darin, wie niedergeregnetes Gold funkelte es durch die Scheiben, und lieblich rot waren die Angesichter der Knaben und Mädchen, knurrend setzte sich die Hauskatze neben Franz und schmeichelte sich vertraulich an ihn, und Franz fühlte sich so wohl und glücklich, in der kleinen beengten Stube so selig und frei, daß er sich kaum seiner vorigen trüben Stunden erinnern konnte, daß er glaubte, er könne in seinem Leben nie wieder betrübt werden. Als nun die Dämmerung einbrach, fingen vom Herde der Küche die Heimchen ihren friedlichen Gesang an, am Wasserbach sang aus Birken eine Nachtigall heraus, und noch nie hatte Franz das Glück einer stillen Häuslichkeit, einer beschränkten Ruhe sich so nahe empfunden.

Die großen Söhne kamen aus dem Felde zurück und alle nahmen fröhlich und gutes Muts die Abendmahlzeit ein, man sprach von der bevorstehenden Ernte, vom Zustande der Wiesen. Franz lernte nach und nach das Befinden und die Eigenschaften jedes Haustiers, aller Pferde und Ochsen kennen. Die Kinder waren gegen die Alten sehr ehrfurchtsvoll, man fühlte es, wie der Geist einer schönen Eintracht sie alle beherrschte.

Als es finster geworden war, vermehrte ein eisgrauer Nachbar die Gesellschaft, um den sich besonders die Kinder herumdrängten und verlangten, daß er ihnen wieder eine Geschichte erzählen sollte, die Alten mischten sich auch darunter und baten, daß er ihnen wieder von heiligen Märtyrern vorsagen möchte, nichts Neues, sondern was er ihnen schon oft erzählt habe, je öfter sie es hörten,

je lieber würde es ihnen. Der Nachbar war auch willig und trug die Geschichte der heiligen Genoveva vor, dann des heiligen Laurentius und alle waren in tiefer Andacht verloren. Franz war überaus gerührt. Noch in derselben Nacht fing er einen Brief an seinen Freund Sebastian an, am Morgen nahm er herzlich von seinen Wirten Abschied, und kam am folgenden Tage in eine kleine Stadt, wo er den Brief an seinen Freund beschloß. Wir teilen unsern Lesern diesen Brief mit.

Liebster Bruder!

Ich bin erst seit so kurzer Zeit von Dir und doch dünkt es mir schon so lange zu sein. Ich habe Dir eigentlich nichts zu schreiben und kann es doch nicht unterlassen, denn Dein eignes Herz kann Dir alles sagen, was Du in meinem Briefe finden solltest, wie ich immer an Dich denke, wie unaufhörlich das Bild meines teuren Meisters und Lehrers vor mir steht. Ein Schmiedegeselle wird Euch besucht haben, den ich am ersten Tage traf, ich denke, Ihr habt ihn freundlich aufgenommen um meinetwillen. Ich schreibe diesen Brief in der Nacht, beim Schein des Vollmonds, indem meine Seele überaus beruhigt ist; ich bin hier auf einem Dorfe bei einem Bauer, mit dem ich vier Meilen hieher gefahren bin. Alle im Hause schlafen, und ich fühle mich noch so munter, darum will ich noch einige Zeit wach bleiben. Lieber Sebastian, es ist um das Treiben und Leben der Menschen eine eigne Sache. Wie die meisten so gänzlich ihres Zwecks verfehlen, wie sie nur immer suchen und nie finden, und wie sie selbst das Gefundene nicht achten mögen, wenn sie ja so glücklich sind. Ich kann mich immer nicht darin finden, warum es nicht besser ist, warum sie nicht zu ihrem eigenen Glücke mit sich einiger werden. Wie lebt mein Bauer hier für sich und ist zufrieden und ist wahrhaft glücklich. Er ist nicht bloß glücklich, weil er sich an diesen Zustand gewöhnt hat, weil er nichts besseres kennt, weil er sich findet, sondern alles ist ihm recht, weil er innerlich von Herzen vergnügt ist und weil ihm Unzufriedenheit mit sich etwas Fremdes ist. Nur Nürnberg wünscht er vor seinem Tode noch zu sehen und lebt doch so nahe dabei; wie mich das gerührt hat!

Wir sprechen immer von einer goldnen Zeit und denken sie uns so weit weg und malen sie uns mit so sonderbaren und buntgrellen Farben aus. O teurer Sebastian, oft dicht vor unsern

Füßen liegt dieses wundervolle Land, nach dem wir jenseits des Oceans und jenseits der Sündflut mit sehnsüchtigen Augen suchen. Es ist nur das, daß wir nicht redlich mit uns selber umgehen. Warum ängstigen wir uns in unsern Verhältnissen so ab, um nur das bißchen Brot zu haben, das wir selber darüber nicht einmal in Ruhe verzehren können? Warum treten wir denn nicht manchmal aus uns heraus und schütteln alles das ab, was uns quält und drückt, und holen darüber frischen Atem und fühlen die himmlische Freiheit, die uns eigentlich angeboren ist? Dann müssen wir der Kriege und Schlachten, der Zänkereien und Verleumdungen auf einige Zeit vergessen, alles hinter uns lassen und die Augen davor zudrücken, daß es in dieser Welt so kunterbunt hergeht und sich alles toll und verworren durcheinander schiebt, damit irgend einmal der himmlische Friede eine Gelegenheit fände, sich auf uns herabzusenken und mit seinen süßen lieblichen Flügeln zu umarmen. Aber wir wollen uns gern immer mehr in dem Wirrwarr der gewöhnlichen Welthändel verstricken, wir ziehn selber einen Flor über den Spiegel, der aus den Wolken herunterhängt, und in welchem Gottheit und Natur uns ihre himmlischen Angesichter zeigen, damit wir nur die Eitelkeiten der Welt desto wichtiger finden dürfen. So kann der Menschengeist sich nicht aus dem Staube aufrichten und getrost zu den Sternen hinblicken und seine Verwandtschaft zu ihnen empfinden. Er kann die Kunst nicht lieben, da er das nicht liebt, was ihn von der Verworrenheit erlöst, denn mit diesem seligen Frieden ist die Kunst verwandt. Du glaubst nicht, wie gern ich jetzt etwas malen möchte, was so ganz den Zustand meiner Seele ausdrückte, und ihn auch bei andern wecken könnte. Ruhige, fromme Herden, alte Hirten im Glanz der Abendsonne und Engel, die in der Ferne durch Kornfelder gehn, um ihnen die Geburt des Herrn, des Erlösers, des Friedefürsten zu verkündigen. Kein wildes Erstarren, keine erschreckten durcheinandergeworfenen Figuren, sondern mit freudiger Sehnsucht müßten sie nach den Himmlischen hinschauen, die Kinder müßten mit ihren zarten Händlein nach den goldnen Strahlen hindeuten, die von den Botschaftern ausströmten. Jeder Anschauer müßte sich in das Bild hineinwünschen und seine Prozesse und Plane, seine Weisheit und seine politischen Konnexionen auf ein Viertelstündchen vergessen, und ihm würde dann vielleicht so sein, wie mir jetzt ist, indem ich dieses schreibe und denke. Laß Dich manchmal, lieber Sebastian, von der guten freundlichen Natur

anwehen, wenn es Dir in Deiner Brust zu enge wird, schaue auf die Menschen je zuweilen hin, die im Strudel des Lebens am wenigsten bemerkt werden, und heiße die süße Frömmigkeit willkommen, die unter alten Eichen beim Schein der Abendsonne, wenn Heimchen zwitschern und Feldtauben girren, auf Dich niederkömmt. Nenne mich nicht zu weich und vielleicht phantastisch, wenn ich Dir dieses rate, ich weiß, daß Du in manchen Sachen anders denkst, und vernünftiger und eben darum auch härter bist.

Ein Nachbar besuchte uns noch nach dem Abendessen und erzählte in seiner einfältigen Art einige Legenden von Märtyrern. Der Künstler sollte nach meinem Urteil bei Bauern oder Kindern manchmal in die Schule gehn, um sich von seiner kalten Gelehrsamkeit oder zu großen Künstlichkeit zu erholen, damit sein Herz sich wieder einmal der Einfalt aufthäte, die doch nur einzig und allein die wahre Kunst ist. Ich wenigstens habe aus diesen Erzählungen vieles gelernt; die Gegenstände, die der Maler daraus darstellen müßte, sind mir in einem ganz neuen Lichte erschienen. Ich weiß Kunstgemälde, wo der rührendste Gegenstand von unnützen schönen Figuren, von Gemäldegelehrsamkeit und trefflich ausgedachten Stellungen so eingebaut war, daß das Auge lernte, das Herz aber nichts dabei empfand, als worauf es doch vorzüglich müßte abgesehen sein. So aber wollen einige Meister größer werden als die Größe, sie wollen ihren Gegenstand nicht darstellen, sondern verschönern, und darüber verlieren sie sich in Nebendingen. Ich denke jetzt an alles das, was uns der vielgeliebte Albrecht so oft vorgesagt hat, und fühle, wie er immer recht und wahr spricht. — Grüße ihn; ich muß hier aufhören, weil ich müde bin. Morgen komme ich nach einer Stadt, da will ich den Brief schließen und abschicken. —

Ich bin angekommen und habe Dir, Sebastian, nur noch wenige Worte zu sagen und auch diese dürften vielleicht überflüssig sein. Wenn nur das ewige Auf- und Abtreiben meiner Gedanken nicht wäre! Wenn die Ruhe doch, die mich manchmal wie im Vorbeifliegen küßt, bei mir einheimisch würde, dann könnt' ich von Glück sagen, und es würde vielleicht mit der Zeit ein Künstler aus mir, den die Welt zu den angesehenen zählte, dessen Namen sie mit Achtung und Liebe spräche. Aber ich sehe es ein, noch mehr fühl' ich es, das wird mir ewig nicht gegönnt sein. Ich kann nicht dafür, ich kann mich nicht im Zaume halten, und alle

meine Entwürfe, Hoffnungen, mein Zutrauen zu mir geht vor neuen Empfindungen unter, und es wird leer und wüst in meiner Seele, wie in einer rauhen Landschaft, wo die Brücken von einem wilden Waldstrome zusammengerissen sind. Ich hatte auf dem Wege so vielen Mut, ich konnte mich ordentlich gegen die großen herrlichen Gestalten nicht schützen und mich ihrer nicht erwehren, die in meiner Phantasie aufstiegen, sie überschütteten mich mit ihrem Glanze, überdrängten mich mit ihrer Kraft und eroberten und beherrschten so sehr meinen Geist, daß ich mich freute und mir ein recht langes Leben wünschte, um der Welt, den Kunstfreunden und Dir, geliebter Sebastian, so recht ausführlich hinzumalen, was mich innerlich mit unwiderstehlicher Gewalt beherrschte. Aber kaum habe ich nun die Stadt, diese Mauern und die Emsigkeit der Menschen gesehen, so ist alles in meinem Gemüte wieder wie zugeschüttet, ich kann die Plätze meiner Freude nicht wiederfinden, keine Erscheinung steigt auf. Ich weiß nicht mehr, was ich bin; mein Sinn ist gänzlich verwirrt. Mein Zutrauen zu mir scheint mir Raserei, meine inwendigen Bilder sind mir abgeschmackt, sie kommen mir so vor, als wenn sie sich nie wirklich fügen würden, als wenn kein Auge daran Wohlgefallen finden könnte. Mein Brief verdrießt mich; mein Stolz ist beschämt. — Was ist es, Sebastian, warum kann ich nicht mit mir einig werden? Ich meine es doch so gut und ehrlich. — Lebe wohl und bleibe immer mein Freund und grüße Meister Albrecht.

Viertes Kapitel.

Franz hatte in dieser Stadt einen Brief von Dürer an einen Mann abzugeben, der der Vorsteher einer ansehnlichen Fabrik war. Er ging zu ihm und traf ihn gerade in Geschäften, so daß Herr Zeuner den Brief nur sehr flüchtig las und mit dem jungen Sternbald nur wenig sprechen konnte, er bat ihn aber, zum Mittagsessen wieder zu kommen.

Franz ging betrübt durch die Gassen der Stadt und fühlte sich ganz fremd. Zeuner hatte für ihn etwas Zurückstoßendes und Kaltes, und er hatte eine sehr freundliche Aufnahme erwartet, da er einen Brief von seinem ihm so teuren Lehrer brachte. Als es Zeit zum Mittagsessen war, ging er nach Zeuners Hause zurück,

das eins der größten in der Stadt war; mit Bangigkeit schritt er die großen Treppen hinauf und durch den prächtig verzierten Vorsaal; im ganzen Hause merkte man, daß man sich bei einem reichen Manne befinde. Er ward in einen Saal geführt, wo eine stattliche Versammlung von Herren und Damen, alle mit schönen Kleidern angethan, nur auf den Augenblick des Essens zu warten schienen. Nur wenige bemerkten ihn, und die zufälligerweise ein Gespräch mit ihm anfingen, brachen bald wieder ab, als sie hörten, daß er ein Maler sei. Jetzt trat der Herr des Hauses herein, und alle drängten sich mit höflichen und freundlichen Glückwünschen um ihn herum; jeder ward freundlich von ihm bewillkommt, auch Franz im Vorbeigehn. Dieser hatte sich in eine Ecke des Fensters zurückgezogen und sah mit Bangigkeit und schlagendem Herzen auf die Gasse hinunter, denn es war zum erstenmale, daß er sich in einer solchen großen Gesellschaft befand. Wie anders kam ihm hier die Welt vor, da er von anständigen, wohlgekleideten und unterrichteten Leuten über tausend nichtswürdige Gegenstände, nur nicht über die Malerei reden hörte, ob er gleich geglaubt hatte, daß sie jedem Menschen am Herzen liegen müsse, und daß man auf ihn, als einen vertrauten Freund Albrecht Dürers, besonders aufmerksam sein würde.

Man setzte sich zu Tische, er saß fast unten. Durch den Wein belebt, ward das Gespräch der Gesellschaft bald munterer, die Frauen erzählten von ihrem Putze, die Männer von ihren mannigfaltigen Geschäften, der Hausherr ließ sich weitläuftig darüber aus, wie sehr er nun nach und nach seine Fabrik verbessert habe und wie der Gewinn also um so einträglicher sei. Was den guten Franz besonders ängstigte, war, daß von allen abwesenden reichen Leuten mit einer vorzüglichen Ehrfurcht gesprochen wurde; er fühlte, wie hier das Geld das Einzige sei, was man achte und schätze; er konnte fast kein Wort mitsprechen. Auch die jungen Frauenzimmer waren ihm zuwider, da sie nicht so züchtig und still waren, wie er sie sich vorgestellt hatte, alle setzten ihn in Verlegenheit, er fühlte seine Armut, seinen Mangel an Umgang zum erstenmal in seinem Leben auf eine bittere Art. In der Angst trank er vielen Wein und ward dadurch und von den sich durchkreuzenden Gesprächen ungemein erhitzt. Er hörte endlich kaum mehr darauf hin, was gesprochen ward, die groteskesten Figuren beschäftigten seine Phantasie, und als die Tafel aufgehoben ward, stand er mechanisch mit auf, fast ohne es zu wissen.

Die Gesellschaft verfügte sich nun in einen angenehmen Garten, und Franz setzte sich etwas abseits auf eine Rasenbank nieder, es war ihm, als wenn die Gesträuche und Bäume umher ihn über die Menschen trösteten, die ihm so zuwider waren. Seine Brust ward freier, er wiederholte in Gedanken einige Lieder, die er in seiner Jugend gelernt hatte und die ihm seit lange nicht eingefallen waren. Der Hausherr kam auf ihn zu, er stand auf und sie gingen sprechend in einem schattigen Gange auf und ab.

„Ihr seid jetzt auf der Reise?" fragte ihn Zeuner.

„Ja," antwortete Franz, „vorjetzt will ich nach Flandern und dann nach Italien."

„Wie seid Ihr grade auf die Malerkunst geraten?"

„Das kann ich Euch selber nicht sagen, ich war plötzlich dabei, ohne zu wissen wie es kam; einen Trieb, etwas zu bilden, fühlte ich immer in mir."

„Ich meine es gut mit Euch," sagte Zeuner, „Ihr seid jung und darum laßt Euch von mir raten. In meiner Jugend gab ich mich auch wohl zuweilen mit Zeichnen ab, als ich aber älter wurde, sah ich ein, daß mich das zu nichts führen könne. Ich legte mich daher eifrig auf ernsthafte Geschäfte und widmete ihnen alle meine Zeit, und seht dadurch bin ich nun auch das geworden, was ich bin. Eine große Fabrik und viele Arbeiter stehn unter mir, zu deren Aufsicht, sowie zum Führen meiner Rechnungen ich immer treue Leute brauche. Wenn Ihr wollt, so könnt Ihr mit einem sehr guten Gehalte bei mir eintreten, weil mir grade mein erster Aufseher gestorben ist. Ihr habt ein sichres Brot und ein gutes Auskommen, Ihr könnt Euch hier verheiraten und sogleich antreffen, was Ihr in einer ungewissen zukünftigen Ferne sucht. — Wollt Ihr also Eure Reise einstellen und bei mir bleiben?"

Franz antwortete nicht.

„Ihr mögt vielleicht viel Geschick zur Kunst haben," fuhr jener fort, „aber was habt Ihr mit alle dem gewonnen? Wenn Ihr ein großer Meister werdet, so führt Ihr doch immer ein kümmerliches und höchst armseliges Leben. Ihr habt ja das Beispiel an Eurem Lehrer. Wer erkennt ihn, wer belohnt ihn? Mit allem seinem Fleiße muß er sich doch von einem Tage zum andern hinübergrämen, er hat keine frohe Stunde, er kann sich nie recht ergötzen, niemand achtet ihn, da er ohne Vermögen ist, statt daß

er reich, angesehen und von Einfluß sein könnte, wenn er sich den bürgerlichen Geschäften gewidmet hätte."

„Ich kann Euren Vorschlag durchaus nicht annehmen," rief Franz aus.

„Und warum nicht? Ist denn nicht alles wahr, was ich Euch gesagt habe?"

„Und wenn es auch wahr ist," antwortete Franz, „so kann ich es doch so unmöglich glauben. Wenn Ihr das Zeichnen und Bilden sogleich habt unterlassen können, als Ihr es wolltet, so ist das gut für Euch, aber so habt Ihr auch unmöglich einen recht kräftigen Trieb dazu verspürt. Ich wüßte nicht, wie ich es anfinge, daß ich es unterließe, ich würde Eure Rechnungen und alles verderben, denn immer würden meine Gedanken darauf gerichtet bleiben, wie ich diese Stellung und jene Miene gut ausdrücken wollte, alle Eure Arbeiter würden mir nur ebenso viele Modelle sein, Ihr wärt ein schlechter Künstler geworden, sowie ich zu allen ernsthaften Geschäften verdorben bin, denn ich achte sie zu wenig, ich habe keine Ehrfurcht vor dem Reichtum, ich könnte mich nimmer zu diesem kunstlosen Leben bequemen. Und was Ihr mir von meinem Albrecht Dürer sagt, gereicht den Menschen, nicht aber ihm zum Vorwurf. Er ist arm, aber doch in seiner Armut glückseliger als Ihr. Oder haltet Ihr es denn für so gar nichts, daß er sich hinstellen darf und sagen: nun will ich einen Christuskopf malen! und das Haupt des Erlösers mit seinen göttlichen Mienen in kurzem wirklich vor Euch stehet und Euch ansieht und Euch zur Andacht und Ehrfurcht zwingt, selbst wenn Ihr gar nicht dazu aufgelegt seid? Seht, so ein Mann ist der verachtete Dürer."

Franz hatte nicht bemerkt, daß während seiner Rede sich das Gesicht seines Wirts zum Unwillen verzogen hatte; er nahm kurz Abschied und ging mit weinenden Augen nach seinem Wirtshause. Hier hatte er auf seinem Fenster das Bildnis Albrecht Dürers aufgestellt, und als er in die Stube trat, fiel er laut weinend und klagend davor nieder und schloß es in seine Arme, drückte es an die Brust und bedeckte es mit Küssen. „Ja, mein guter, lieber, ehrlicher Meister!" rief er aus, „nun lerne ich erst die Welt und ihre Gesinnungen kennen! Das ist das, was ich dir nicht glauben wollte, so oft du es mir auch sagtest. Ach wohl, wohl sind die Menschen undankbar gegen dich und deine Herrlichkeit und gegen die Freuden, die du ihnen zu genießen giebst. Freilich haben

Sorgen und stete Arbeit diese Furchen in deine Stirne gezogen, ach! ich kenne diese Falten ja nur zu gut. Welcher unglückselige Geist hat mir diese Liebe und Verehrung zu dir eingeblasen, daß ich wie ein lächerliches Wunder unter den übrigen Menschen herumstehen muß, daß ich auf ihr Reden nichts zu antworten weiß, daß sie meine Fragen nicht verstehen? Aber ich will dir und meinem Triebe getreu bleiben; was thut's, wenn ich arm und verachtet bin, was hindert's, wenn ich auch am Ende aus Mangel umkommen sollte! Du und Sebastian, ihr beide werdet mich wenigstens deshalb lieben!"

Er hatte noch einen Brief von Dürers Freund Pirkheimer an einen angesehenen Mann in der Stadt abzugeben. Er war unentschlossen, ob er ihn selber hintragen sollte. Endlich nahm er sich vor, ihn eilig abzugeben und noch an diesem Abend die Stadt, die ihm so sehr zuwider war, zu verlassen.

Man wies ihn auf seine Fragen nach einem abgelegenen kleinen Hause, in welchem die größte Ruhe und Stille herrschte. Ein Diener führte ihn in ein geschmackvolles Zimmer, in welchem ein ehrwürdiger alter Mann saß; es war derselbe, an den der Brief gerichtet war. „Ich freue mich," sagte der Greis, „wieder einmal Nachrichten von meinem lieben Freunde Pirkheimer zu erhalten; aber verzeiht, junger Mann, meine Augen sind zu schwach, daß Ihr so gut sein müßt, ihn mir vorzulesen."

Franz schlug den Brief auseinander und las unter Herzklopfen, wie Pirkheimer ihn als einen edlen und sehr hoffnungsvollen jungen Maler rühmte, und ihn den besten Schüler Albert Dürers nannte. Bei diesen Worten konnte er kaum seine Thränen zurückdrängen.

„So seid Ihr ein Schüler des großen Mannes, meines teuren Albrechts?" rief der Alte wie entzückt aus, „o so seid mir von Herzen willkommen!" Er umarmte mit diesen Worten den jungen Mann, der nun seine schmerzliche Freude nicht mehr mäßigen konnte, laut schluchzte und ihm alles erzählte.

Der Greis tröstete ihn, und beide setzten sich. „O wie oft," sagte der alte Mann, habe ich mich an den überaus köstlichen Werken dieses wahrhaft einzigen Mannes ergötzt, als meine Augen noch in ihrer Kraft waren! Wie oft hat nur er

11. Wilibald Pirkheimer (1470—1530), der berühmte Nürnberger Staatsmann und Humanist, Freund des Conrad Celtis und Albrecht Dürers.

mich über alles Unglück dieser Erde getröstet! O wenn ich ihn doch einmal wieder sehen könnte!"

Franz vergaß nun, daß er noch vor Sonnenuntergang hatte die Stadt verlassen wollen; er blieb gern, als ihn der Alte zum Abendessen bat. Bis spät in die Nacht mußte er ihm von Albrechts Werken, von ihm erzählen, dann von Pirkheimer und von seinen eigenen Entwürfen. Franz ergötzte sich an diesem Gespräch und konnte nicht müde werden, dies und jenes zu fragen und zu erzählen, er freute sich, daß der Greis die Kunst so schätzte, wie er von seinem Lehrer mit eben der Wärme sprach.

Sehr spät gingen sie auseinander, und Franz fühlte sich so getröstet und so glücklich, daß er noch lange in seinem Zimmer auf und abging, den Mann betrachtete, und an großen Gemälden in Gedanken arbeitete.

Fünftes Kapitel.

Wir treffen unsern jungen Freund wieder an vor einem Dorfe an der Tauber. Er hatte einen Umweg gemacht, um hier seine Eltern zu besuchen, denn er war als ein Knabe von zwölf Jahren zufälligerweise nach Nürnberg gekommen und auf sein inständiges Bitten bei Meister Albrecht in die Lehre gebracht, er hatte in Nürnberg einige weitläufige Verwandten, die ihn unterstützten. Jetzt hatte er von seinen Eltern, die Bauern waren, lange keine Nachrichten bekommen.

Es war noch am Morgen, als er in dem Wäldchen stand, das vor dem Dorfe lag. Hier war sein Spielplatz gewesen, hier war er oft in der stillen Einsamkeit des Abends voll Nachdenken gewandelt, wenn die Schatten immer dichter zusammenwuchsen und das Rot der sinkenden Sonne tief unten durch die Baumstämme äugelte und mit zuckenden Strahlen um ihn spielte. Hier hatte sich zuerst sein Trieb entzündet, und er betrat den Wald mit einer Empfindung wie man in einen heiligen Tempel tritt. Er hatte vor allen einen Lieblingsbaum gehabt, von dem er sich immer kaum hatte trennen können; diesen suchte er jetzt mit großer Emsigkeit auf. Es war eine dicke Eiche mit vielen weit ausgebreiteten Zweigen, die Kühlung und Schatten gaben. Er fand den Baum und den Rasen am Fuße desselben noch eben so weich und frisch, als ehemals. Wie vieler Gefühle aus

seiner Kindheit erinnerte er sich an dieser Stelle! wie er gewünscht hatte, oben in dem krausen Wipfel zu sitzen und von da ins weite Land hineinzuschauen, mit welcher Sehnsucht er den Vögeln nachgesehn hatte, die von Zweig zu Zweig sprangen und auf den dunkelgrünen Blättern scherzten, die nicht wie er nach einem Hause rückkehrten, sonden im ewig frohen Leben von glänzenden Stunden angeschienen, die frische Luft einatmeten und Gesang zurückgaben, die das Abend- und Morgenrot sahen, die keine Schule hatten und keinen strengen Lehrer. Ihm fiel alles ein, was er vormals gedacht hatte, alle kindischen Begriffe und Empfindungen gingen an ihm vorüber und reichten ihm die kleinen Hände und hießen ihn so herzlich willkommen, daß er heftig im Innersten erschrak, daß er nun wieder unter dem alten Baume stehe und wieder dasselbe denke und empfinde, er noch derselbe Mensch sei. Alle zwischenliegenden Jahre, und alles was sie an ihm vermocht hatten, fiel in einem Augenblicke von ihm ab und er stand wieder als Knabe da, die Zeit seiner Kindheit lag ihm so nah, so nah, daß er alles übrige nur für einen vorbeifliegenden Traum halten wollte. Ein Wind rauschte herüber und ging durch die großen Äste des Baums, und alle Gefühle, die fernsten und dunkelsten Erinnerungen wurden mit herübergeweht und wie Vorhänge fiel es immer mehr von Franzens Seele zurück und er sah nur sich und die liebe Vergangenheit. Alle frommen Empfindungen gegen seine Eltern, der Unterricht, den ihm seine ersten Bücher gaben, sein Spielzeug fiel ihm wieder bei und seine Zärtlichkeit gegen leblose Gestalten.

„Wer bin ich?“ sagte er zu sich selber und schaute langsam um sich her. „Was ist es, daß die Vergangenheit so lebendig in meinem Innern aufsteigt? Wie konnte ich alles, wie konnte ich meine Eltern so lange fast, wenn ich wahr sein soll, vergessen? Wie wäre es möglich, daß uns die Kunst gegen die besten und teuersten Gefühle verhärten könnte? Und doch kann es nur das sein, daß dieser Trieb mich zu sehr beschäftigte, sich mir vorbaute und die Aussicht des übrigen Lebens verdeckte.“

Er stand in Gedanken, und die Malerstube und Albrecht und seine Kopieen kamen ihm wieder in die Gedanken, er setzte seinen Freund Sebastian sich gegenüber und hörte schnell wieder durch, was sie nur je mit einander gesprochen hatten; dann sah er wieder um sich und die Natur selbst, der Himmel, der

rauschende Wald und sein Lieblingsbaum schienen Atem und Leben zu seinen Gemälden herzugeben, Vergangenheit und Zukunft bekräftigten seinen Trieb und alles was er gedacht und empfunden, war ihm nur deswegen wert, weil es ihn zur Kunstliebe geführt hatte. Er ging mit schnellen Schritten weiter und alle Bäume schienen ihm nachzurufen, aus jedem Busche traten Erscheinungen hervor und wollten ihn zurückhalten, er taumelte aus einer Erinnerung in die andere, er verlor sich in ein Labyrinth von seltsamen Empfindungen.

Er kam auf einen freien Platz im Walde, und plötzlich stand er still. Er wußte selbst nicht, warum er inne hielt und verweilte um darüber nachzudenken. Ihm war, als habe er sich hier auf etwas zu besinnen, das ihm so lieb, so unaussprechlich teuer gewesen sei; jede Blume im Grase nickte so freundlich, als wenn sie ihm auf seine Erinnerungen helfen wollte. „Es ist hier, gewißlich hier!" sagte er zu sich selber, und suchte emsig nach dem glänzenden Bilde, das wie von schwarzen Wolken in seiner innersten Seele zurückgehalten wurde. Mit einem Male brachen ihm die Thränen aus den Augen, er hörte vom Felde herüber eine einsame Schalmeie eines Schäfers, und nun wußte er alles. Als ein Knabe von sechs Jahren war er hier im Walde gegangen, auf diesem Platze hatte er Blumen gesucht, ein Wagen kam daher gefahren und hielt still, eine Frau stieg ab und hob ein Kind herunter, und beide gingen auf dem grünen Platze auf und ab und vor dem kleinen Franz vorüber. Das Kind, ein liebliches blondes Mädchen, kam zu Franz und bat um seine Blumen, er schenkte sie ihr alle, ohne selbst seine Lieblinge zurückzubehalten, indes ein alter Bedienter auf einem Waldhorne blies, und Töne hervorbrachte, die dem jungen Franz damals äußerst wunderbar in die Ohren klangen. So verging eine Zeit, und Franz hatte alles vergessen; dann fuhren die Fremden wieder fort, und er erwachte wie aus einem Entzücken zu sich und den gewöhnlichen Empfindungen, den gewöhnlichen Spielen, dem gewöhnlichen Leben von einem Tage zum andern hinüber. Dazwischen klangen immer die holden Waldhornstöne in seine Existenz hinein, und vor ihm stand wie der Mond das holde Angesicht des Kindes, dem er seine Blumen geschenkt hatte, nach denen er im Schlummer oft die Hände ausstreckte, weil ihn dünkte, er erhielte sie von dem Mädchen wieder. Alles Liebe

und Holde entlehnte er von ihrem Bilde, alles Schöne was er sah, trug er zu ihrer Gestalt hinüber; wenn er von Engeln hörte, glaubte er einen zu kennen, und sich von ihm gekannt, er war es überzeugt, daß die Feldblumen einst ein Erkennungszeichen zwischen ihnen beiden sein würden.

Als er so deutlich wieder an alles dieses dachte, als ihm einfiel, daß er es in so langer Zeit gänzlich vergessen hatte, setzte er sich ins grüne Gras nieder und weinte; er drückte sein heißes Gesicht an den Boden und küßte mit Zärtlichkeit die Blumen, die dort standen. Er hörte in der Trunkenheit wieder die Melodie eines Waldhorns, und konnte sich vor Wehmut, vor Schmerzen der Erinnerung und süßen ungewissen Hoffnungen nicht fassen. „Bin ich wahnsinnig, oder was ist es mit diesem thörichten Herzen?“ rief er aus. „Welche unsichtbare Hand fährt so zärtlich und grausam zugleich über alle Saiten in meinem Innern hinweg, und scheucht alle Träume und Wundergestalten, Seufzer und Thränen und verklungne Lieder aus ihrem fernen Hinterhalte hervor? O mein Geist, ich fühle es in mir, strebt nach etwas Überirdischem, das keinem Menschen gegönnt ist. Mit magnetischer Gewalt zieht der unsichtbare Himmel mein Herz an sich und bewegt alle Ahndungen durcheinander, die längst ausgeweinten Freuden, die unmöglichen Wonnen, die Hoffnungen, die keine Erfüllung zugeben. Und ich kann es keinem Menschen, keinem Bruder einmal klagen, wie mein Gemüt zugerichtet ist, denn keiner würde meine Worte verstehen. Daher aber gebricht mir die Kraft, die den übrigen Menschen verliehen ist, und die uns zum Leben notwendig bleibt, ich matte mich ab in mir selber und keiner hat dessen Gewinn, mein Mut verzehrt sich, ich wünsche was ich selbst nicht kenne. Wie Jakob seh ich im Traume die Himmelsleiter mit ihren Engeln, aber ich kann nicht selbst hinaufsteigen, um oben in das glänzende Paradies zu schauen, denn der Schlaf hat meine Glieder bezwungen, und was ich sehe und höre, ahnde und hoffe und lieben möchte, ist nur Traumgestalt in mir.“

Jetzt schlug die Glocke im Dorfe. Er stand auf und trocknete sich die Augen, indem er weiter ging, und nun schon die Hütte und die kleine Kirche durch das grüne Laub auf sich zuschimmern sah. Er ging an einem Garten vorbei, und über den Zaun herüber hing ein Zweig voll roter schöner Kirschen. Er konnte

es nicht unterlassen, einige abzubrechen und sie zu kosten, weil die Frucht dieses Baumes ihn in der Kindheit oft erfreuet hatte; es waren dieselben Zweige, die sich ihm auch jetzt freundlich entgegenstreckten, aber die Frucht schmeckte ihm nicht wie damals. In der Kindheit wird der Mensch von den blanken, glänzenden, und vielfarbigen Früchten und ihrem süßen lieblichen Geschmacke angelockt, das Leben lieb zu gewinnen, wie es die Schulmeister in den Schulen machen, die mit Süßigkeiten dem Kinde Lust zum Lernen beibringen wollen; nachher verliert sich im Menschen dieses frohe Vorgefühl des Lebens, er ist der Lockungen gewohnt und dagegen abgestumpft.

Franz ging über den Kirchhof und las die Kreuze im Vorbeigehn schnell, aber an keinem war der Name seines Vaters oder seiner Mutter angeschrieben, und er fühlte sich zuversichtlicher. Die Mauer des Turms kam ihm nicht so hoch vor, alles war ihm beengter, das Haus seiner Eltern kannte er kaum wieder. Er zitterte, als er die Thür anfaßte, und doch war es ihm schon wieder so gewöhnlich, diese Thür zu öffnen. In der Stube saß seine Mutter mit verbundenem Kopf und weinte; als sie ihn erkannte, weinte sie noch heftiger; der Vater lag im Bette und war krank. Er umarmte sie beide mit gepreßtem Herzen, er erzählte ihnen, sie ihm, sie sprachen durcheinander und fragten sich, und wußten doch nicht recht was sie reden sollten. Der Vater war matt und bleich. Franz hatte ihn sich ganz anders vorgestellt, und darum war er nun so gerührt und konnte sich gar nicht wieder zufrieden geben Der alte Mann sprach viel vom Sterben, von der Hoffnung der Seligkeit, er fragte den jungen Franz, ob er auch Gott noch so treu anhange, wie er ihm immer gelehrt habe. Franz drückte ihm die Hand und sagte: „Haben wir in diesem irdischen Leben etwas anders zu suchen, als die Ewigkeit? Ihr liegt nun da an der Grenze, Ihr werdet nun bald in Eurer Andacht nicht mehr gestört werden, und ich will mir gewiß auch alle Mühe geben, mich von den Eitelkeiten zu entfernen.“

„Liebster Sohn,“ sagte der Vater, „ich sehe, mein Lehren ist an dir nicht verloren gegangen. Wir müssen arbeiten, sinnen und denken, weil wir einmal in diesem Leben, in diesem Joch eingespannt sind, aber darum müssen wir doch nie das Höhere aus den Augen verlieren. Sei redlich in deinem Gewerbe, damit es

dich ernährt, aber laß nicht deine Nahrung, deine Bekleidung den letzten Gedanken deines Lebens sein; trachte auch nicht nach dem irdischen Ruhme, denn alles ist doch nur eitel, alles bleibt hinter uns, wenn der Tod uns fordert. Male, wenn es sein kann, die heiligen Geschichten recht oft, um auch in weltlichen Gemütern die Andacht zu erwecken."

Franz aß wenig zu Mittage, der Alte schien sich gegen Abend zu erholen. Die Mutter war nun schon daran gewöhnt, daß Franz wieder da sei; sie machte sich seinetwegen viel zu thun und vernachlässigte den Vater beinahe. Franz war unzufrieden mit sich, er hätte dem Kranken gern alle glühende Liebe eines guten Sohns gezeigt, auf seine letzten Stunden gern alles gehäuft, was ihn durch ein langes Leben hätte begleiten sollen, aber er fühlte sich so verworren und sein Herz so matt, daß er über sich selber erschrak. Er dachte an tausend Gegenstände, die ihn zerstreuten, vorzüglich ein Gemälde von Kranken, von trauernden Söhnen und wehklagenden Müttern, und darüber machte er sich dann die bittersten Vorwürfe.

Als sich die Sonne zum Untergang neigte, ging die Mutter hinaus, um aus ihrem kleinen Garten, der etwas entfernt war, Gemüse zu holen zur Abendmahlzeit. Der Alte ließ sich von seinem Sohn mit einem Sessel vor die Hausthür tragen, um sich von den roten Abendstrahlen bescheinen zu lassen.

Es stand ein Regenbogen am Himmel, und im Westen regnete der Abend in goldnen Strömen nieder. Schafe weideten gegenüber und Birken säuselten, der Vater schien stärker zu sein. „Nun sterb' ich gerne," rief er aus, „da ich dich doch noch vor meinem Tode gesehen habe."

Franz konnte nicht viel antworten, die Sonne sank tiefer und schien dem Alten feurig ins Gesicht, der sich wegwendete und seufzte: „Wie Gottes Auge blickt es mich noch zu guterletzt an und straft mich Lügen; ach! wenn doch erst alles vorüber wäre." Franz verstand diese Worte nicht, aber er glaubte zu bemerken, daß sein Vater von Gedanken beunruhigt würde. „Ach! wenn man so mit hinuntersinken könnte!" rief der Alte aus, „mit hinunter mit der lieben Gottessonne! O wie schön und herrlich ist die Erde, und jenseit muß es noch schöner sein; dafür ist uns Gottes Allmacht Bürge. Bleib immer fromm und gut, lieber Franz, und höre mir aufmerksam zu, was ich dir noch jetzt zu entdecken habe."

Franz trat ihm näher und der Alte sagte: „Du bist mein Sohn nicht, liebes Kind.“ — Indem kam die Mutter zurück; man konnte sie aus der Ferne hören, weil sie mit lauter Stimme ein geistliches Lied sang, und der Alte brach sehr schnell ab und sprach von gleichgiltigen Dingen. „Morgen,“ sagte er heimlich zu Franz, „morgen!“

Die Herden kamen vom Felde mit den Schnittern, alles war fröhlich, aber Franz war sehr in Gedanken versunken, er betrachtete die beiden Alten in einem ganz neuen Verhältnisse zu sich selber, er konnte kein Gespräch anfangen, die letzten Worte seines vermeintlichen Vaters schallten ihm noch immer in den Ohren, und er erwartete mit Ungeduld den Morgen.

Es ward finster, der Alte ward hineingetragen und legte sich nieder schlafen; Franz aß mit der Mutter. Plötzlich hörten sie nicht mehr den Atemzug des Vaters, sie eilten hinzu und er war verschieden. Sie sahen sich stumm an und nur Brigitte konnte weinen. „Ach! so ist er denn gestorben, ohne von mir Abschied zu nehmen?“ sagte sie seufzend, „ohne Priester- und Einsegnung ist er entschlafen! — Ach! wer auf der weiten Erde wird nun noch mit mir sprechen, da sein Mund stumm geworden ist? Wem soll ich mein Leid klagen, wer wird mir sagen, wenn die Bäume blühen, und wenn wir die Früchte abnehmen? — Ach! der gute alte Vater, nun ist es also vorbei mit unserm Umgang, mit unsern Abendgesprächen, und ich kann gar nichts dazu thun, sondern ich muß mich nur so eben darin finden. Unser aller Ende sei ebenso sanft!“

Die Thränen machten sie stumm und Franz tröstete sie. Er sah in Gedanken betende Einsiedler, die verehrungswürdigen Märtyrer, und alle Leiden der armen Menschheit gingen in mannigfaltigen Bildern seinem Geiste vorüber.

Sechstes Kapitel.

Die Leiche des Alten lag in der Kammer auf Stroh ausgebreitet und Franz stand sinnend vor der Thür. Die Nachbarn traten herzu und trösteten ihn; Brigitte weinte von neuem, so oft darüber gesprochen wurde, sein Herz war zu, seine Augen waren wie vertrocknet, tausend neue Bilder zogen durch seine Sinne, er

konnte sich selber nicht verstehn, er hätte gern mit jemand sprechen mögen, er wünschte Sebastian herbei, um ihm alles klagen zu können.

Am dritten Tage war das Begräbnis, und Brigitte weinte und klagte laut am Grabe, als sie nun den mit Erde zudeckten, den sie seit zwanzig Jahren so genau gekannt hatte, den sie fast einzig liebte. Sie wünschte auch bald zu sterben, um wieder in seiner Gesellschaft zu sein, um mit ihm die Gespräche fortzusetzen, die sie hier hatte abbrechen müssen. Franz schweifte indes im Felde umher und betrachtete die Bäume, die sich in einem benachbarten Teiche spiegelten. Er hatte noch nie eine Landschaft mit diesem Vergnügen beschaut, es war ihm noch nie vergönnt gewesen, die mannigfaltigen Farben mit ihren Schattierungen, das Süße der Ruhe, die Wirkung des Baumschlages in der Natur zu entdecken, wie er es jetzt im klaren Wasser gewahr ward. Über alles ergötzte ihn aber die wunderbare Perspektive, die sich bildete, und der Himmel dazwischen mit seinen Wolkenbildern, das zarte Blau, das zwischen den krausen Figuren und dem zitternden Laube schwamm. Franz zog seine Schreibtafel hervor und wollte die Landschaft anfangen zu zeichnen; aber schon die wirkliche Natur erschien ihm trocken gegen die Abbildung im Wasser, noch weniger aber wollten ihm die Striche auf dem Papier genügen, die durchaus nicht nachbildeten, was er vor sich sah. Er war bisher noch nie darauf gekommen eine Landschaft zu zeichnen, er hatte sie immer nur als eine notwendige Zugabe zu manchen historischen Bildern angesehn, aber noch nie empfunden, daß die leblose Natur etwas für sich Ganzes und Vollendetes ausmachen könne, und so der Darstellung würdig sei. Unbefriedigt ging er nach der Hütte seines Pflegevaters zurück.

Seine Mutter kam ihm entgegen, die sich in der ungewohnten Einsamkeit nicht zu lassen wußte. Sie setzten sich beide auf eine Bank, die vor dem Hause stand, und unterredeten sich von mancherlei Dingen. Franz ward durch jeden Gegenstand, den er sah, durch jedes Wort, das er hörte, niedergeschlagen, die weidenden Herden, die ziehenden Töne des Windes durch die Bäume, das frische Gras und die sanften Hügel weckten keine Poesie in seiner Seele auf. Er hatte Vater und Mutter verloren, seine Freunde verlassen, er kam sich so verwaist und verachtet vor, besonders hier auf dem Lande, wo er mit niemand über die Kunst sprechen konnte, daß ihn fast aller Mut zum Leben verließ. Seine Mutter

nahm seine Hand und sagte: „Lieber Sohn, du willst jetzt in die weite Welt hineingehen, wenn ich dir raten soll, so thu es nicht, denn es bringt dir doch keinen Gewinn. Die Fremde thut keinem Menschen gut, wo er zu Hause gehört, da blüht auch seine Wohlfahrt; fremde Menschen werden es nie ehrlich mit dir meinen, das Vaterland ist gut, und warum willst du so weit weg und Deutschland verlassen, und was soll ich indessen anfangen? Dein Malen ist auch ein unsicheres Brot, wie du mir schon selber gesagt hast, du wirst darüber alt und grau; deine Jugend vergeht und mußt noch obenein wie ein Flüchtling aus deinem Lande wandern. Bleib hier bei mir, mein Sohn, sieh, die Felder sind alle im besten Zustande, die Gärten sind gut eingerichtet, wenn du dich des Hauswesens und des Ackerbaues annehmen willst, so ist uns beiden geholfen und du führst doch ein sicheres und ruhiges Leben, du weißt doch dann, wo du deinen Unterhalt hernimmst. Du kannst hier heiraten, es findet sich wohl eine Gelegenheit; du lernst dich bald ein und die Arbeit des Vaters wird dann von dir fortgesetzt. Was sagst zu dem allen, mein Sohn?"

Franz schwieg eine Weile still, nicht weil er den Vorschlag bei sich überlegte, sondern weil an diesem Tage alle Vorstellungen so schwer in seine Seele fielen, daß sie lange hafteten. Ihm lag Herr Zeuner von neuem in den Gedanken, er sah die ganze Gesellschaft noch einmal und fühlte alle Beängstigungen wieder, die er dort erlitten hatte. „Es kann nicht sein, liebe Mutter," sagte er endlich. „Seht, ich habe so lange auf die Gelegenheit zum Reisen gewartet, jetzt ist sie gekommen und ich kann sie nicht wieder aus den Händen gehen lassen. Ich habe mir ängstlich und sorgsam all' mein Geld, dessen ich habhaft werden konnte, dazu gesammelt, was würde Dürer sagen, wenn ich jetzt alles aufgäbe?"

Die Mutter wurde über diese Antwort sehr betrübt, sie sagte sehr weichherzig: „Was aber suchst du in der Welt, lieber Sohn? Was kann dich so heftig antreiben, ein ungewisses Glück zu erproben? Ist denn der Feldbau nicht auch etwas Schönes, und immer in Gottes freier Welt zu hantieren und stark und gesund zu sein? Mir zuliebe könntest du auch etwas thun, und wenn du noch so glücklich bist, kömmst du doch nicht weiter, als daß du dich satt essen kannst und eine Frau ernährst und Kinder groß ziehest, die dich lieben und ehren. Alles dies zeitliche Wesen kannst du nun hier schon haben, hier hast du es gewiß, und deine

Zukunft ist noch ungewiß. Ach, lieber Franz, und es ist denn doch auch eine herzliche Freude das Brot zu essen, das man selber gezogen hat, seinen eignen Wein zu trinken, mit den Pferden und Kühen im Hause bekannt zu sein, in der Woche zu arbeiten und des Sonntags zu rasten. Aber dein Sinn steht dir nach der Ferne, du liebst deine Eltern nicht, du gehst in dein Unglück und verlierst gewiß deine Zeit, vielleicht noch deine Gesundheit."

„Es ist nicht das, liebe Mutter," rief Franz aus, „und Ihr werdet mich auch gar nicht verstehn, wenn ich es Euch sage. Es ist mir gar nicht darum zu thun, Leinwand zu nehmen und die Farben mit mehr oder minder Geschicklichkeit aufzutragen, um damit meinen täglichen Unterhalt zu erwerben, denn seht, in manchen Stunden kömmt es mir sogar sündhaft vor, wenn ich es so beginnen wollte. Ich denke an meinen Erwerb niemals, wenn ich an die Kunst denke, ja, ich kann mich selber hassen, wenn ich zuweilen darauf verfalle. Ihr seid so gut, Ihr seid so zärtlich gegen mich, aber noch weit mehr als Ihr mich liebt, liebe ich meine Hantierung. Nun ist es mir vergönnt, alle die Meister wirklich zu sehn, die ich bisher nur in der Ferne verehrt habe; von vielen habe ich nur die Namen gehört. Wenn ich dies erleben kann und beständig neue Bilder sehn, und lernen, und die Meister hören; wenn ich durch ungekannte Gegenden mit frischem Herzen streifen kann, so mag ich keines ruhigen Lebens genießen. Tausend Stimmen rufen mir herzstärkend aus der Ferne zu, die ziehenden Vögel, die über meinem Haupte wegfliegen, scheinen mir Boten aus der Ferne, alle Wolken erinnern mich an meine Reise, jeder Gedanke, jeder Pulsschlag treibt mich vorwärts, wie könnt' ich da wohl in meinen jungen Jahren ruhig hier sitzen und den Wachstum des Getreides abwarten, die Einzäunung des Gartens besorgen und Rüben pflanzen! Nein, laßt mir meinen Sinn, ich bitte Euch darum und redet mir nicht weiter zu, denn Ihr quält mich nur damit."

„Nun so magst du es haben," sagte Brigitte in halbem Unwillen, „aber ich weiß, daß es dich noch einmal gereuet, daß du dich wieder hierher wünschest, und dann ist's zu spät, daß du dann das hoch und teuer schätzest, was du jetzt schmähest und verachtest."

„Ich habe Euch etwas zu fragen, liebe Mutter," fuhr Franz fort. „Der Vater ist gestorben, ohne mir Rechenschaft davon zu

geben; er sagte mir, ich sei sein Sohn nicht, und brach dann ab. Was wißt Ihr von meiner Herkunft?"

„Nichts weiter, lieber Franz," sagte die Mutter, „und dein Vater hat mir darüber nie etwas anvertraut. Als ich ihn kennen lernte und heiratete, warst du schon bei ihm und damals zwei Jahr alt; er sagte mir, daß du sein einziges Kind von seiner verstorbenen Frau seist. Ich verwundre mich, warum der Mann nun zu dir anders gesprochen hat."

Franz blieb also über seine Herkunft immer noch in Ungewißheit; diese Gedanken beschäftigten ihn sehr und er wurde in manchen Stunden darüber verdrießlich und traurig. Das Erntefest war indes herangekommen und alle Leute im Dorfe waren sehr fröhlich; jedermann war nur darauf bedacht sich zu vergnügen; die Kinder hüpften umher und konnten den Tag nicht erwarten. Franz hatte sich vorgenommen, diesen Tag in der Einsamkeit zuzubringen, sich nur mit seinen Gedanken zu beschäftigen und sich nicht um die Fröhlichkeit der übrigen Menschen zu bekümmern. Er war in der Woche, die er hier bei seinem Pflegevater zubrachte, überhaupt ganz in sich versunken, nichts konnte ihm rechte Freude machen, denn ihm war hier ganz anders und alles ereignete sich so ganz anders, als er es vorher vermutet hatte. Am Tage vor dem Erntefest erhielt er einen Brief von seinem Sebastian, denn es war vorher ausgemacht, daß er ihm schreiben sollte, während er hier auf dem Dorfe sei. Wie wenn nach langen Winternächten und trüben Tagen der erste Frühlingstag über die starre Erde geht, so erheiterte sich Franzens Gemüt, als er diesen Brief in der Hand hielt; es war, als wenn ihn plötzlich sein Freund Sebastian selber anrühre und ihm in die Arme fliege; er hatte seinen Mut wieder, er fühlte sich nicht mehr so verlassen, er erbrach das Siegel.

Wie erstaunte und freute er sich zu gleicher Zeit, als er drinnen noch ein andres Schreiben von seinem Albrecht Dürer fand, welches er nie erwartet hatte. Er war ungewiß, welchen Brief er zuerst lesen sollte; doch schlug er Sebastians Brief auseinander, welcher folgendermaßen lautete:

„Liebster Franz.

Wir gedenken Deiner in allen unsern Gesprächen, und so kurze Zeit Du auch entfernt bist, so dünkt es mich doch schon

recht lange. Ich kann mich immer noch in dem Hause ohne Dich nicht schicken und fügen, alles ist mir zu leer und doch zu enge, ich kann nicht sagen ob sich das wieder ändern wird. Als ich von Dir an jenem schönen und traurigen Morgen durch die Kornfelder zurückging, als ich alle die Stellen wieder betrat, wo ich mit Dir gegangen war, und der Stadt mich nun immer mehr näherte; o Franz! ich kann es Dir nicht sagen, was da mein Herz empfand. Es war mir alles im Leben taub und ohne Reiz und ich hätte vorher niemals geglaubt, daß ich Dich so lieb haben könnte. Wie wollte ich jetzt mit den Stunden geizen, die ich sonst unbesehn und ungenossen verschwendete, wenn ich nur mit Dir wieder zusammen sein könnte! Alles was ich in die Hände nehme erinnert mich an Dich, und meine Palette, mein Pinsel, alles macht mich wehmütig, ohne daß ich begreifen kann, wie es zugeht. Als ich in die Stadt wieder hineinkam, als ich die gewohnten Treppen unsers Hauses hinaufstieg und da wieder alles liegen und stehn sah, wie ich es am frühen Morgen verlassen hatte, konnt' ich mich der Thränen nicht enthalten, ob ich gleich sonst nie so weich gewesen bin. Halte mich nicht für härter oder vernünftiger, lieber Franz, wie Du es nennen magst, denn ich bin es nicht, wenn es sich bei mir auch anders äußert als bei Dir. Ich war den ganzen Tag verdrießlich, ich maulte mit jedermann; was ich that war mir nicht recht, ich wünschte Staffelei und das Porträt, das ich vor mir hatte, weit von mir weg, denn mir gelang kein Zug und ich spürte auch nicht die mindeste Lust zum Malen. Meister Dürer war selbst an diesem Tage betrübter als gewöhnlich, alles war im Hause still, und wir fühlten es, daß mit Deiner Abreise eine andre Epoche unsers Lebens anfing.

Dein Schmied hat uns besucht; es ist ein lieber Bursche, wir haben viel über ihn gelacht, uns aber auch recht an ihm gefreut. Unermüdet hat er uns einen ganzen Tag lang zugesehn, und wunderte sich immer darüber, daß das Malen so langsam von der Stelle ginge. Er setzte sich nachher selber nieder und zeichnete ein paar Verzierungen nach, die ihm ziemlich gut gerieten, es gereut ihn jetzt, daß er das Schmiedehandwerk erlernt und sich nicht lieber so wie wir auf die Malerei gelegt hat. Meister Dürer meint, daß viel aus ihm werden könnte, wenn er noch anfinge;

22. maulen, ein Maul machen, verdrießlich sein, schmollen. — 31. gefreut: später setzte Tieck das richtigere erfreut.

und er selber ist halb und halb dazu entschlossen. Er hat Nürnberg schon wieder verlassen; von Dir hat er viel gesprochen und Dich recht gelobt.

Daß Du Dich von Deinen Empfindungen so regieren und zernichten lässest, thut mir sehr weh. Deine Überspannungen rauben Dir Kräfte und Entschluß und wenn ich es Dir sagen darf, suchst Du sie etwas. Doch mußt Du darüber nicht zornig werden, jeder Mensch ist einmal anders eingerichtet als der andere. Aber strebe danach, etwas härter zu sein, und Du wirst ein viel ruhigeres Leben führen, wenigstens ein Leben, in welchem Du weit mehr arbeiten kannst als in dem Strom dieser wechselnden Empfindungen, die Dich notwendig stören und von allem abhalten müssen.

Lebe recht wohl und schreibe mir ja fleißig, damit wir uns einander nicht fremde werden, wie es sonst gar zu leicht geschieht. Teile mir alles mit, was du denkst und fühlst, und sei überzeugt, daß in mir beständig ein mitempfindendes Herz schlägt, das jeden Ton des Deinigen beantwortet.

Ach! wie lange wird es währen, bis wir uns wiedersehn! Wie traurig wird mir jedesmal die Stunde vorkommen, in welcher ich mit Lebhaftigkeit an Dich denke und die schreckliche leere Nichtigkeit der Trennung so recht im Innersten fühle. Es ist um unser Leben eine dürftige Sache, so wenig Glanz und so viele Schatten, so viele Erdfarben, die durchaus keinen Firnis vertragen wollen. Adieu. Gott sei mit Dir.“

Der Brief des wackern Albrecht Dürer lautete also:

„Mein lieber Schüler und Freund!

Es hat Gott gefallen, daß wir nun nicht mehr nebeneinander leben sollen, ob mich gleich kein Zwischenraum gänzlich von Dir wird trennen können. So wie die Abwechselungen des Lebens gehen, so ist es nun unter uns dahin gekommen, daß wir nur an einander denken, an einander schreiben können. Ich habe Dir alle meine Liebe, alle meine herzlichsten Wünsche mit auf den Weg gegeben und der allmächtige Gott leite jeden Deiner Schritte. Bleib ihm und der Redlichkeit treu und Du wirst mit Freuden dieses Leben überstehn können, in dem uns mancherlei Leiden suchen irre zu machen. Es freut mich, daß Du der Kunst so fleißig gedenkst und zwar Vertrauen, aber kein übermütiges zu Dir selber hast. Das Zagen, das Dich oft überfällt, kömmt einem in der

Jugend oft und ist viel eher ein gutes als ein schlimmes Zeichen. Es ist immer etwas Wunderbares darinnen, daß wir Maler nicht so recht unter die übrigen Menschen hineingehören, daß unser Treiben und unsre Geschäftigkeit die Welthändel und ihre Ereignisse so um gar nichts aus der Stelle rückt, wie es doch bei den übrigen Handwerkern der Fall ist; das befällt uns sehr oft in der Einsamkeit oder unter kunstlosen Menschen und dann möchte uns schier aller Mut verlassen. Ein einziges gutes Wort, das wir plötzlich hören, ist aber auch wieder imstande, alle schaffende und wirkende Kraft in uns zurückzuliefern und Gottes Segen obendrein, so daß wir dann mit Großherzigkeit wieder an unsre Arbeit gehen mögen. Ach Lieber! die ganze menschliche Geschäftigkeit läuft im Grunde so auf gar nichts hinaus, daß wir nicht einmal sagen können: dieser Mensch ist unnütz, jener aber nützlich. Es ist die Erde zum Glück so eingerichtet, daß wir alle darauf Platz finden mögen; groß und klein, vornehm und geringe. Mir ist es in meinen jüngern Jahren oft ebenso wie Dir ergangen, aber die guten Stunden kommen doch immer wieder zurück. Wärst Du ohne Anlage und Talent, so würdest Du diese Leere in Deinem Herzen niemals empfinden.

Mein Weib läßt Dich grüßen. Bleib nur immer der Wahrheit treu, das ist die Hauptsache. Deine fromme Empfindung, so schön sie ist, kann Dich zu weit leiten, wenn Du Dich nicht von der Vernunft regieren läßt. Nicht eigentlich zu weit; denn man kann gewiß und wahrlich nicht zu fromm und andächtig sein, sondern ich meine nur, Du dürftest endlich etwas Falsches in Dein Herz aufnehmen, das Dich selber hinterginge, und so unvermerkt ein Mangel an wahrer Frömmigkeit entstehn. Doch sage ich dieses gar nicht, um Dich zu tadeln, sondern es geschieht nur, weil ich an manchen sonst guten Menschen dergleichen bemerkt habe, wenn sie an Gott und die Unsterblichkeit mit zu großer Rührung und nicht mit froher Erhebung der Seele gedacht haben, mit weichherziger Zerknirschung und nicht mit erhabener Mutigkeit, so sind sie am Ende in einen Zustand der Weichlichkeit verfallen, in dem sie die tröstende wahre Andacht verlassen hat und sie sich und ihrem Kleinsinn überlassen blieben. Doch wie ich sage, es gilt nicht Dich, denn Du bist zu gut, zu herzlich, als daß Du je darin

36 f. Es gilt nicht Dich: auch hier schrieb Tieck später es galt nicht Dir; auch W. Schlegel gebraucht „gelten“ mit dem bloßen acc. der Person.

verfallen könntest, und weil Du große Gedanken hegst und mit warmer brünstiger Seele die Bibel liesest und die heiligen Geschichten, so wirst Du auch gewißlich ein guter Maler werden und ich werde noch einst stolz auf Dich sein.

Suche recht viel zu sehen und betrachte alle Kunstsachen genau und wohl, dadurch wirst Du Dich endlich gewöhnen mit Sicherheit selbst zu arbeiten und zu erfinden, wenn Du an allen das Vortreffliche erkennst, und auch dasjenige, was einen Tadel zugeben dürfte. Dein Freund Sebastian ist ein ganz melancholischer Mensch geworden, seit Du von uns gereiset bist; ich denke, es soll sich wohl wieder geben, wenn erst einige Wochen verstrichen sind. Gehab Dich wohl und denke unsrer fleißig."

Durch Franzens Geist ergoß sich Heiterkeit und Stärke, er fühlte wieder seinen Mut und seine Kraft. Albrechts Stimme berührte ihn wie die Hand einer stärkenden Gottheit und er fühlte in allen Adern seinen Gehalt und sein künftiges arbeitreiches Leben. Wie wenn man oft alte längst vergessene Bücher wieder aufschlägt und in ihnen Belehrungen oder unerwarteten Trost im Leiden antrifft, so kamen vergangene Zeiten mit ihren Gedanken in Franzens Seele zurück, alte Entwürfe, die ihm von neuem gefielen. „Ja," sagte er, indem er die Briefe zusammenfaltete und sorgfältig in seine Schreibtafel legte, „es soll schon mit mir werden, weiß ich doch, daß mein Meister was von mir hält; warum will ich denn verzagen?"

Es war am folgenden Tage, an welchem das Erntefest gefeiert werden sollte. Franz hatte nun keinen Widerwillen mehr gegen das frohe aufgeregte Menschengetümmel, er suchte die Freude auf und war darum auch bei dem Feste zugegen. Er erinnerte sich einiger guten Kupferstiche von Albrecht Dürer, auf denen tanzende Bauern dargestellt waren und die ihm sonst überaus gefallen hatten; er suchte nun beim Klange der Flöten diese possierlichen Gestalten wieder und fand sie auch wirklich; er hatte hier Gelegenheit zu bemerken, welche Natur Albrecht auch in diese Zeichnungen zu legen gewußt hatte.

Der Tag des Festes war ein schöner warmer Tag, an dem alle Stürme und unangenehmen Winde von freundlichen Engeln zurückgehalten wurden. Die Töne der Flöten und Hörner gingen wie eine liebliche Schar ruhig und ungestört durch die sanfte Luft hin. Die Freude auf der Wiese war allgemein, hier sah

man tanzende Paare, dort scherzte und neckte sich ein junger Bauer mit seiner Liebsten, dort schwatzten die Alten und erinnerten sich ihrer Jugend. Die Gebüsche standen still und waren frisch grün und überaus anmutig, in der Ferne lagen krause Hügel mit Obstbäumen bekränzt. „Wie," sagte Franz zu sich, „sucht ihr Schüler und Meister immer nach Gemälden, und wißt niemals recht, wo ihr sie suchen müßt? Warum fällt es keinem ein, sich mit seiner Staffelei unter einen solchen unbefangenen Haufen niederzusetzen und uns auf einmal diese Natur ganz wie sie ist darzustellen. Keine abgerissenen Fragmente aus der alten Historie und Göttergeschichte, die so oft weder Schmerz noch Freude in uns erregen, keine kalten Figuren aus der Legende, die uns oft gar nicht ansprechen, weil der Maler die heiligen Männer nicht selber vor sich sah und er ohne Begeisterung arbeitete. Diese Gestalten wörtlich so und ohne Abänderung niedergeschrieben, damit wir lernen, welche Schöne, welche Erquickung in der einfachen Natürlichkeit verborgen liegt. Warum schweift ihr immer in der weiten Ferne und in einer staubbedeckten unkenntlichen Vorzeit herum, uns zu ergötzen? Ist die Erde, wie sie jetzt ist, keiner Darstellung mehr wert; und könnt ihr die Vorwelt malen, wenn ihr gleich noch so sehr wollt? Und wenn ihr größeren Geister nun auch hohe Ehrfurcht in unser Herz hineinbannt; wenn eure Stücke uns mit ernster feierlicher Stimme anreden; warum sollen nicht auch einmal die holden Strahlen einer weltlichen Freude aus einem Gemälde herausbrechen? Warum soll ich in einer freien herzlichen Stunde nicht auch einmal Bäuerlein und ihre Spiele und Ergötzungen lieben? Dort werden wir beim Anblick der Bilder älter und klüger, hier kindischer und fröhlicher."

So stritt Franz mit sich selber und unterhielt seinen Geist mit seiner Kunst, wenn er gleich nicht arbeitete. Es konnte ihm überhaupt nicht leicht etwas begegnen, wobei er nicht an Malereien gedacht hätte, denn das war so seine Art, seine Beschäftigung in allem, was er in der Natur oder unter Menschen sah und hörte, wiederzufinden. Alles gab ihm Antworten zurück, nirgends traf er eine Lücke, in der Einsamkeit sah ihm die Kunst zu und in der Gesellschaft saß sie neben ihm und er führte mit ihr stille Gespräche; darüber kam es denn aber auch, daß er so manches

8. unter einen Haufen niedersetzen: Tieck konstruiert setzen immer (auch später) auf die Frage: „wohin?" mit dem acc.

in der Welt gar nicht bemerkte, was weit einfältigern Gemütern ganz geläufig war, weshalb es auch geschah, daß ihn die beschränkten Leute leicht für unverständig oder albern hielten. Dafür bemerkte er aber manches, das jedem andern entging, und die Wahrheit und Feinheit seines Witzes setzte dann die Menschen oft in Erstaunen. So war Franz Sternbald um diese Zeit, ich weiß nicht ob ich sagen soll ein erwachsenes Kind oder ein kindischer Erwachsener. O wohl dir, daß dir das Auge noch verhüllt ist, über die Thorheit und Armseligkeit der Menschen, daß du dir und deiner Liebe dich selbst mit aller Unbefangenheit ergeben kannst! Seliges Leben, wenn der Mensch nur noch in sich lebt und die übrigen umher nicht in sein Inneres einzudringen vermögen und ihn so beherrschen. Es kommt bei den meisten eine Zeit, wo der Winter beständig in ihren Sommer hineinscheint, wo sie sich vergessen, um es den andern Menschen recht zu machen, wo sie ihrem Geiste keine Opfer mehr bringen, sondern ihr eigenes Herz als ein Opfer auf dem Altar der weltlichen Eitelkeit niederlegen. Darum bist du mir eben so lieb, mein Franz Sternbald, weil du darin so ganz anders bist; meine eigene Jugend kömmt in meine Seele zurück, indem ich deine Geschichte schreibe, und alles was ich litt, sowie alles was mich beseligte.

Als es Abend geworden war, und der rote Schimmer bebend an den Gebüschen hing, war seine Empfindung sanfter und schöner geworden. Er wiederholte den Brief Dürers in seinen Gedanken, und zeichnete sich dabei die schönen Abendwolken in seinem Gedächtnisse ab. Er hatte sich im Garten in eine Laube zu einem frischen Bauermädchen gesetzt, das schon seit lange viel und lebhaft mit ihm gesprochen hatte. Jetzt lag das Abendrot auf ihren Wangen, er sah sie an, sie ihn, und er hätte sie gern geküßt; so schön kam sie ihm vor. Sie fragte ihn, wenn er zu reisen gedächte; und es war das erstemal, daß er ungern von seiner Reise sprach. „Ist Italien weit von hier?“ fragte die unwissende Gertrud.

„O ja,“ sagte Franz: „manche Stadt, manches Dorf, mancher Berg liegt zwischen uns und Italien. Es wird noch lange währen, ehe ich dort bin.“

18 ff. Diese für den Stil des Romanes bezeichnende Stelle (Darum ... beseligte, der Originaldruck hat fehlerhaft indem ich keine Geschichte schreibe) hat Tieck später weggelassen. — 30. Das temporale wann und das conditionale wenn verwechselt Tieck (ebenso dann und denn) in der ersten Periode beständig; erst später hat er hierin Ordnung gemacht.

„Und Ihr müßt dahin?“ fragte Gertrud.

„Ich will, und muß,“ antwortete er; „ich denke dort viel zu lernen für meine Malerkunst. Manches alte Gebäude, manchen vortrefflichen Mann habe ich zu besuchen, manches zu thun und zu erfahren, ehe ich mich für einen Meister halten darf.“

„Aber Ihr kommt doch wieder?“

„Ich denke,“ sagte Franz, „aber es kann lange währen, und dann ist hier vielleicht alles anders, ich bin hier dann längst vergessen, meine Freunde und Verwandten sind vielleicht gestorben; die Burschen und Mädchen, die eben so fröhlich singen, sind denn alt und haben Kinder. Daß das Menschenleben so kurz ist, und daß in der Kürze dieses Lebens so viele und betrübte Verwandlungen mit uns vorgehn!“

Gertrud ward von ihren Eltern abgerufen und sie ging nach Hause; Franz blieb allein in der Laube. „Freilich,“ sagte er zu sich, „ist es etwas Schönes, ruhig nur sich zu leben, und recht früh das stille Land aufzusuchen, wo wir einheimisch sein wollen. Wem die Ruhe gegönnt ist, der thut wohl daran; mir ist es nicht so. Ich muß erst älter werden, denn jetzt weiß ich selber noch nicht, was ich will.“

Siebentes Kapitel.

Fast seit seiner Ankunft auf dem Dorfe hatte sich Franz eine Arbeit vorgenommen, es war nämlich nichts geringers, als daß er seinem Geburtsorte ein Gemälde von sich hinterlassen wollte. Der Gedanke der Verkündigung der Geburt Christi lag ihm noch im Sinn, und er bildete ihn weiter aus, und malte fleißig. Aber nun fehlte ihm diese Seelenruhe, die er damals in seinem Briefe geschildert hatte, alles hatte ihn betäubt, und die bildende Kraft erlag oft den Umständen. Er fühlte es lebhaft wieder, wie es ganz etwas anders sei, in einer glücklichen Minute ein kühnes und edles Kunstwerk zu entwerfen, und es nachher mit unermüdeter Emsigkeit, und dem nie ermattenden Reiz der Neuheit durchzuführen. Mitten in der Arbeit verzweifelte er oft an ihrer Vollendung, er wollte es schon unbeendigt stehen lassen, als ihm Dürers Brief zur rechten Zeit Kraft und Erquickung schenkte. Jetzt endigte er schneller als er erwartet hatte.

Wir wollen hier dem Leser dieses Bild Franzens ganz kurz beschreiben. Ein dunkles Abendrot lag auf den fernen Bergen, denn die Sonne war schon seit lange untergegangen, in dem bleichroten Scheine lagen alte und junge Hirten mit ihren Herden, dazwischen Frauen und Mädchen; die Kinder spielten mit Lämmern. In der Ferne gingen zwei Engel durch das hohe Korn und erleuchteten mit ihrem Glanze die Landschaft. Die Hirten sahen mit stiller Sehnsucht nach ihnen, die Kinder streckten die Hände nach den Engeln aus, das Angesicht des einen Mädchens stand in rosenrotem Schimmer, vom fernen Strahl der Himmlischen erleuchtet. Ein junger Hirt hatte sich umgewendet, und sah mit verschränkten Armen und tiefsinnigem Gesichte der untergegangenen Sonne nach, als wenn mit ihr die Freude der Welt, der Glanz des Tages, die anmutigen und erquickenden Strahlen verschwunden wären; ein alter Hirte faßte ihn beim Arm um ihn umzudrehen, ihm die Freudigkeit zu zeigen, die von Morgenwärts herschritt. Dadurch hatte Franz der untergegangenen Sonne gegenüber, gleichsam eine neuaufgehende darstellen wollen, der alte Hirte sollte den jungen beruhigen und zu ihm sagen: „Selig sind die nunmehr sterben, denn sie werden in dem Herrn sterben!" Einen solchen zarten und troſtreichen und frommen Sinn hatte Franz für den vernünftigen und fühlenden Beschauer in sein Gemälde zu bringen gesucht.

Er hatte es nun vollendet und stand lange nachdenkend und still vor seinem Werke. Er empfand eine wunderbare Beklemmung, die er an sich nicht gewohnt war, es ängstigte ihn, von dem teuren Werke, an dem er mehrere Wochen mit so vieler Liebe gearbeitet hatte, Abschied zu nehmen. Das glänzende Bild der ersten Begeisterung war während der Arbeit aus seiner Seele gänzlich hinweggelöscht, und er fühlte darüber eine trübe Leere in seinem Innern, die er mit keinem neuen Entwurfe, mit keinem Bilde wieder ausfüllen konnte. „Ist es nicht genug," sagte er zu sich selber, „daß wir von unsern lebenden Freunden scheiden müssen? müssen auch noch jene befreundeten Lichter in unsrer Seele Abschied von uns nehmen? So gleicht unser Lebenslauf einem Spiele, in dem wir unaufhörlich verlieren, wo wir halb verrückt stets etwas Neues einsetzen, das uns kostbar ist und niemals keinen

37. niemals keinen, die beiden Negationen wie öfter bei Goethe u. a. zur Verstärkung, nicht zur Aufhebung der Verneinung.

Gewinn dafür austauschen. Es ist wunderbar, daß unser Geist uns treibt, die innere Entzückung durch das Werk unsrer Hände zu offenbaren, und daß wir, wenn wir vollendet haben, in unserm Fleiß uns selber nicht wieder erkennen."

Das Malergeräte stand unordentlich um das Bild herum, die Sonne schien glänzend auf den frisch aufgetragenen Firnis, er hörte das taktmäßige Klappen der Dreschflegel in den Scheuren, in der Ferne das Vieh auf dem Anger brüllen, und die kleine Dorfglocke gab mit bescheidenen Schlägen die Zeit des Tages an; alle Thätigkeit, alle menschliche Arbeit kam ihm in diesen Augenblicken so seltsam vor, daß er lächelnd die Hütte verließ und wieder seinem geliebten Walde zueilte, um sich von der innern Verwirrung zu erholen.

Im Walde legte er sich ins Gras nieder und sah über sich in den weiten Himmel, er überblickte seinen Lebenslauf und schämte sich, daß er noch so wenig gethan habe. Er betrachtete jedes Werk eines Künstlers als ein Monument, das er den schönsten Stunden seiner Existenz gewidmet habe; um jedes wehen die himmlischen Geister, die dem bildenden Sinn die Entzückungen brachten, aus jeder Farbe, aus jedem Schatten sprechen sie hervor. „Ich bin nun schon zweiundzwanzig Jahr alt," rief er aus, „und noch ist von mir nichts geschehen, das der Rede würdig wäre; ich fühle nur den Trieb in mir und meine Mutlosigkeit; der frische thätige Geist meines Lehrers ist mir nicht verliehen, mein Beginnen ist zaghaft, und alle meine Bildungen werden die Spur dieses zagenden Geistes tragen."

Er kehrte zurück, als es Abend war, und las seiner Pflegemutter einige fromme Gesänge aus einem alten Buche vor, das er in seiner Kindheit sehr geliebt hatte. Die frommen Gedanken und Ahndungen redeten ihn wieder an wie damals, er betrachtete sinnend den runden Tisch mit allen seinen Furchen und Narben, die ihm so wohl bekannt waren, er fand die Figuren wieder, die er manchmal am Abend heimlich mit seinem Messer eingeritzt hatte, er lächelte über diese ersten Versuche seiner Zeichenkunst. „Mutter," sagte er zu der alten Brigitte, „am künftigen Sonntage wird nun mein Gemälde in unsrer Kirche aufgestellt, da müßt Ihr den Gottesdienst nicht versäumen." „Gewiß nicht, mein Sohn," antwortete die Alte, „das neue Bild wird mir zu einer sonderlichen Erbauung dienen; unser Altargemälde ist kaum mehr zu erkennen,

das erweckt keine Rührung, wenn man es ansieht. Aber sage mir, was wird am Ende aus solchen alten Bildern?“

„Sie vergehen, liebe Mutter,“ antwortete Franz seufzend, „wie alles übrige in der Welt. Es wird eine Zeit kommen, wo man keine Spur mehr von den jetzigen großen Meistern antrifft, wo die unerbittliche, unkünstliche Hand der Zeit alle Denkmale ausgelöscht hat.“

„Das ist aber schlimm,“ sagte Brigitte, „daß alle diese mühselige Arbeit so ganz vergeblich ist; so unterscheidet sich ja deine Kunst, wie du es nennst, von keinem andern Gewerbe auf der Erde. Der Mann, dessen Altarblatt nun abgenommen werden soll, hat sich auch gewiß recht gefreut, als seine Arbeit fertig war, er hat es auch gut damit gemeint; und doch ist das alles umsonst, denn nun wird das vergessen, und er hat vergeblich gearbeitet.“

„So geht es mit aller unsrer irdischen Thätigkeit,“ antwortete Franz, „nichts als unsre Seele ist für die Unsterblichkeit geschaffen, unsre Gedanken an Gott sind das Höchste in uns, denn sie lernen sich schon in diesem Leben für die Ewigkeit ein, und folgen uns nach. Sie sind das schönste Kunstwerk, das wir hervorbringen können, und sie sind unvergänglich.“

Am Sonntage ging Franz mit einigen Arbeitsleuten früh in die Kirche. Das alte Bild wurde losgemacht; Franz wischte den Staub davon ab und betrachtete es mit vieler Rührung. Es stellte die Kreuzigung vor, und manche Figuren waren ganz verloschen, es war eins von denen Gemälden, die noch ohne Öl gearbeitet waren, die Köpfe waren hart, die Gewänder steif, und Zettel mit Sprüchen gingen aus dem Munde der Personen heraus. Sternbald bemühte sich sehr, den Namen des Meisters zu entdecken, aber vergebens; er sorgte dann dafür, daß das Bild nicht weggeworfen wurde, sondern er verschloß es selbst in einen Schrank in der Kirche, damit auch künftig ein Kunstfreund dies alte Überbleibsel wiederfinden könne.

Jetzt war sein Gemälde befestigt, die Glocke fing zum erstenmale an durch das ruhige Dorf zu läuten, Bauern und Bäuerinnen waren in ihren Stuben und besorgten emsig ihren festlichen Anzug. Man hörte keinen Arbeiter, ein schöner heitrer Tag glänzte über die Dächer, die alten Weiden standen ruhig am kleinen See, denn kein Wind rührte sich. Franz ging auf der Wiese, die hinter dem Kirchhofe lag, auf und ab, er zog die ruhige heitre Luft in

sich, und stillentzückende Gedanken regierten seinen Geist. Wenn er nach dem Walde sah, empfand er eine seltsame Beklemmung; in manchen Augenblicken glaubte er, daß dieser Tag für ihn sehr merkwürdig sein würde; dann verflog es wie eine ungewisse Ahndung aus seiner Seele, die zuweilen nächtlich um den Menschen wandelt, und beim Schein des Morgens schnell entflieht. Es war jetzt nicht mehr sein Gemälde, das ihn beschäftigte, sondern etwas Fremdes, das er selbst nicht kannte.

So ist die Seele des Künstlers oft von wunderlichen Träumereien befangen, denn jeder Gegenstand der Natur, jede bewegte Blume, jede ziehende Wolke ist ihm eine Erinnerung oder ein Wink in die Zukunft. Heereszüge von Luftgestalten wandeln durch seinen Sinn hin und zurück, die bei den übrigen Menschen keinen Eingang antreffen; besonders ist der Geist des Dichters ein ewig bewegter Strom, dessen murmelnde Melodie in keinem Augenblicke schweigt, jeder Hauch rührt ihn an und läßt eine Spur zurück, jeder Lichtstrahl spiegelt sich ab, er bedarf der lästigen Materie am wenigsten und hängt am meisten von sich selber ab, er darf in Mondschimmer und Abendröte seine Bilder kleiden und aus unsichtbaren Harfen nie gehörte Töne locken, auf denen Engel und zarte Geister herniedergleiten und jeden Hörer als Bruder grüßen, ohne daß sich dieser oft aus dem himmlischen Gruße vernimmt und nach irdischen Geschäften greift, um nur wieder bei sich selber zu sein. In jenen beklemmten Zuständen des Künstlers liegt oft der Wink auf eine neue niebetretene Bahn, wenn er mit seinem Geiste dem Liede folgt, das aus ungekannter Ferne herübertönt. Oft ist jene Ängstlichkeit ein Vorgefühl der unendlichen Mannigfaltigkeit der Kunst, wenn der Künstler glaubt, Leiden, Unglück oder Freuden zu ahnden.

Jetzt hatte die Glocke zum letztenmale geläutet, die Kirche war schon angefüllt, Sternbalds Mutter hatte ihren gewöhnlichen Platz eingenommen. Franz stellte sich in die Mitte der kleinen Kirche und das Orgelspiel und der Gesang hub an; die Kirchthür Franzen gegenüber war offen, und das Gesäusel der Bäume tönte herein. Franz war in Andacht verloren, der Gesang zog wie mit Wogen durch die Kirche, die ernsten Töne der Orgel schwollen majestätisch herauf und sprachen wie ein melodischer Sturmwind auf die Hörer herab; aller Augen waren während des Gesanges nach dem neuen Bilde gerichtet. Franz sah auch hin und erstaunte

über die Schönheit und rührende Bedeutsamkeit seiner Figuren, sie waren nicht mehr die seinigen, sondern er empfand eine Ehrfurcht, einen andächtigen Schauer vor dem Gemälde. Es schien ihm, als wenn sich unter den Orgeltönen die Farbengebilde bewegten und sprächen und mitsängen, als wenn die fernen Engel näher kämen und jeden Zweifel, jede Bangigkeit mit ihren Strahlen aus dem Gemüte hinwegleuchteten, er empfand eine unaussprechliche Wonne in dem Gedanken ein Christ zu sein. Von dem Bilde glitt dann sein Blick nach dem grünen Kirchhofe vor der Thüre hin und es war ihm, als wenn Baum und Gesträuch außerhalb auch mit Frömmigkeit beteten und unter der umarmenden Andacht ruhten. Aus den Gräbern schienen leise Stimmen der Abgeschiedenen herauszusingen und mit Geisterstimme den ernsten Orgeltönen nachzueilen; die Bäume jenseit des Kirchhofs standen betrübt und einsam da und hoben ihre Zweige wie gefaltene Hände empor, und freundlich legten sich durch die Fenster die Sonnenstrahlen weit in die Kirche hinein. Die unförmlichen steinernen Bilder an der Mauer waren nicht mehr stumm, die fliegenden Kinder, mit denen die Orgel verzieret war, schienen in lieber Unschuld auf ihrer Leyer zu spielen und den Herrn, den Schöpfer der Welt zu loben.

Sternbalds Gemüt ward mit unaussprechlicher Seligkeit angefüllt, er empfand zum erstenmale den harmonischen Einklang aller seiner Kräfte und Gefühle, ihn ergriff und beschirmte der Geist, der die Welt regiert und in Ordnung hält, er gestand es sich deutlich, wie die Andacht der höchste und reinste Kunstgenuß sei, dessen unsre menschliche Seele nur in ihren schönsten und erhabensten Stunden fähig ist. Die ganze Welt, die mannigfaltigsten Begebenheiten, Unglück und Glück, das Niedre und Hohe, alles schien ihm in diesen Augenblicken zusammenzufließen und sich selbst nach einem kunstmäßigen Ebenmaße zu ordnen. Thränen flossen ihm aus den Augen, und er war mit sich, mit der Welt, mit allem zufrieden.

Schon in Nürnberg war es oft für Franz eine Erquickung gewesen, sich aus dem Getümmel des Markts und des verworrenen geräuschvollem Lebens in eine stille Kirche zu retten; da hatte er oft gestanden und die Pfeiler, das erhabne Chor betrachtet und das Gewühl vergessen, er hatte es immer empfunden, wie diese heilige Einsamkeit auf jedes Gemüt gut wirken müsse, aber noch nie hatte er diese reine erhabne Entzückung genossen.

Die Orgel schwieg und man vernahm aus der Ferne über

die Wiese her das Schnauben von Pferden und einen schnellrollenden Wagen. Franz hob seine Augen auf; in demselben Augenblick eilte das Fuhrwerk der Kirche vorüber, ein Rad fuhr ab, der Wagen fiel um, und ein alter Mann und ein junges Frauenzimmer stürzten herab. Franz eilte sogleich hinaus, das junge Mädchen hatte sich schon aufgerichtet und war unbeschädigt, der Mann schien vom Falle betäubt, erholte sich aber bald. Franz war erschrocken und sehr geschäftig die Fremden zu bedienen; der Fuhrmann richtete indessen den Wagen wieder ein. Die Fremde betrachtete unsern Freund sehr aufmerksam, er schien mehr erschrocken als sie, er bat sie, sich erst wieder zu erholen. Er wußte nicht was er sagen sollte; die blauen Augen des Mädchens begegneten ihm, und er errötete, der alte Mann war sehr still. Alles war wieder im Stande, und Franz ängstigte sich, daß sie nun wieder fortfahren würden; alle drei gingen unter den nahen Bäumen auf und ab, und aus der Kirche tönte ihnen der Gesang entgegen. Endlich stiegen die Fremden wieder ein; der junge Maler fühlte sein Herz heftig klopfen, das schöne Mädchen dankte ihm noch einmal, und nun flog der Wagen fort. Er sah ihnen nach so weit er konnte; schon wurde die Gestalt undeutlich und er konnte vom Fuhrwerke nichts mehr unterscheiden. Jetzt nahten sie sich einem fernen Gebüsche, der Wagen verschwand, er war wie betäubt.

Als er wieder zu sich erwachte, sah er im Grase, wo er gestanden hatte, eine kleine zierliche Brieftasche liegen. Er nahm sie schnell auf und entfernte sich damit; es war kein Zweifel, daß sie den Fremden gehören müsse. Es war unmöglich dem Wagen nachzueilen, er hatte auch nicht gefragt, wohin sie sich wenden wollten, er wußte den Namen der Reisenden nicht, und ob das Frauenzimmer die Tochter oder die Gattin des Mannes sei. Alles dies beunruhigte ihn erst jetzt, als er die Brieftasche in seinen Händen hielt. Er mußte sie behalten, und sie war ihm teuer, er wagte es nicht sie zu eröffnen, sondern eilte damit seinem geliebten Walde zu; hier setzte er sich auf dem Platze nieder, der ihm so teuer war, hier machte er sie mit zitternden Händen auf, und das erste, was ihm in die Augen fiel, war ein Gebinde wilder vertrockneter Blumen. Er blickte um sich her, er besann sich, ob es Traum sein könne, er konnte sich nicht zurückhalten, er küßte die Blumen und weinte heftig, innerlich ertönte der Gesang des Waldhorns, den er in der Kindheit gehört hatte.

„So bist du es gewesen, mein Genius, mein schützender Engel?“ rief er aus. „Du bist mir wieder vorübergegangen und ich kann mich nicht finden, ich kann mich nicht zufrieden geben. Auf diesem Platze hier sind diese Blumen gewachsen, schon vierzehn Sommer sind indessen über die Erde gegangen, und auf diesem Platze halte ich das teure Geschenk wieder in meinen Händen. O wann werd' ich dich wiedersehn? Kann es Zufall sein, daß du mir wieder begegnet bist?“

Es giebt Stunden, in denen das Leben des Menschen einen gewaltsamen schnellen Anlauf nimmt, wo die Blüten plötzlich aufbrechen und alles sich verändert in und um den Menschen. Dieser Tag war für Sternbald ein solcher; er konnte sich gar nicht wieder erholen, er wünschte nichts, und dürstete doch nach den wunderbarsten Begebenheiten, er sah über seine Zukunft wie über ein glänzendes Blumenfeld hin, und doch genügte ihm keine Freude, er war unzufrieden mit allem was da kommen konnte, und doch fühlte er sich so überselig.

Außerdem enthielt das Taschenbuch nichts, woraus er den Namen oder den Aufenthalt seiner Geliebten hätte erfahren können. Auf der einen Seite stand:

> „zu Antwerpen ein schönes Bild von Lukas von Leyden gesehn“.

und dicht darunter:

> „eben daselbst, ein unbeschreiblich schönes Kruzifix vom großen Albert Dürer“.

Er küßte das Blatt zu wiederholtenmalen, er konnte heut seine Empfindungen durchaus nicht bemeistern. Es war ihm zu seltsam und zu erfreulich, daß die Engelsgestalt, die er so fernab im Traum seiner Kindheit gesehn hatte, jetzt seinen Dürer verehrte, den er so genau kannte, dessen Schüler und Freund er war. Sein Schicksal schien ein wunderbares Konzert zu sein, er konnte nicht genug darüber sinnen, er konnte an diesem Tage vor Entzücken nicht müde werden.

Achtes Kapitel.

Franz hatte seinem Sebastian diese Begebenheiten geschrieben, die ihm so merkwürdig waren; es war nun die Zeit verflossen, die er seinem Aufenthalte in seinem Geburtsorte gewidmet hatte, und

19. Lukas von Leyden (1494—1533), aus der Schule des Cornelius Engelbrechtsen, einer der berühmtesten Kupferstecher, Holzschneider und Maler der niederländischen Schule.

er besuchte nun noch einmal die Plätze, die ihm in seiner Kindheit so bekannt geworden waren; dann nahm er Abschied von seiner Mutter.

Er war wieder auf dem Wege, und nach einiger Zeit schrieb er seinem Sebastian folgenden Brief:

„Liebster Bruder!

Manchmal frage ich mich selbst mit der größten Ungewißheit, was aus mir werden soll? bin ich nicht plötzlich ohne mein Zuthun in ein recht seltsames Labyrinth verwickelt? Meine Eltern sind mir genommen, und ich weiß nun nicht, wem ich angehöre, meine Freunde habe ich verlassen, jenen glänzenden Engel, den ich nicht zu meinen Freunden rechnen darf, habe ich nur wie ein vorbeifliegendes Schattenbild wahrgenommen. Warum treten mir diese Verwickelungen in den Weg, und warum darf ich nicht wie die übrigen Menschen einen ganz einfachen Lebenslauf fortsetzen? —

Ich glaube manchmal, und schäme mich dieses Gedankens, daß mir meine Kunst zu meinem Glücke nicht genügen dürfte, auch wenn ich endlich weiter und auf eine hohe Stufe gekommen sein sollte. Ich sage nur Dir dieses im Vertrauen, mein liebster Sebastian, denn jeder andre würde mir antworten: nun, warum legst Du nicht Palette und Pinsel weg, und suchst durch gewöhnliche Thätigkeit den Menschen nützlich zu werden und Dein Brod zu erwerben? Es kann sein, daß ich besser thäte, aber alle dergleichen Gedanken fallen mir jetzt sehr zur Last. Es ist etwas Trübseliges darin, daß das ganze große menschliche Leben mit allen seinen unendlich scheinenden Verwickelungen durch den allerarmseligsten Mechanismus umgetrieben wird; die kümmerliche Sorge für morgen setzt sie alle in Bewegung, und die meisten dünken sich noch was rechts zu sein, wenn sie dieser Beweggrund in recht heftige und ängstliche Thätigkeit setzt.

Ich weiß nicht, wie Du diese Äußerungen vielleicht ansehn wirst, ich fühle es selbst, wie notwendig der Fleiß der Menschen ist, eben so, wie man ihn mit Recht edel nennen kann. Aber wenn alle Menschen Künstler wären, oder Kunst verständen, wenn sie das reine Gemüt nicht beflecken und im Gewühl des Lebens abängstigen dürften, so wären doch gewiß alle um vieles glücklicher. Dann hätten sie die Freiheit und die Ruhe, die wahrhaftig die größte Seligkeit sind. Wie beglückt müßte sich dann der Künstler fühlen, der die reinsten Empfindungen dieser Geschöpfe darzustellen

unternähme! dann würde es erst möglich sein, das Erhabene zu wagen, dann würde jener falsche Enthusiasmus, der sich an Kleinigkeiten und Spielwerk schließt, erst eine Bahn finden, auf der er eine herrliche Erscheinung wandeln dürfte. Aber alle Menschen sind so abgetrieben, so von Mühseligkeiten, Neid, Eigennutz, Planen, Sorgen verfolgt, daß sie gar nicht das Herz haben, die Kunst und Poesie, den Himmel und die Natur als etwas Göttliches anzusehn. In ihre Brust kömmt selbst die Andacht nur mit Erdensorgen vermischt, und indem sie glauben klüger und besser zu werden, vertauschen sie nur eine Jämmerlichkeit mit der andern.

Du siehst, ich führe noch immer meine alten Klagen, und ich habe vielleicht sehr unrecht. Ich sehe vielleicht alles anders an, wenn ich älter werde, aber ich wünsche es nicht. Ach Sebastian, ich habe manchmal eine unaussprechliche Furcht vor mir selber, ich empfinde meine Beschränktheit, und doch kann ich es nicht wünschen, diese Gefühle zu verlieren, die so mit meiner Seele verwebt scheinen, die vielleicht mein eigentlichstes Selbst ausmachen. Wenn ich daran denke, daß ich mich ändern könnte, so ist mir eben so, als wenn Du sterben solltest. —

Wenn ich nur wenigstens mehr Stolz und Festigkeit hätte! denn ich muß doch vorwärts und kann nicht immer ein weichherziges Kind bleiben, wenn ich auch wollte. Ich glaube fast, daß der Geist am leichtesten untersinkt und verloren geht, der sich zu blöde und bescheiden betrachtet, man muß mit kaltem Vertrauen zum Altar der Göttin hinzutreten, und dreist eine von ihren Gaben fordern, sonst drängt sich der Unwürdige vor und trägt über den Bessern den Sieg davon. Ich möchte manchmal darüber lachen, daß ich alles in der Welt so ernsthaft betrachte, daß ich so viel sinne, wenn es doch nicht anders sein kann, und mit Schwingen der Seele das zu ereilen trachte, wonach andre nur die Hand ausstrecken. Denn wohin führt mich meine Liebe, meine Verehrung der Künstler und ihrer Werke? Viele große Meister haben sich vielleicht recht kaltblütig vor die Staffelei gesetzt, so wie auch gewöhnlich unser Albrecht arbeitet, und dann dem Werke seinen Lauf gelassen, überzeugt, daß es so werden müsse, wie es ihnen gut dünkt.

Meine Wanderung bringt oft wunderbare Stimmungen in mir hervor. Jetzt bin ich in einem Dorfe und sehe den Nebel auf den fernen Bergen liegen: matte Schimmer bewegen sich im Dunste, und Wald und Berg tritt oft plötzlich aus dem Schleier hervor. Ich sehe Wagen und Wandrer ihre Straße forteilen, und

ferne Türme und Städte sind das Ziel, wonach sie in mannigfaltiger Richtung streben. Ich befinde mich mit unter diesem Haufen, und die übrigen wissen nichts von mir, sie gehn mir vorüber und ich kenne sie nicht, jeder unsichtbare Geist wird von einem verschiedenen Interesse beherrscht, und jeder beneidet und bemitleidet aufs Geratewohl den andern. Ich denke mir nun alle die mannigfaltigen Wege durch Wälder, über Berge, an Strömen vorüber, wie jeder Reisende sich umsieht, und in des andern Heimat sich in der Fremde fühlt, wie jeder umherschaut und nach dem Bruder seiner Seele sucht, und so wenige ihn finden, und immer wieder durch Wälder und Städte, bergüber an Strömen vorbei weiter reisen und ihn immer nicht finden. Viele suchen schon gar nicht mehr, und diese sind die Unglücklichsten, denn sie haben die Kunst zu leben verlernt, da das Leben nur darin besteht, immer wieder zu hoffen, zu suchen, der Augenblick, wo wir dies aufgeben, sollte der Augenblick unsers Todes sein. So ist es auch vielleicht, und jene wahrhaft Elenden müssen dann an der Zeit hinsterben und wissen und empfinden nicht, woran sie das Leben verlieren.

Ich will daher immer suchen und erwarten, ich will meine Entzückung und Verehrung der Herrlichkeit in meinem Busen aufbewahren, weil dieser schöne Wahnsinn das schönste Leben ist. Der Vernünftige wird mich immer als einen Berauschten betrachten, und mancher wird mir vielleicht furchtsam oder auch verachtend aus dem Wege gehn. — Welche Gegend ihr Blick wohl jetzt durchwandert! Ich schaue nach Osten und Westen, um sie zu entdecken, und ängstige mich ab, daß sie vielleicht in meiner Nähe ist, und daß ich es nicht weiß. Nur einmal sehn, nur einmal sprechen möcht' ich sie noch, ich kann mein Verlangen darnach nicht mit Worten ausdrücken, und doch wüßt' ich nicht, was ich ihr sagen sollte, wenn ich sie plötzlich wiederfände. Ich kann es nicht sagen, was meine Empfindung ist, und ich weiß nicht, ob Du nicht vielleicht über Deinen Freund lächelst. Aber Du bist zu gut, als daß Du über mich spotten solltest, auch bin ich zu ehrlich gegen Dich.

Wenn ich an die reizenden Züge denke, an diese heilige Unschuld ihrer Augen, diese zarten Wangen, — wenigstens möcht' ich ein Gemälde, ein treues, einfaches der jetzigen Gestalt besitzen.

3 f. sie gehn mir vorüber und ich kenne sie nicht, vgl. den Monolog des Schillerschen Tell: „Jeder treibt sich an dem andern still und fremd vorüber und fraget nicht nach seinem Schmerz . . . sie alle ziehen ihres Weges fort an ihr Geschäft . . .“

Tod und Trennung sind es nicht allein, die wir zu bejammern haben; sollte man nicht jeden dieser süßen Züge, jede dieser sanften Linien beweinen, die die Zeit nach und nach vertilgt; der ungeschickte Künstler, der sein Bild verdirbt, das er erst so schön ausgearbeitet hatte. Ich sehe sie vielleicht nach vielen, vielen Jahren wieder, vielleicht auch nie. Es giebt ein Lied eines alten Minnesängers, ich weiß nicht, ob Du Dich dessen noch erinnerst.

Wohlauf und geh' in den vielgrünen Wald,
Da steht der rote frische Morgen,
Entlade dich der bangen Sorgen
Und sing' ein Lied, das fröhlich durch die Zweige schallt.
Es blitzt und funkelt Sonnenschein
Wohl in das grüne Gebüsch hinein
Und munter zwitschern die Vögelein.

Ach nein! ich geh' nimmer zum vielgrünen Wald,
Das Lied der süßen Nachtigall schallt,
Und Thränen
Und Sehnen
Bewegt mir die bange, die strebende Brust,
Im Walde, im Walde wohnt mir keine Lust.
Denn Sonnenschein
Und hüpfende Vögelein
Sind mir Marter und Pein.

Einst fand ich den Frühling im grünenden Thal,
Da blühten und dufteten Rosen zumal,
Durch Waldesgrüne
Erschiene
Im Eichenforst wild
Ein süßes Gebild.
Da blitzte Sonnenschein,
Es sangen Vögelein
Und riefen die Geliebte mein.

Sie ging mit Frühling Hand in Hand,
Die Weste küßten ihr Gewand
Zu Füßen
Die süßen

8 ff. Wie die folgenden Lieder aus alten Büchern u. dgl. ist auch dieses eine Dichtung Tiecks, der es ohne Zusatz in die Sammlung seiner Gedichte (Dresden 1821) II, 160 ff. aufgenommen hat.

Viol' und Primeln hingekniet,
Indem sie still vorüberzieht,
Da gingen ihr die Töne nach,
Da wurden alle Stimmen wach.

Mich traf ihr wundersüßer Blick;
Woher? wohin du goldnes Glück?
Die Schöne,
Die Töne,
Die rauschenden Bäume,
Wie goldne Träume!
Ist dies noch der Eichengrund?
Grüßt mich dieser süße Mund?
Bin ich tot, bin ich gesund?

Da schwanden mir die alten Sorgen
Und neue kehrten bei mir ein,
Ich traf die Maid an jedem Morgen,
Und schöner grünte stets der Hain.
Lieb' wie süße
Deine Küsse!
Glänzendschönste Zier
Wohne stets bei mir,
Im vielgrünen Walde hier.

Ich ging hinaus im Morgenlicht,
Da kam die süße Liebe nicht;
Vom Baum herab
Schrie laut ein Rab',
Da weint' und klagt' ich laut,
Doch nimmer kam die Braut,
Und Morgenschein
Und Vögelein,
Nur Angst und Pein.

Ich suchte sie auf und ab, bergwärts, thalwärts,
Ich sah manche fremde Ströme fließen,
Aber ach, mein liebend banges Herz
Nimmer fand's die Gegenwart der Süßen;
Einsam blieb der Wald,
Da kam der Winter kalt,
Vöglein,
Sonnenschein
Flohen aus dem Walde mein.

Ach schon viele Sommer stiegen nieder,
Oftmals kam der Zug der Vögel wieder,
Oft hat sich der Wald in Grün gekleid't,
Niemals kam zurück die süße Maid.
Zeit! Zeit!
Warum trägst du so grausamen Neid?

Ach! sie kommt vielleicht auf fremden Wegen
Ungekannter Weis' mir bald entgegen,
Aber Jugend ist von mir gewichen,
Ihre schönen Wangen sind erblichen,
Kömmt sie auch hinab zum Eichengrund,
Kenn' ich sie nicht mehr am roten Mund.
O Leide
Fremd sind wir uns beide!
Keiner kennt den andern
Im Wandern.

Wer Jüngling ist, der wandle munter
Den Wald hinunter,
Wohl mag's, daß ihm Treulieb' entgegen ziehet,
Dann blühet
Aus allen Knospen Frühling auf ihn ein:
Doch niemals treff' ich die verlorne Jugend mein,
Drum ist mir Sonnenschein
Die Nachtigall im Hain
Nur Qual und Pein.

Wie wahr finde ich den kindischen Ausdruck in diesen Reimen! Vielleicht ist für mich auch einst der vielgrüne Wald so abgestorben.

Oft möcht' ich alles in Gedichten niederschreiben, und ich fühle es jetzt, wie die Dichter entstanden sind. Du vermagst das Wesen, was Dein innerstes Herz bewegt, nicht anders auszusprechen.

Ich habe neulich einen neuen Kupferstich vor unserm Albert gesehn, den er seit meiner Abwesenheit gemacht hat, denn die Zeichnung und alles war mir noch neu. Du wirst ihn kennen, es ist der lesende Einsiedler. Wie ich da wieder unter euch war! denn ich kannte die Stube, den Tisch und die runden Scheiben gleich wieder, die Dürer auf diesem Bilde von seiner eigenen Wohnung abgeschrieben hat. Wie oft habe ich die runden Scheiben betrachtet, die der Sonnenschein an der Täfelung oder an der Decke zeichnete; der Eremit sitzt an Dürers Tisch. Es ist schön, daß unser Meister in seiner frommen Vorliebe für das, was ihn



Der lesende Einsiedler. Von A. Dürer.

so nahe umgiebt, der Nachwelt ein Konterfei von seinem Zimmer gegeben hat, wo doch alles so bedeutend ist, und jeder Zug Andacht und Einsamkeit ausdrückt.

Ich gehe auf meinem Wege oft in die kleinen Kapellen hinein und verweile mich dabei, die Gemälde und Zeichnungen zu betrachten. Ob es meine Unerfahrenheit oder meine Vorliebe für das Alter macht, ich sehe selten ein ganz schlechtes Bild; ehe ich die Fehler entdecke, sehe ich immer die Vorzüge an jedem. Ich habe gemeiniglich bei jungen Künstlern die entgegengesetzte Gemütsart gefunden, und sie wissen sich immer recht viel mit ihrem Tadel. Ich habe oft eine fromme Ehrfurcht vor unsern treuherzigen Vorfahren, die zuweilen recht schöne und erhabene Gedanken mit so wenigen Umständen ausgedrückt haben.

Ich will meinen Brief schließen. Möge der Himmel Dich und meinen teuren Albert gesund erhalten! Dieser Brief dürfte seinem ernsten Sinne schwerlich gefallen. Laß mich bald Nachrichten von Dir und von allen Bekannten hören.

In der Ferne geht die Liebe
Ungekannt durch Nacht und Schatten,
Ach! wozu, daß ich hier bliebe
Auf den vaterländ'schen Matten?

Wie mit süßen Flötenstimmen
Rufen alle goldnen Sterne:
Weit muß manche Woge schwimmen,
Deine Lieb' ist in der Ferne.

Jenes Bild, vor dem du kniedest,
Dich ihm ganz zu eigen gabst,
Ihm mit allen Sinnen glühtest,
An dem Schatten dich erlabst —

Was dein Geist als Zukunft dachte,
Dein Entzücken Kunst genannt,
Was als Morgenrot dir lachte,
Immer sich dir abgewandt:

Sie nur ist es, dein Verzagen
Hat sie fort von dir gescheucht,
Willst du es nur männlich wagen,
Wird das Ziel noch einst erreicht.

Alle Ketten sind gesprungen,
Frei sind alle Geister dann,
Jeder Knechtschaft kühn entschwungen
In dem Wollustocean.

Rückwärts flieht das zage Bangen,
Und die Muse reicht die Hand,
Führet sicher das Verlangen
In der Götter Himmelsland.

O wer darf mit Kunst und Liebe
Von den Sterblichen sich messen? —
Groß im scheuvermählten Triebe
Wird der Künstler nie vergessen.

Diese ungeschickten Zeilen habe ich gestern in einem angenehmen Walde gedichtet; meine ganze Seele war darauf hingewandt, und ich bin nicht errötet, sie Dir, Sebastian, niederzuschreiben; denn warum sollte ich Dir einen Gedanken meiner Seele verheimlichen? — Lebe wohl."

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Wie gern wandelt mein Geist in jener guten alten Zeit, und besucht ihre Künstler und Helden, die jetzt zum Teil vergessen sind! Wie gern höre und lese ich von euch ihr Meister, die ihr damals die niederländische Kunst berühmt machtet, Lukas von Leyden, Engelbrecht, Johann von Mabuse, und den übrigen, mit welcher Freude habe ich immer eure Werke betrachtet, vor denen die meisten vorübergehn! Wird der Geist des Lesers mir auch willig in jene Zeiten folgen, die ich mit kindlicher Vorliebe betrete? Werdet ihr euch gern von der jetzigen Welt trennen, die so nahe um euch liegt, und in der dem Menschen auch das Kleinste leicht wichtig wird? Könnte ich doch allen die liebende Empfindung mitteilen die mir die Feder in die Hand giebt, die mich so oft die alten Bücher aufschlagen läßt, die meinen Blick vor jenen geliebten Bildnissen fest hält, so daß sich jeder Zug und jede Miene dieser alten Meister meinem Gedächtnisse einprägt! Aber ich will mit keinem hadern, der zu ungeduldig diese Blätter verläßt, und lieber seinen Sinn neuen Begebenheiten hingiebt, die ihn fast noch berühren. Ich widme diese kleine unbedeutende Geschichte jenen jungen Seelen, die ihre Liebe noch mit sich selber beschäftigen, und sich noch nicht dem Strome der Weltbegebenheiten hingegeben haben, die sich noch mit Innigkeit an den Gestalten ihrer innern Phantasie ergötzen, und ungern durch die wirkliche Welt in ihren

2. Diesen ganzen Absatz hat Tieck später durch einen kürzeren ersetzt, in welchem er die Vorliebe für die niederländische Kunst nicht im eigenen Namen ausspricht, sondern seinem Helden zuschreibt, den er nach den Niederlanden reisen läßt. — 6. Über Lukas von Leyden s. oben S. 163. — 7. Engelbrecht, es ist der oben genannte Cornelius Engelbrechtsen, Lehrer Lukas' von Leyden, gemeint. — Johann Mabuse (bis 1532).

Träumen gestört werden. Wenn ihr, die ich meine, von der Kunst entzückt werdet, wenn ihr einen Trieb in euch spüret, der euer Herz den großen Meisterwerken oder den Helden der Vorzeit entgegendrängt, wenn ihr euer Vaterland liebt, und nicht mit voreiligem Enthusiasmus, aus Vorsatz zu gut zu sein, eure Brüder verdammt, die es anders meinen, wenn ihr euren Geist von großscheinenden Gegenständen zurückziehen, und auch Kleinigkeiten mit Liebe betrachten könnt, so habe ich für euch geschrieben. Dann rede ich euch in Gedanken an, dann glaube ich von euch, daß ihr mich versteht, und daß euch jener Dünkel fremd ist, der sich so gern über die größten Geister, die die menschliche Natur geboren hat, hinausschwingt. Euch ist mein ganzes Buch geweiht und ich tröste mich damit, daß ich glaube, daß ihr irgendwo seid, und mir gerne zuhört.

Es war gegen Mittag, als Franz Sternbald auf dem freien Felde unter einem Baume saß und die große Stadt Leyden betrachtete, die vor ihm lag. Er war an diesem Tage schon früh ausgewandert, um sie noch zeitig zu erreichen; jetzt ruhte er aus, und es war ihm wunderbar, daß nun die Stadt, die weltberühmte, mit ihren hohen Türmen wie ein Bild vor ihm stand, die er sonst schon öfter im Bilde gesehn hatte. Er kam sich jetzt vor als eine von den Figuren, die immer in den Vordergrund eines solchen Prospektes gestellt werden, und er sah sich nun selber gezeichnet oder gemalt da liegen unter seinem Baume, und die Augen nach der Stadt vor ihm wenden. Sein ganzes Leben erschien ihm überhaupt oft als ein Traumgesicht, und er hatte dann einige Mühe sich von den Gegenständen die ihn umgaben wirklich zu überzeugen. Da er ganze Bilder, Versammlungen mit allen ihren Menschen getreu und lebhaft in seiner Phantasie aufbewahren und sie dann von neuem vor sich hinstellen konnte, so war er in manchen Augenblicken ungewiß, ob alles, was ihn umgab, nicht auch vielleicht eine Schöpfung seiner Einbildung sei.

Er hielt seine Schreibtafel in seiner Hand, und vor ihm im Grase lag die fremde gefundene. Er hatte den Umriß eines Kopfes entworfen, den er eben wieder ausstrich, weil ihm keine Ähnlichkeit darin zu liegen schien; es sollte das Gesicht des fremden Mädchens vorstellen, die seine Phantasie unaufhörlich beschäftigte. Er rief sich dabei jeden Umstand, jedes Wort, das sie gesprochen hatte, in die Gedanken zurück, er sah alle die lieblichen Mienen,

den süßlächelnden Mund, die unaussprechliche Grazie jeder Bewegung, alles dies zog wieder durch sein Gedächtnis, und er fühlte sich darüber so entfremdet, so entfernt von ihr, so auf ewig geschieden, daß ihm der helle Tag, das funkelnde Gras, die klaren Wasser trübe und melancholisch wurden; ihm blühten und dufteten nur die wenigen verwelkten Blumen, die er mit süßer Zärtlichkeit betrachtete; dann lehnte er sich an den Stamm des Baums, der mit seinen Zweigen und Blättern über ihm rauschte und lispelte, als wenn er ihm Trost zusprechen möchte, als wenn er ihm dunkle Prophezeiungen von der Zukunft sagen wollte. Franz hörte aufmerksam hin als wenn er die Töne verstände; denn die Natur redet uns mit ihren Klängen zwar in einer fremden Sprache an, aber wir fühlen doch die Bedeutsamkeit ihrer Worte, und merken gern auf ihre wunderbaren Accente.

Er hörte auf zu zeichnen, da ihm keiner seiner Striche Ausdruck und Würde genug hatte, er betrachtete wieder die Türme der Stadt, auf deren Schieferdächern die Sonne hell glänzte. „So werde ich jetzt deine Straßen betreten,“ sagte er zu sich selber, „so werde ich den großen Lukas sehn dürfen, von dem mir Albrecht Dürer mit so vieler Liebe gesprochen hat, der schon als Kind ein Künstler war, dessen Namen man schon in seinem sechszehnten Jahre kannte. Ich werde ihn sprechen hören und von ihm lernen, ich werde seine neusten Werke sehn, ich werde ihm sagen können wie ich ihn bewundre; wenn ich mich nur nicht schämen dürfte, ihm unter die Augen zu treten! Denn noch habe ich nichts gethan, noch darf ich mich ihm nicht als Künstler nennen, ich bin noch nichts, und ich schäme mich vor jedem trefflichen Manne.“

Er stand eilig auf, und näherte sich mit schnellen Schritten der Stadt; schon stand er nahe vor dem Thore, und sah die Leute aus und eingehn, als er das fremde Taschenbuch vermißte, und merkte, daß er es beim Aufstehn unter dem Baume hatte liegen lassen; er erschrak heftig, und ging mit noch schnellern Schritten zurück. Der Baum war so weit entfernt, daß er ihn jetzt nicht mit den Augen wiederfinden konnte, er lief sich außer Atem. Endlich entdeckte er ihn wieder ganz in der Ferne, aber zugleich bemerkte er zwei Wandersleute die nach derselben Stelle zu gehen schienen. Seine Angst, daß sie den Baum früher als er erreichen

19. Der oben genannte Lukas von Leyden.

möchten, ist nicht zu beschreiben, er war überzeugt, daß sie ihm das Taschenbuch nimmermehr zurückgeben würden, wenn sie es finden sollten. Endlich kam er an; die Schreibtafel lag noch im Grase, er hob sie eilig auf, und warf sich nieder unter den Baum, indem er sie betrachtete und küßte; die Wandrer gingen vorbei ohne nach ihm umzusehn. Franz fühlte sein Herz heftig schlagen, der Schweiß floß ihm die Stirn hinab, er war so froh als wenn er die Tafel erst jetzt zum erstenmal gefunden hätte; es rührte ihn innig, daß sie beinah für ihn verloren gewesen sei. Die beiden Wandrer waren ihm jetzt beinahe schon aus den Augen verschwunden, er beschloß nun unter diesem Baume, der ihm so lieb geworden war, zu ruhen, bis die Mittagshitze vorüber sein würde.

Ohne daß er es bemerkte schlief er nach und nach ein; die Stille, das liebliche Geräusch der Blätter, ein Gewässer in der Entfernung luden ihn dazu. Er hörte alles noch leise in seinen Schlummer hinein, und ihm dünkte als wenn er über eine Wiese ginge, auf der fremde Blumen standen, die er bis dahin noch nie gesehen hatte. Unter den Blumen waren auch die Feldblumen gewachsen, die er bei sich trug, aber sie waren nun wieder frisch geworden, und verdunkelten an Farbe und Glanz alle übrigen. Franz grämte sich bei aller ihrer Schönheit, und wollte sie wieder pflücken, als er am Ende der Wiese, in einer Laube sitzend, seinen Lehrer Albert Dürer wahrnahm, der nach ihm sah und ihm zu winken schien. Er ging schnell hinzu, und als er näher kam, bemerkte er deutlich, daß Albrecht emsig an einem Gemälde arbeitete, es war der Kopf der Fremden, das Gesicht war zum Sprechen ähnlich. Franz wußte nicht was er zu seinem Lehrer sagen sollte, seine Augen waren auf das Gemälde hingeheftet, und es war ihm, als wenn es über seine Verlegenheit und Aufmerksamkeit zu lächeln anfinge. Indem er noch darüber nachdachte, war er in einem dunkeln Walde und alles übrige war verschwunden; liebliche Stimmen riefen ihn bei seinem Namen, aber er konnte sich aus dem Gebüsche nicht herausfinden, der Wald ward immer grüner und immer dunkler, aber Sebastians Stimme und die Stimme der Fremden wurden immer deutlicher, sie riefen ihn mit Ängstlichkeit, als wenn er sich in einer Gefahr befände. Er fürchtete sich, und die dichten Bäume und Gebüsche kamen ihm entsetzlich vor, er zagte weiter zu gehn, er wünschte das freie helle Feld wieder anzutreffen. Nun war es Mondschein. Wie vom Schimmer

erregt, klang von allen silbernen Wipfeln ein süßes Getöne nieder; da war alle Furcht verschwunden, der Wald brannte sanft im schönsten Glanze, und Nachtigallen wurden wach, und flogen dicht an ihm vorüber, dann sangen sie mit süßer Kehle, und blieben immer im Takte mit der Musik des Mondscheins. Franz fühlte sein Herz geöffnet, als er in einer Klause im Felsen einen Waldbruder wahrnahm, der andächtig die Augen zum Himmel aufhob und die Hände faltete. Franz trat näher: „Hörst du nicht die liebliche Orgel der Natur spielen?“ sagte der Einsiedel, „bete wie ich thue.“ Franz war von dem Anblicke hingerissen, aber er sah nun Tafel und Palette vor sich und malte unbemerkt den Eremiten, seine Andacht, den Wald mit seinem Mondschimmer, ja es gelang ihm sogar, und er konnte nicht begreifen wie es kam, die Töne der Nachtigall in sein Gemälde hineinzubringen. Er hatte noch nie eine solche Freude empfunden, und er nahm sich vor, wenn das Bild fertig sei, sogleich damit zu Dürer zurückzureisen, damit dieser es sehn und beurteilen möge. Aber in einem Augenblicke verließ ihn die Lust weiter zu malen, die Farben erloschen unter seinen Fingern, ein Frost überfiel ihn, und er wünschte den Wald zu verlassen.

Franz erwachte mit einer unangenehmen Empfindung, es war einer der letzten warmen Tage im Herbst gewesen, jetzt ging die Sonne in dunkelroten Wolken hinter der Stadt unter, und ein kalter Herbstwind strich über die Wiese. Franz ging wieder nach der Stadt, sein Traum lag ihm stets in den Gedanken, er sah noch immer den schönen mondglänzenden Wald, den Eremiten, und die Stimmen seiner Freunde tönten noch immer in seinen Ohren. Das Gedränge am Thore war groß, denn jedermann eilte nun aus den Feldern, und von den benachbarten Dörfern zur Stadt zurück, er beobachtete die mannigfaltigen Gesichter, er hörte einzelne abgerissene Gespräche und Namen nennen, deren kurze Geschichte er durch die Sprechenden erfuhr. Nun war er in der Stadt; er empfand es seltsam, nun wieder an einem fremden großen Orte, unter so vielen ihm ganz unbekannten Menschen zu sein, er schweifte hin und wieder; der Mond stand am hellen Himmel und schien auf die Dächer der Kirchen und auf die freien Plätze; endlich kehrte er in eine Herberge ein.

Franz fühlte sich müde und darum ging er bald zu Bette, aber er konnte noch lange nicht einschlafen. Die Scheibe des

Mondes stand seinem Kammerfenster gerade gegenüber, er betrachtete ihn mit sehnsüchtigen Augen, er suchte auf dem glänzenden Runde, und in seinen Flecken Berge und Wälder; bald schien er erhabene Türme zu entdecken, bald die See mit ihren segelnden Schiffen; ach dort! dort! rief eine innerliche Stimme seiner Brust, ist die Heimat aller unsrer Wünsche, dort ist die Liebe zu Hause, dort wohnt das Glück, von da herab scheint es auf uns nieder, und sieht uns wehmütig an, daß wir noch hier sind.

Er verschloß sein Auge, da erschien ihm die Fremde mit allen ihren Reizen, sie winkte ihm, und vor ihm lag ein schöner dunkler Lindengang, welcher blühte und den süßesten Duft verbreitete. Sie ging hinein, er folgte ihr schüchtern nach, er gab ihr die Blumen zurück, und erzählte ihr, wer er sei. Da umfing sie ihn mit ihren zarten Armen, da kam der Mond mit seinem Glanze näher, und schien ihnen beiden hell ins Angesicht, sie gestanden sich ihre Liebe, sie waren unaussprechlich glücklich. — Diesen Traum setzte Franz fort, die frühesten Erinnerungen aus seinen Kinderjahren kamen zurück, alle schönen Empfindungen, die er einst gekannt hatte, zogen wieder an ihm vorbei und begrüßten ihn. So ist der Schlaf oft ein Ausruhn in einer schönern Welt; wenn die Seele sich von diesem Schauplatze hinwegwendet, so eilt sie nach jenem unbekannten magischen, auf welchem liebliche Lichter spielen, und kein Leiden erscheinen darf; dann dehnt der Geist seine großen Flügel auseinander und fühlt seine himmlische Freiheit, die Unbegrenztheit, die ihn nirgends beengt und quält. Beim Erwachen sehn wir oft zu voreilig mit Verachtung auf dieses schönere Dasein hin, weil wir unsre Träume nicht in unser Tagesleben hineinweben können, weil sie nicht da fortgefahren sind, wo unsre Menschenthätigkeit am Abend aufhörte, sondern ihre eigene Bahn wandelten.

Am Morgen erkundigte sich Franz mit glühendem Gesichte nach der Wohnung des berühmten Lukas von Leyden. Man bezeichnete ihm die Straße und das Haus, und er ging mit hochschlagendem Herzen hin. Er ward in ein ansehnliches Haus geführt, und eine Magd sagte ihm, daß der Herr sich schon in seiner Malerstube befinde und arbeite. Franz bat, daß man ihn hineinführen möchte. Die Thür öffnete sich, und Franz sah einen kleinen, freundlichen, ziemlich jungen Mann vor einem Gemälde sitzen, an dem er fleißig arbeitete, um ihn her standen und hingen vielerlei

Schildereien, einige Farbenkasten, Zeichnungen und Anatomieen, aber alles in der besten Ordnung. Der Maler stand auf und ging Franzen entgegen, der Schüler war jetzt mit seinen Augen dem Gesicht des berühmten Meisters gegenüber, und vermochte in der ersten Verwirrung kein Wort hervorzubringen. Endlich faßte er sich, und nannte seinen Namen und den Namen seines Lehrers. Lukas hieß ihn von Herzen willkommen, und beide setzten sich nun in der Werkstatt nieder, und Franz erzählte ganz kurz seine Reise, und sprach von einigen merkwürdigen Gemälden, die er unterwegs angetroffen hatte. Er beschaute während dem Sprechen aufmerksam das Bild, an welchem Lukas eben arbeitete; es war eine heilige Familie, und er traf darinnen vieles von einigen Dürerschen Arbeiten an, denselben Fleiß, dieselbe Genauigkeit im Ausmalen, nur schien ihm an Lukas Bildern Dürers strenge Zeichnung zu fehlen, ihm dünkte, als wären die Umrisse weniger dreist und sicher gezogen, dagegen hatte Lukas etwas Liebliches und Anmutiges in den Wendungen seiner Gestalten, ja auch in seiner Färbung, das dem Dürer mangelte. Dem Geiste nach, glaubte er, müßten sich diese beiden großen Künstler sehr nahe verwandt sein, er sah hier dieselbe Simplizität in der Zusammensetzung, dieselbe Verschmähung unnützer Nebenwerke, die rührende und echt deutsche Behandlung der Gesichter und Leidenschaften, dasselbe Streben nach Wahrheit.

Lukas war in seinem Gespräche ein muntrer, fröhlicher Mann, seine Augen waren sehr lebhaft, und seine schnellveränderlichen Mienen begleiteten und erklärten jedes seiner Worte. Franz konnte ihn noch immer nicht genug betrachten, denn in seiner Einbildung hatte er sich ihn ganz anders gedacht, er hatte einen großen, starken, ernsthaften Mann erwartet, und nun sah er eine kleine, sehr behende aber fast kränkliche Figur vor sich, dessen Reden alle das Gepräge eines lustigen freien Gemütes trugen.

„Es freut mit ungemein, Euch kennen zu lernen,“ rief Lukas mit seiner Lebhaftigkeit aus, „aber vor allen Dingen wünschte ich einmal Euren Meister zu sehen, ich wüßte nichts Erfreulichers, das mir begegnen könnte, als wenn er so wie Ihr heut thatet, in meine Werkstatt hereinträte; bin auch auf keinen andern Menschen in der Welt so neugierig als auf ihn, denn ich halte ihn für den größten Künstler, den die Zeiten hervorgebracht haben. Er ist wohl sehr fleißig?“

„Er arbeitet fast immer,“ antwortete Franz, „und er kennt auch kein größeres Vergnügen als seine Arbeit. Seine Emsigkeit geht so weit, daß er dadurch sogar manchmal seiner Gesundheit Schaden thut.“

„Ich will es gern glauben,“ antwortete Lukas, „es zeugen seine Kupferstiche von einer fast unbegreiflichen Sorgfalt, und doch hat er davon schon so viele ausgehn lassen! Man kann nichts Saubereres sehn als seine Arbeit, und doch leidet unter diesem Fleiße die Wahrheit und der eigentliche Ausdruck seiner Darstellungen niemals, so daß seine Emsigkeit nicht bloß zufällige Zier, sondern Wesen und Sache selbst ist. Und dann begreife ich kaum die mannigfaltigen Arten seiner Arbeiten von den kleinsten und feinsten Gemälden bis zu den lebensgroßen Bildern, dann seine Holzstiche, seine Kupferarbeiten, seine saubern Figuren, die er auf Holz in erhabener Arbeit geschnitten, und die so leicht, so zierlich sind, daß man trotz ihrer Vollendung die Arbeit ganz daran vergißt, und gar nicht an die vielen mühseligen Stunden denkt, die der Künstler darüber zugebracht haben muß. Wahrlich, Albert ist ein äußerst wunderbarer Mann, und ich halte den Schüler für sehr glücklich, dem es vergönnt ist, unter seinen Augen seine erste Laufbahn zu eröffnen.“

Franz war immer gerührt, wenn von seinem Lehrer die Rede war; aber das Lob, diese Verehrung seines Meisters aus dem Munde eines andern großen Künstlers setzte sein Herz in die gewaltsamste Bewegung. Er drückte Lukas' Hand, und sagte mit Thränen: „Glaubt mir, Meister, ich habe mich vom ersten Tage glücklich geschätzt, da ich Dürers Haus betrat.“

„Es ist eine seltsame Sache mit dem Fleiße,“ fuhr Lukas fort, „so treibt es auch mich Tag und Nacht zur Arbeit, so daß mich manchmal jede Stunde, ja jede Minute gereut, die ich nicht in dieser Stube zubringen darf. Von Jugend auf ist es so mit mir gewesen, und ich habe auch nie an Spielen, Erzählungen, oder dergleichen zeitvertreibenden Dingen Gefallen gefunden. Ein neues Bild liegt mir manchmal so sehr im Sinne, daß ich davor nicht schlafen kann. Ich weiß mir auch keine größere Freude, als wenn ich nun endlich ein Gemälde, an dem ich lange arbeitete, zustande gebracht habe, wenn nun alles fertig geworden ist, was mir bis dahin nur in den Gedanken ruhte, wenn man nun zugleich mit jedem Bilde merkt, wie die Hand

12*

geübter und dreister wird, wie nach und nach alles das von selbst sich einstellt, was man anfangs mit Mühe erringen und erkämpfen mußte. O mein lieber Sternbald, ich könnte manchmal stundenlang davon schwatzen, wie ich nach und nach ein Maler geworden bin, und wie ich noch hoffe, mit jedem Tage weiter zu kommen.“

„Ihr seid ein sehr glücklicher Mann,“ antwortete Franz. „Wohl dem Künstler, der sich seines Werts bewußt ist, der mit Zuversicht an sein Werk gehn darf, und es schon gewohnt ist, daß ihm die Elemente gehorchen. Ach, mein lieber Meister, ich kann es Euch nicht sagen, Ihr könnt es vielleicht kaum fassen, welchen Drang ich zu unsrer edlen Kunst empfinde, wie es meinen Geist unaufhörlich antreibt, wie alles in der Welt, die seltsamsten und fremdesten Gegenstände so gar nur von der Malerei zu mir sprechen; aber je höher meine Begeisterung steigt, je tiefer sinkt auch mein Mut, wenn ich irgend einmal an die Ausführung gehn will. Es ist nicht, daß ich die Übung und den wiederholten Fleiß scheue, daß es ein Stolz in mir ist, gleich das Vortrefflichste hervorzubringen, das keinen Tadel mehr zulassen dürfte, sondern es ist eine Angst, eine Scheu, ja ich möchte es wohl eine Anbetung nennen, beides der Kunst und des Gegenstandes, den ich darzustellen unternehme.“

„Ihr erlaubt mir wohl,“ sagte Lukas, „indem wir sprechen, an meinem Bilde weiter zu malen.“ Und wirklich zog er auch die Staffelei herbei, und vermischte die Farben auf der Palette, die er auftragen wollte. — „Wenn ich Euch mit meinem Geschwätze nur nicht störe,“ sagte Franz, „denn diese Arbeit da ist äußerst kunstreich.“ — „Gar nicht,“ sagte Lukas, „thut mir den Gefallen und fahrt fort.“

„Wenn ich mir also,“ sagte Franz, „eine der Thaten unsers Erlösers in ihrer ganzen Herrlichkeit denke, wenn ich die Apostel, die Verehrungswürdigen vor mir sehe, die ihn umgaben, seine göttliche Milde, mit der er lehrt und spricht; wenn ich mir einen der heiligen Männer aus der ersten christlichen Kirche denke, die mit so kühnem Mute das Leben und seine Freuden verachteten, und alles hingaben, was den übrigen Menschen so viele Sehnsucht, so manche Wünsche ablockt, um nur das innerste Bekenntnis ihres Herzens, das Bewußtsein der großen Wahrheit sich zu behaupten und andern mitzuteilen; wenn ich dann diese erhabenen

Gestalten in ihrer himmlischen Glorie vor mir sehe, und nun noch bedenke, daß es einzelnen Auserwählten gegönnt ist, daß sich ihnen das volle Gefühl, daß sich ihnen jene Helden und der Sohn Gottes in eigentümlichern Gestalten und Farben als den übrigen Menschen offenbaren, und daß sie durch das Werk ihrer Hände schwächern Geistern diese Offenbarungen wieder mitteilen dürfen; wenn ich mich meiner Entzückungen vor herrlichen Gemälden erinnere, seht, so entschwindet mir dann aller Mut, so wage ich es nicht, mich jenen auserwählten Geistern zuzurechnen und statt zu arbeiten, statt fleißig zu sein, verliere ich mich in ein leeres unthätiges Staunen."

„Ihr seid brav," sagte Meister Lukas, ohne von seinem Bilde aufzusehn, „aber das wird sich fügen, daß Ihr auch Mut bekommet."

„Schon mein Lehrer," fuhr Franz fort, „hat mich deshalb getadelt, aber ich habe mir niemals helfen können, ich bin von Kindheit auf so gewesen. Aber so lange ich in Nürnberg war, in der Gegenwart des teuren Albrecht, bei meinem Freunde, und von alle dem bekannten Geräte umgeben, konnte ich mich doch immer noch etwas aufrecht erhalten. Ich lernte mich aus Gewohnheit ein, den Pinsel zu führen, ich fühlte, wie ich nach und nach etwas weiter kam, weil es immer derselbe Ort war, den ich wieder betrat, weil dieselben Menschen mich aufmunterten, und weil ich nun auf einer gebahnten Straße gerade ausging, ohne mich weiter rechts oder links umzusehn. Freilich durfte ich keine neue Erzählung hören, keinen neuen verständigen Mann kennen lernen, ohne etwas irre zu werden, doch fand ich mich bald wieder zurecht. Aber seit meiner Abreise aus Nürnberg hat sich alles das geändert. Meine innerlichen Bilder vermehren sich bei jedem Schritte, den ich thue, jeder Baum, jede Landschaft, jeder Wandersmann, Aufgang der Sonne und Untergang, die Kirchen, die ich besuche, jeder Gesang, den ich höre, alles wirkt mit quälender und schöner Geschäftigkeit in meinem Busen, und bald möcht' ich Landschaften, bald heilige Geschichten, bald einzelne Gestalten darstellen, die Farben genügen mir nun nicht, die Abwechselung ist mir nicht mannigfaltig genug, ich fühle das Edle in den Werken andrer Meister, aber mein Gemüt ist nunmehr so verwirrt, daß ich mich durchaus nicht unterstehen darf, selber an die Arbeit zu gehn."

Lukas hielt eine Weile mit Malen inne und betrachtete Sternbald sehr aufmerksam, der sich durch Reden erhitzt hatte, dann sagte er: „Lieber Freund, ich glaube, daß Ihr so auf einem ganz unrechten Wege seid. Ich kann mir Eure Verfassung wohl so ziemlich vorstellen, aber ich bin niemals in solcher Gemütsstimmung gewesen. Von der frühesten Jugend habe ich einen heftigen Trieb in mir empfunden zu bilden und ein Künstler zu sein; aber von je an lag mir die Nachahmung klar im Sinne, daß ich nie zweifelhaft war oder zögerte, was aus einer Zeichnung werden sollte. Schon während der Arbeit lag mir dann ein andrer Entwurf schon ganz deutlich im Kopfe, den ich aber so schnell und eben so unverzagt als den vorigen ausführte, und so sind meine zahlreichen Werke entstanden, ob ich gleich noch nicht alt bin. Euer Zagen, Eure zu große Verehrung des Gegenstandes ist, will mich dünken, etwas Unkünstlerisches; denn wenn man ein Maler sein will, so muß man doch malen, man muß beginnen und endigen, Eure Entzückungen könnt Ihr ja doch nicht auf die Tafel tragen. Nach dem, was Ihr mir gesagt habt, müßt Ihr viele Anlagen zu einem Poeten haben, nur muß ein Dichter auch mit Ruhe arbeiten. — Erlaubt mir, daß ich Euch noch etwas sage: Ich habe mich von jeher über die Künstler gewundert, die Wallfahrten nach Italien, wie nach einem gelobten Lande der Kunst anstellen, aber nach dem, was Ihr mir von Euch erzählt habt, muß ich mich billig noch mehr verwundern. Warum wollt Ihr Eure Zeit also verderben? Mit Eurer Reizbarkeit wird Euch jeder neue Gegenstand, den Ihr erblickt, zerstreuen, die größere Mannigfaltigkeit wird Eure Kräfte noch mehr niederschlagen; sie werden alle verschiedene Richtungen suchen, und alle diese Richtungen werden für Euch nicht genügend sein. Nicht, als ob ich die großen Künstler Italiens nicht schätzte und liebte, aber man mag sagen was man will, so hat doch jedes Land seine eigene Kunst, und es ist gut, daß es sie hat. Ein Meister tritt dann in die Fußstapfen des andern, und verbessert, was bei ihm etwa noch mangelhaft war; was dem ersten schwer war, wird dem zweiten und dritten leicht, und so wird die vaterländische Kunst endlich zur höchsten Vortrefflichkeit hingeführt. Wir sind einmal keine Italiener, und ein Italiener wird nimmermehr deutsch empfinden. Wenn ich Euch also raten soll, so stellt lieber Eure Reise nach Italien ganz ein und bleibt im Vater-

lande, denn was wollt Ihr dort? Meint Ihr, Ihr werdet die italienischen Bilder mit einem andern als einem deutschen Auge sehen können? So wie auch kein Italiener die Kraft und Vortrefflichkeit Eures Albert Dürer jemals erkennen wird; es sind widerstrebende Naturen, die sich niemals in demselben Mittelpunkte vereinigen können. Wenn Ihr hingeht, so wird jedes neue Gemälde, jede neue Manier eine neue Lust in Euch erwecken, Ihr werdet in ewiger Abwechselung vielleicht arbeiten, aber Euch niemals üben, Ihr werdet kein Italiener werden, und könnt doch kein Deutscher bleiben, Ihr werdet zwischen beiden streben, und die Mutlosigkeit und Verzagtheit wird Euch am Ende nur noch viel stärker, als jetzt ergreifen. Ihr findet meinen Ausspruch vielleicht hart, aber Ihr seid mir wert, und darum wünsche ich Euer Bestes. Glaube mir, jeder Künstler wird, was er werden kann, wenn er ruhig sich seinem eignen Geiste überläßt, und dabei unermüdet fleißig ist. Seht nur Euren Albert Dürer an; ist er denn nicht ohne Italien geworden, was er ist, denn sein kurzer Aufenthalt in Venedig kann kaum in Rechnung gebracht werden, und denkt Ihr denn mehr zu leisten als er? Auch unsre besten Meister in den Niederlanden haben Italien nicht gesehn, sondern einheimische Natur und Kunst hat sie groß gezogen; manche mittelmäßige, die dort gewesen sind, haben eine fremde Manier nachahmen wollen, die ihnen nimmermehr gelingt, und als etwas Erzwungenes herauskömmt, das ihnen nicht steht, und sich in unsrer Gegend nicht ausnimmt. Mein lieber Sternbald, wir sind gewiß nicht für die Antiken, wir verstehen sie auch nicht mehr, unser Fach ist die wahre nordische Natur; je mehr wir diese erreichen, je wahrer und lieblicher wir diese ausdrücken, je mehr sind wir Künstler. Und das Ziel, wonach wir streben, ist gewiß eben so groß als der poetische Zweck, den sich die andern vorgestellt haben."

Franz war noch in seinem Leben nicht so niedergeschlagen gewesen. Er glaubte es zu empfinden, wie er noch keine Verdienste habe; diese Verehrung der Kunst, diese Begier Italien mit seinen Werken zu sehn, hatte er immer für sein einziges Verdienst gehalten, und nun vernichtete ein verehrungswürdiger Meister ihm auch dieses gänzlich. Zum erstenmale erschien ihm sein ganzes Beginnen thöricht und unnütz. „Ihr mögt recht haben, Meister!" rief er aus, „ich bin nun auch beinahe davon überzeugt, daß ich

zum Künstler verdorben bin; je mehr ich Eure Vortrefflichkeit fühle, um so stärker empfinde ich auch meinen Unwert, ich führe ein verlornes Leben in mir, das sich an keine vernünftige Thätigkeit hinaufranken wird, ein unglückseliger Trieb ist mir eingehaucht, der nur dazu nützt, mir alle Freuden zu verbittern, und mir aus den köstlichsten Gerichten dieses Lebens etwas Albernes und Nüchternes zuzubereiten."

„Es ist nicht so gemeint," sagte Lukas mit einem Lächeln, das seinem freundlichen Gesichte sehr gut stand; „ich merke, daß alles bei Euch aus einem zu heftigen Charakter entspringt, und freilich, darin kann sich der Mensch nicht ändern und wenn er es auch noch so sehr wollte. Gebt Euch zufrieden, meine Worte sind immer nur die Worte eines einzelnen Mannes, und ich kann mich eben so leicht irren als jeder andre."

„Ihr seid nicht wie jeder andre," sagte Franz mit der größten Lebhaftigkeit, „das fühl' ich zu lebendig in meinem Herzen, Ihr solltet es nur einmal hören, mit welcher Verehrung mein Meister immer von Euch spricht; Ihr solltet es nur wissen können wie vortrefflich Ihr mir vorkommt, welch Gewicht bei mir jedes Eurer Worte hat. Wie viele Künstler dürfen sich denn mit Euch messen? Wer auf solche Stimmen nicht hörte, verdiente gar nicht Euch so gegenüber zu sitzen, mit Euch zu sprechen, und diese Freundschaft und Güte zu erhalten."

„Ihr seid jung," sagte Lukas, „und Euer Wesen ist mir ungemein lieb, es giebt wenig solcher Menschen, die meisten betrachten die Kunst nur als ein Spielwerk, und uns als große Kinder, die albern genug bleiben um sich mit derlei Possen zu beschäftigen. — Aber laßt uns auf etwas anders kommen, ich bin jetzt überdies müde zu malen. Ich habe einen Kupferstich von Eurem Albert erhalten, der mir bisher noch unbekannt war. Es ist der heilige Hubertus, der auf der Jagd einem Hirsche mit einem Kruzifixe zwischen dem Geweih begegnet, und sich bei diesem Anblicke bekehrt und seine Lebensweise ändert. Seht hierher, es ist für mich ein merkwürdiges Blatt, nicht bloß der schönen Ausführung, sondern vorzüglich der Gedanken halber, die für mich darin liegen. Die Gegend ist Wald, und Dürer hat einen hohen Standpunkt angenommen, weshalb ihn nur ein Unverständiger tadeln könnte, denn wenn auch ein dichter Wald, wo wir nur wenige große Bäume wahrnehmen, etwas natürlicher beim ersten



St. Hubertus. Von A. Dürer.

Anblick in die Augen fallen dürfte, so könnte das doch nimmermehr das Gefühl der völligen Einsamkeit so ausdrücken und darstellen wie es hier geschieht, wo das Auge weit und breit alles übersieht, einzelne Hügel und lichte Waldgegenden. Ich glaube auch, daß manche Leute, die mehr guten Willen vernünftig zu sein als Verstand haben, den gewählten Gegenstand selbst als etwas Albernes tadeln dürften, ein Rittersmann, der vor einer unvernünftigen Bestie knieet. Aber das ist es gerade, wenn ich meine aufrichtige Meinung sagen soll, was mir so sehr daran gefällt und zu großem Vergnügen gereicht. Es ist so etwas Unschuldiges, Frommes und Liebliches darin, wie der Jagdmann hier knieet, und das Hirschlein mit seiner kindischen Physiognomie so unbefangen drein sieht, im Kontrast mit der heiligen Ehrfurcht des Mannes; dies erweckt ganz eigene Gedanken von Gottes Barmherzigkeit, von dem grausamen Vergnügen der Jagd, und dergleichen mehr. Nun beobachtet einmal die Art wie der Ritter niederknieet; es ist die wahrste, frömmste und rührendste, mancher hätte hier wohl seine Zierlichkeit gezeigt, wie er Beine und Arme verschiedentlich zu stellen wüßte, so daß er durch Annehmlichkeit der Figur sich gleichsam vor jedem entschuldigt hätte, daß er ein so närrisches Bild zu seinem Gegenstande gemacht. Denn manche zierliche Maler sind mir so vorgekommen, daß sie nicht sowohl verschiedentliche Bilder malen, als vielmehr nur die Gegenstände brauchen, um immer wieder ihre Verschränkungen und Niedlichkeiten zu zeigen; diese putzen sich mit der edlen Malerkunst, statt daß sie ihr freies Spiel, und eine eigne Bahn gönnen sollten. So ist es nicht mit diesem Hubertus beschaffen. Seine zusammengelegten Beine, auf denen er so ganz natürlich hinknieet, seine gleichförmigen aufgehobenen Hände sind das Wahrste, was man sehen kann; aber sie haben nicht die spielende Anmut, die manche der heutigen Welt über alles schätzen."

Lukas sprach noch mancherlei; dann besuchten ihn einige Freunde aus der Stadt, mit denen er und Franz sich zu Tische setzten. Man lachte und erzählte viel; von der Malerei ward nur wenig gesprochen.

Zweites Kapitel.

Franz hielt sich längere Zeit in Leyden auf, als er sich anfangs vorgenommen hatte, denn Meister Lukas hatte ihm einige Konterfeie zu malen übergeben, die Franz zu dessen Zufriedenheit beendigte. Beide hatten sich oft von der Kunst unterhalten. Franz liebte Lukas ungemein, aber doch konnte er in keiner Stunde das Vertrauen zu ihm fassen, das er zu seinem Lehrer hatte, er fühlte sich in seiner Gegenwart immer gedemütigt, seine freiesten Gedanken waren gefesselt, selbst Lukas' fröhliche Laune konnte ihn ängstigen, weil sie von der Art wie er sich zu freuen pflegte, so gänzlich verschieden war. Er kämpfte oft mit der Verehrung, die er vor dem niederländischen Meister empfand, denn er schien ihm in manchen Augenblicken nur ein Handwerker zu sein; wenn er dann wieder den hurtigen erfinderischen Geist betrachtete, den nie rastenden Eifer, die Liebe zu allem Vortrefflichen, so schämte er sich seines Mißtrauens.

Als er an einem Morgen Lukas' Werkstelle besuchte, — wie erstaunte er, was glich seiner Freude! — als er seinen Lehrer, seinen über alles geschätzten Dürer neben dem niederländischen Maler sitzen sah. Erst schien es ihm nur ein Blendwerk seiner Augen zu sein; aber Dürer stand auf und schloß ihn herzlich in seine Arme; die drei Maler waren überaus fröhlich sich zu sehn. Fragen und Antworten durchkreuzten sich, besonders hinderte der lebhafte Lukas auf alle Weise das Gespräch, zu einer stillen Ruhe zu kommen, denn er fing immer wieder von neuem an sich zu verwundern und zu freuen. Er rieb die Hände, und lief mit großer Geschäftigkeit hin und wieder; bald zeigte er dem Albert ein Bild, bald hatte er wieder eine Frage, worauf er die Antwort wissen wollte. Franz bemerkte, wie gegen diese lebhafte Unruhe Alberts Gelassenheit und seine stille Art sich zu freuen, schön kontrastierte. Auch wenn sie neben einander standen, ergötzte sich Franz an der gänzlichen Verschiedenheit der beiden Künstler, die sich doch in ihren Werken so oft zu berühren schienen. Dürer

17. Die in dem folgenden geschilderte Zusammenkunft zwischen Lukas von Leyden und Dürer fand im Jahre 1521 wirklich statt. Lukas befand sich in Leyden, wohin er zufällig oder um Dürer kennen zu lernen, gekommen war. Er lud Dürer zu sich ein und dieser zeichnet in seinem Tagebuche auf: „Mich hat zu Gast geladen Meister Lukas, der in Kupfer sticht. Ist ein kleines Männchen und bürtig aus Leyden in Holland." Auch der Charakter der beiden Maler ist im ganzen der Wahrheit getreu kontrastiert.

war groß und schlank, lieblich und majestätisch fielen seine lockigen Haare um seine Schläfe, sein Gesicht war ehrwürdig und doch freundlich, seine Mienen veränderten den Ausdruck nur langsam, und seine schönen braunen Augen sahen feurig und doch sanft unter seiner Stirn hervor. Franz bemerkte deutlich, wie die Umrisse von Alberts Gesichte denen auffallend glichen, mit denen man immer den Erlöser der Welt zu malen pflegt. Lukas erschien neben Albert noch kleiner als er wirklich war; sein Gesicht veränderte sich in jedem Augenblicke, seine Augen waren mehr lebhaft als ausdrucksvoll, sein hellbraunes Haar lag schlicht und kurz um seinen Kopf.

Albert erzählte, wie er sich schon seit lange unpaß gefühlt habe, und die weite Reise nach den Niederlanden nicht gescheut, um seine Gesundheit wieder herzustellen. Seine Hausfrau habe ihn begleitet; von Sebastian gab er unserm Franz einen Brief, er selber sei zwar nicht gefährlich, aber doch so krank, daß er die Reise nicht habe unternehmen können, sonst würde er ihn mitgenommen haben. „Euch zu sehn, Meister Lukas," sagte er, „war der vornehmste Bewegungsgrund meiner Reise, denn ich habe es mir schon lange gewünscht, ich weiß auch noch nicht, ob ich einen andern Maler besuche, wenn der Wohnort mir aus dem Wege liegt, denn so viel ich sie kenne, ist mir nach dem berühmten Meister Lukas keiner merkwürdig."

Lukas dankte ihm und sprang wieder durch die Stube, voller Freude den großen Albert Dürer bei sich zu haben. Dann zeigte er ihm einige seiner neuesten Bilder, und Albert lobte sie sehr verständig. Dieser hatte einige neue Kupferstiche bei sich, die er dem Niederländer schenkte, und Lukas suchte zur Vergeltung auch ein Blatt hervor, das er dem Albrecht in die Hände gab. „Seht," sagte er, „dies Blatt, es wird von einigen für meinen besten Kupferstich erklärt, es ist das Konterfei des Tillen Eulenspiegel, wie ich mir diesen seltsamen Mann in den Gedanken vorgestellt habe. Es wollen einige jetzt, die sich mit der Gelehrsamkeit befassen, sein Buch verachten, und es als den Sitten und der Zucht zuwider verdammen, es möchte vielleicht einiges besser darin mangeln können, aber ich muß gestehen, daß es mich im

31. Der Held des Volksbuches von Till Eulenspiegel, dessen ältester Druck aus dem Jahre 1515 erhalten ist. Lukas' Kupferstich, die Familie des Eulenspiegel, gehört heute zu den seltensten des Meisters.

Ganzen immer sehr ergötzt hat. Die Schalkheit des Knechtes Eulenspiegel ist so eigen, viele seiner Streiche geben zu so manchen kuriosen Gedanken Veranlassung, daß ich mich ordentlich dazu angetrieben fühlte, sein seltsames Konterfei in Kupfer zu bringen."

„Ihr habt es auch wacker ausgerichtet," sagte Albert Dürer, „und ich danke Euch höchlich für Euer Geschenk. Ihr habt den berüchtigten Schalksknecht da erschaffen, wie er gewißlich ausgesehn haben muß, die schielenden Augen und die verdrehte Nase drücken sein seltsames Gemüt vortrefflich aus, in diesen Lippen habt Ihr seinen Witz, der oft beißend genug war, herrlich angedeutet, und es ist mir sehr erwünscht daß Ihr das häßliche Gesicht doch nicht so verzerrt habt, daß es uns zuwider ist, sondern mit vieler Kunst habt Ihr es so auszurichten gewußt, daß man es gerne beschaut, und den possigen Kerl ordentlich lieb gewinnt."

„Es ist eine Art von Dankbarkeit," sagte Meister Lukas, „daß ich ihn so mühsam in Kupfer gebracht habe, da ich über seine Schwänke oft so herzlich habe lachen müssen. Wie schon gesagt, es verstehen wenig Menschen die Kunst, sich an Tills Narrenstreichen so zu freuen als ich, weil sie es sogar mit dem Lachen ernsthaft nehmen; andern gefällt sein Buch wohl, aber es kommt ihnen als etwas Unedles vor, dies Bekenntnis abzulegen; andern fehlt es wieder an Übung das Possierliche zu verstehen und zu fassen, weil man sich vielleicht ebenso daran gewöhnen muß, wie man viele Gemälde sieht, ehe man über eins ein richtiges Urteil faßt."

„Ihr mögt sehr recht haben, Meister," antwortete Dürer, „die meisten Leute sind wahrlich mit dem Ernsthaften und Lächerlichen gleich fremd. Sie glauben immer, das Verständnis von beiden müsse ihnen von selbst ohne ihr weiteres Zuthun kommen; und doch ist das bei den allerwenigsten der Fall. Sie überlassen sich daher mit Roheit dem Augenblicke und ihrem damaligen Gefühl, und so tadeln und loben sie alles unbesehn. Ja sie gehn mit der Malerkunst ebenso um, sie kosten davon, wie man wohl ein Gemüse oder Suppe zu kosten pflegt, ob die Magd zu viel oder zu wenig Salz daran gethan habe, und dann sprechen sie das Urteil, ohne um die Einsicht und die Kenntnisse die dazu

15. possig, possierlich; von Sanders erst aus H. König belegt.

gehören, besorgt zu sein. Ich muß immer noch lachen, so oft ich daran denke, daß es mir doch auch einmal so ging. Ohne etwas davon zu verstehn, und ohne die Anlagen von der Natur zu haben, fiel ich einmal darauf ein Poet zu sein. Ich dachte in meinem einfältigen Sinne, Verse müsse ja wohl jedermann machen können, und ich wunderte mich über mich selber, daß ich nicht schon weit früher auf die Dichtkunst verfallen sei. Ich machte also ein zierlich großes Kupferblatt, und stach mühsam rund herum meine Verse mit zierlichen Buchstaben ein: es sollte ein moralisches Gedicht vorstellen, und ich unterstund mich, der ganzen Welt darin gute Lehren zu geben. Wie nun aber alles fertig war, siehe da, so war es erbärmlich geraten. Was ich da für Leiden von dem gelehrten Pirkheimer habe ausstehn müssen, der mir lange nicht meine Verwegenheit vergeben konnte! Er sagte immer zu mir: Schuster bleib bei deinen Leisten! Albert, wenn du den Pinsel in der Hand hast, so kömmst du mir als ein verständiger Mann vor, aber mit der Feder gebärdest du dich als ein Thor. — So sollte man auch zu manchen sagen, die sich auf Künste legen, die ihnen nicht besser anstehen als dem Esel das Lautenschlagen."

„Ihr müßt Euch doch einige Zeit in Leyden aufhalten," sagte Lukas; „denn ich möchte gar zu gern recht viel mit Euch sprechen, über so viele Dinge Euer Urteil vernehmen, denn ich wüßte keinen Menschen auf der Welt, mit dem ich mich lieber unterredete als mit Euch."

„Ich bleibe gewiß wenigstens einige Tage," antwortete Dürer; „seit Franz von mir fortgezogen ist, habe ich mir die Reise vorgesetzt, und alles Geld, was ich erübrigen konnte, dazu aufgespart."

Unter diesen Gesprächen war die Mittagsstunde herangekommen; eine junge hübsche Frau trat herein, es war das Weib des Niederländers, sie erinnerte ihren Mann mit freundlichem Gesichte, daß es Zeit sei zu essen, er möchte mit seinen Gästen in die Speisestube treten. Sie folgten ihr gern, und man setzte sich zu Tische. Die Hausfrau Albert Dürers hieß den Franz Sternbald sehr freundlich willkommen, Franz hatte sie noch nie so liebenswürdig gesehn, denn die Reise hatte sie heiter gemacht, ihr Gesicht war auch blühender und voller.

Der kleine Lukas schien nun bei Tische erst recht an seinem Platze zu sein; er wußte so gutmütig zum Essen und Trinken einzuladen, daß keiner seine Einladung auszuschlagen imstande

war; dabei erwies er sich überaus artig gegen Dürers Frau, und wußte ihr auf feine Art tausend kleine Schmeicheleien zu sagen. Dürer war viel ernster und unbeholfener, die schöne junge Frau des Lukas setzte ihn eher in Verlegenheit, als daß sie ihn unterhalten hätte, seine Sitten waren ernst und deutsch, und wenn sich ihm ein Scherz nicht von selber darbot, so hielt er es für eine unnütze Mühe ihn aufzusuchen. Franz war in einer heiligen Stimmung, es war ihm gar nicht möglich, seine Augen von seinem geliebten Lehrer abzuwenden, vollends da es ihm beständig im Sinne lag, daß er morgen früh abreisen müsse und also Dürer nicht länger sehn könne, denn er hatte eine Reisegesellschaft gefunden, die ihn gegen ein Billiges mit nach Antwerpen nehmen wollte.

„Ihr müßt mir erlauben,“ rief Lukas fröhlich aus, „Meister Albrecht (verzeiht mir, daß ich so vertraut thue, Euch bei Eurem Taufnamen zu nennen,) daß ich Euer Konterfei abnehme, ehe Ihr von hier reiset, denn es liegt mir gar zu viel daran es zu besitzen, und zwar recht treu und fleißig gemalt, ich will mir alle Mühe dabei geben.“

„Und ich will Euch malen,“ sagte Albrecht, „mir ist gewiß Euer Gesicht ebenso lieb, damit ich's dann mit mir nach Nürnberg nehme.“

„Wißt Ihr, wie wir es einrichten können?“ antwortete Lukas. „Ihr malt Euer eignes Bildnis und ich das meinige, und wir tauschen sie nachher gegen einander aus, so besitzt noch jeder etwas von des andern Arbeit.“

„Es mag sein,“ sagte Dürer, „ich weiß mit meinem Kopfe schon ziemlich Bescheid, denn ich habe ihn schon etlichemal gemalt und gestochen, und man hat die Kopie immer ähnlich gefunden. „Worüber ich mich aber billig wundern muß,“ fuhr er fort, „ist, daß Ihr Meister Lukus noch so jung seid, und daß Ihr doch schon so viele Kunstsachen in die Welt habt ausgehn lassen, und mit Recht einen so großen Namen habt; denn noch scheint Ihr keine dreißig Jahre alt zu sein.“

Lukas sagte: „ich bin auch noch nicht dreißig Jahre alt, sondern kaum neunundzwanzig. Es ist wahr, ich habe fleißig gemalt, und fast ebensoviel in Kupfer gestochen als Ihr; aber mein lieber Albrecht, ich habe auch schon sehr früh angefangen; Ihr wißt es vielleicht nicht, daß ich schon im neunten Jahre ein Kupferstecher war.“

„Im neunten Jahre?“ rief Franz Sternbald voller Verwunderung aus; „ich glaubte immer im sechzehnten hättet Ihr Euer erstes Werk begonnen, und das hat schon immer mein Erstaunen erregt.“

„Nein,“ erzählte Lukas weiter, „denn ich zeichnete schon Bilder und allerhand natürliche Sachen nach, als ich kaum sprechen konnte. Die Sprache und der Ausdruck durch die Reißkohle schien mir natürlicher als die wirkliche. Ich war unglaublich fleißig, und interessierte mich für gar nichts anderes in der Welt, denn die übrigen Wissenschaften, so wie Sprachen und dergleichen, waren mir völlig gleichgiltig, ja es war mir verhaßt, meine Zeit mit solchem Unterrichte zuzubringen. Wenn ich auch nicht zeichnete, so gab ich genau auf alle die Dinge acht, die mir vor die Augen kamen, um sie nachher nachahmen zu können. Die größte Freude machte es mir, wenn meine Eltern oder andre Menschen die Personen wieder erkannten, die ich kopiert hatte. Kein Spiel machte mir Vergnügen, andre Knaben waren mir zur Last und ich verachtete sie und ging ihnen aus dem Wege, weil mir ihr Beginnen zu kindisch vorkam; sie verspotteten mich auch deshalb, und nannten mich den kleinen alten Mann. Ich erkundigte mich, wie die Kupferstiche entständen, und einige eben nicht geschickte Leute machten mich mit der Kunst bekannt, soviel sie selbst davon begriffen hatten. So machte ich im neunten Jahre mein erstes Bild, das ich öffentlich herausgab, und das vielen Leuten nicht mißfiel; bald darauf thaten mich meine Eltern auf mein inständiges Bitten beim Meister Engelbrecht in die Lehre; ich fuhr fort zu arbeiten, und im sechzehnten Jahre war ich schon einigermaßen bekannt, so daß meine Werke gesucht wurden.“

„Ihr seid ein wahres Wunderkind gewesen, Meister Lukas,“ sagte Albert Dürer, „und auf die Art muß man freilich nicht erstaunen, wenn die Welt so viele Arbeiten von Euch gesehn hat.“

„Wenn ich jetzt vielleicht etwas bin,“ sagte Lukas sehr lebhaft, „so hab' ich's nur Euch zu verdanken. Ihr wart mein Vorbild, Ihr gabt mir immer neues Feuer, wenn ich manchmal den Mut verlieren wollte, denn ich glaube, es giebt auch beim eifrigsten Künstler Stunden, in denen er durchaus nichts hervorbringen mag, wo er sich in sich selber ausruht, und ihm die Arbeit mit den Händen ordentlich widersteht; dann hörte ich wieder von Euch, ich sah eins Eurer Kupferblätter, und der Fleiß kam

mir mit frischer Anmut zurück. Ich muß es gestehen, daß ich Euch auch meine meisten Erfindungen zu danken habe, denn ich weiß nicht wie es zugeht, einzelne Figuren oder Sachen stehn mir immer sehr klar vor den Augen, aber das Zusammenfügen, der wahre historische Zusammenhang, der ein Bild erst fertig macht, will sich nie deutlich vor den Sinnen hinstellen, bis ich dann ein andres Blatt in die Hände nehme, da fällt es mir denn ein, daß ich das auch darstellen, und hie und da wohl noch verbessern könnte, aus dem Bilde, das ich vor mir sehe, entwickelt sich ein neues in meiner Seele, das mir dann nicht eher Ruhe läßt, als bis ich es fertig gemacht habe. Am liebsten habe ich Eure Bilder nachgemacht, Albrecht, weil sie alle einen ganz eignen Sinn haben, den ich in andern nicht antreffe. Ihr habt mich am meisten auf Gedanken geführt, und Ihr werdet es wissen, daß ich die meisten Bilder, die Ihr ausgeführt habt, auch darzustellen versucht habe. Manchmal habe ich die Eitelkeit gehabt, Ihr verzeiht mir meinen freimütigen Stolz, und Ihr seid ein gerader guter Mann, Eure Vorstellung zu verbessern und dem Auge angenehmer zu machen."

„Ich weiß es recht wohl," sagte Albert mit der gutmütigsten Freundlichkeit, „und ich versichere Euch, ich habe viel von Euch gelernt. Wie Ihr mit Eurem Körper behender und gewandter seid, so seid Ihr es auch mit dem Pinsel und Grabstichel. Ihr wißt eine gewisse Anmut mit Wendungen und Stellungen der Körper in Eure Bilder zu bringen, die mir oft fehlt, so daß meine Zeichnungen gegen die eurigen hart und rauh aussehn; aber Ihr erlaubt mir auch zu sagen, daß es mir geschienen hat, als wärt Ihr ein paarmal unnötigerweise von der wahren Einfalt des Gegenstandes abgewichen. So gedenke ich an ein paar Kupferstiche, wo vorne Leute mit großen Mänteln stehn, die dem Zuschauer den Rücken zuwenden, da sie uns wohl natürlicher das Angesicht hätten zukehren dürfen. Hier habt Ihr nach meinem einfältigen Urteil nur etwas Neues anbringen und durch die großen Mantelfiguren die Kontrastierung mit den übrigen Personen im Bilde verstärken wollen; aber es kömmt doch etwas gezwungen heraus."

„Ihr habt recht, Albert," sagte Lukas, „ich sehe, Ihr seid ein schlauer Kopf, der mir meine Münzen wieder zu geben weiß. Ich habe mich öfter darauf ertappt, daß ich ein Bild verdorben habe, wenn ich es habe besser machen wollen, als ich es auf Euren

Platten gesehn hatte. Denn man verliert gar zu leicht den ersten Gedanken aus den Augen, der doch sehr oft der allerwahrste und beste ist; nun putzt man am Bilde herum, und über lang oder kurz wird es ein Ding, das einen mit ganz fremden Augen ansieht, und sich auf dem Papiere oder der Leinwand selber nicht zu finden weiß. Da seid Ihr glücklicher und besser daran, daß Euch die Erfindung immer zu Gebote steht; denn so ist es Euch fast unmöglich in einen solchen Fehler zu fallen. — Wie macht Ihr es aber, Albrecht, daß Ihr so viele Gedanken, so viele Erfindungen in Eurem Kopfe habt?"

„Ihr irrt Euch an mir," sagte Albrecht, „wenn Ihr mich für so erfindungsreich haltet Nur wenige meiner Bilder sind aus dem bloßen Vorsatz entstanden, sondern es war immer eine zufällige Gelegenheit, die sie veranlaßte. Wenn ich irgend ein Gemälde loben höre, oder eine der heiligen Geschichten wieder erzählen höre, so regt sich's dann plötzlich in mir, daß ich ein ganz neues Gelüst empfinde, gerade das und nichts anders darzustellen. Das eigentliche Erfinden ist gewiß sehr selten, es ist eine eigne und wunderbare Gabe, etwas bis dahin Unerhörtes hervorzubringen. Was uns erfunden scheint, ist gewöhnlich nur aus älteren schon vorhandenen Dingen zusammengesetzt, und dadurch wird es gewissermaßen neu; ja der eigentliche erste Erfinder setzt seine Geschichte oder sein Gemälde doch auch nur zusammen, indem er teils seine Erfahrungen, teils was ihm dabei eingefallen, oder was er sich erinnert, gelesen, oder gehört hat, nur in eins faßt."

„Ihr habt sehr recht," sagte Lukas, „etwas im eigentlichsten Verstande aus der Luft zu greifen wäre gewiß das Seltsamste, das dem Menschen begegnen könnte. Es wäre eine ganz neue Art von Verrückung, denn selbst der Wahnsinnige erfindet seine Fieberträume nicht. Die Natur ist also die einzige Erfinderin, sie leiht allen Künsten von ihrem großen Schatz; wir ahmen immer nur die Natur nach, unsre Begeisterung, unser Ersinnen, unser Trachten nach dem Neuen und Vortrefflichen ist nur wie das Achtgeben eines Säuglings, der keine Bewegung seiner Mutter aus den Augen läßt. — Wißt Ihr aber wohl, Albrecht, welchen Schluß man aus dieser Bemerkung ziehn könnte? Daß es also in den Sachen selbst, die der Poet oder Maler oder irgend ein Künstler darstellen wollte, durchaus nichts Unnatürliches geben

könne, denn indem ich als Mensch auf den allertollsten Gedanken verfalle, ist er doch schon natürlich und der Darstellung und Mitteilung fähig. Von dem Felde des wahrhaft Unnatürlichen sind wir durch eine hohe Mauer geschieden, über die kein Blick von uns dringen kann. Wo wir also in irgend einem Künstlerwerk Unnatürlichkeiten, Albernheit oder Unsinn wahrzunehmen glauben, die unsre gesunde Vernunft und unser Gefühl empören, so müßte das immer nur daher rühren, daß die Sachen auf eine ungehörige und unvernünftige Art zusammengesetzt wären, daß Teile darunter gemengt sind, die nicht hineingehören, und die übrigen so verbunden, wie es nicht sein sollte. So müßte also ein höherer Geist, als derjenige war, der es fehlerhaft gemacht hatte, aus allem Möglichen etwas Vortreffliches und Würdiges hervorbilden können."

Dürer nickte mit dem Kopfe Beifall, und wollte eben das Gespräch fortsetzen, als Lukas' Frau ausrief: „Aber lieben Leute, hört endlich mit Euren gelehrten Gesprächen auf, von denen wir Weiber hier kein Wort verstehn. Wir sitzen hier so ernsthaft wie in der Kirche, verspart alle Eure Wissenschaften bis das Mittagsessen vorüber ist." — Sie schenkte hierauf einem jeden ein großes Glas Wein ein, und erkundigte sich bei Dürer, was er auf der Reise Neues gesehn und gehört habe. Albrecht erzählte, und Franz Sternbald saß in tiefen Gedanken. In den letzten Worten des Lukas schien ihm der Schlüssel, die Auflösung zu allen seinen Zweifeln zu liegen, nur konnte er den Gedanken nicht deutlich fassen; er hatte von seinem Lehrmeister noch nie eine ähnliche Äußerung über die Kunst gehört, sie auch in keinem seiner Bücher angetroffen; es schien ihm sogar, als wenn Dürer auf diesen Gedanken nicht soviel gebe als er wert sei, daß er die Folgen nicht so bemerke, die alle in ihm lägen. Er konnte auf das jetzige Gespräch nicht acht geben, vorzüglich da die Niederländerin anfing sich nach allen Nürnbergischen Trachten der verschiedenen Stände zu erkundigen, und den Anzug der Dürerschen Hausfrau vom Kopfe bis zu den Füßen musterte.

Plötzlich sprang Lukas mit seiner Behendigkeit vom Tische auf, fiel seiner Frau um den Hals, und rief aus: „Mein liebstes Kind, du mußt es mir jetzt doch schon vergönnen, daß ich mit Meister Albrecht wieder etwas über die Malereikunst anfange, denn mir ist da eine Frage eingefallen. Es wäre ja Sünde,

wenn ich den Mann hier in meinem Hause hätte, und nicht alles vom Herzen los sprechen sollte."

„Meinetwegen magst du es halten wie du willst," antwortete sie; „aber was wird die Nürnbergische Frau dazu sagen?"

„Ich bin es schon so gewohnt," sagte Dürers Frau, „dergleichen sind bei Tische seine gewöhnlichen Gespräche. Mein Mann ist immer der letzte, der etwas von den Neuigkeiten der Stadt erfährt, und wenn er mir zuweilen etwas erzählen soll, weiß er nichts, es müßte sich denn etwa wieder mit Martin Luther etwas zugetragen haben."

„Daß wir den Mann vergessen konnten!" rief Dürer aus, „indem er sein volles Glas in die Höhe hob: er soll leben! noch lange soll der große Doktor Martin Luther leben! der Kirche, und uns allen zu Heil und Frommen!"

Lukas stieß an und lächelte. „Es ist zwar eine ketzerische Gesundheit," sagte er, „aber Euch zu Gefallen will ich sie doch trinken. Ich fürchte nur, die Welt wird viele Trübsale zu überstehen haben, ehe die neue Lehre durchdringen kann."

Albrecht antwortete: „Wann wir im Schweiß unsers Angesichts unser Brot essen müssen, so verlohnt es ja wohl die Wahrheit, wenn wir Qual und Trübsal ihretwegen aushalten."

„Nun das sind alles Meinungen," antwortete Lukas, „die eigentlich vor den Theologen und Doktor gehören, ich verstehe davon nichts. — Ich wollte vorher, Meister Albrecht, eine andre Frage an Euch thun. — Es hat mir immer sehr an Euren Bildern gefallen, daß Ihr manchmal die neuern Trachten auch in alten Geschichten abkopiert, oder daß Ihr Euch ganze neue wunderliche Kleidungen ersinnt. Ich habe es ebenfalls nachgeahmt, weil es mir sehr artlich dünkte."

Albrecht antwortete: „Ich habe dergleichen immer mit überlegtem Vorsatze gethan, weil mir dieser Weg kürzer und besser schien, als die antikischen Trachten eines jeden Landes und eines jeden Zeitalters zu studieren. Ich will ja den, der meine Bilder ansieht, nicht mit längstvergessenen Kleidungsstücken bekannt machen, sondern er soll die dargestellte Geschichte empfinden; die Bekleidung ist gleichsam nur ein notwendiges Übel. Ich rücke also die biblische oder heidnische Geschichte manchmal meinen Zuschauern dadurch recht dicht vor die Augen, daß ich die Figuren in den Gewändern auftreten lasse, in denen sie sich selber wahrnehmen. Dadurch ver-

liert ein Gegenstand das Fremde, besonders da unsre Tracht, wenn man sie gehörig auswählt, auch malerisch ist. Und denken wir denn wohl an die alte Kleidungsart, wenn wir eine Geschichte lesen, die uns rührt und entzückt? Würden wir es nicht gerne sehen, wenn Christus unter uns wandelte, ganz wie wir selber sind? Man darf also die Menschen nur nicht an das sogenannte Kostum erinnern, so vergessen sie es gerne. Die Darstellung der alten Gewänder wird überdies in unsern Gemälden leicht tot und fremd, denn der Künstler mag sich gebärden wie er will, die Tracht setzt ihn in Verlegenheit, er sieht niemand so gehen, er ist nicht in der Übung diese Falten und Massen zu werfen, sein Auge kann nicht mit arbeiten, die Imagination muß alles thun, die sich dabei doch nicht sonderlich interessiert. Ein Modell, auf dem man die Gewänder ausspannt, wird nimmermehr das thun, was dem Künstler die Wirklichkeit leistet. Außerdem scheint es mir gut, wie ich auch immer gesucht habe, die Tracht der Menschen physiognomisch zu brauchen, so daß sie den Ausdruck und die Bedeutung der Figuren erhöht. Daher mache ich oft aus meiner Einbildung Gewand und Kleidung, die vielleicht niemals getragen sind. Ich muß gestehen, ich setze gern einem wilden bösen Kerl eine Mütze von seltsamer Form aufs Haupt, und gebe ihm sonst im Äußern noch ein Abzeichen; denn unser höchster Zweck ist ja doch, daß die Figuren mit Hand und Fuß und dem ganzen Körper sprechen sollen."

„Ich bin darin völlig Eurer Meinung," sagte Lukas. „Ihr werdet gefunden haben, daß ich diese Sitte auch von Euch angenommen habe; nur habt Ihr vielleicht mehr als ich darüber nachgedacht. Auch in manchen Sachen, die ich von Rafael Sanzius gesehn habe, habe ich etwas ähnliches bemerkt."

„Wozu," rief Albrecht aus, „die gelehrte Umständlichkeit, das genaue Studium jener alten vergessenen Tracht, die doch immer nur Nebensache bleiben kann und muß? Wahrlich, ich habe einen zu großen Respekt vor der Malerei selbst, um auf derlei Erkundigungen großen Fleiß und viel Zeit zu verwenden, vollends, da wir es doch nie recht accurat erreichen mögen."

„Trinkt, trinkt," sagte Lukas, indem er die leeren Gläser wieder füllte, „und sagt mir dann, wie's kömmt, daß Ihr Euch

28. Rafael Sanzius, die richtige Form des Namens ist Raphael Santi; in früheren Zeiten häufiger die irrige Sanzio, woraus die lat. Form Sanzius.

mit so gar mancherlei Dingen abgebt, von denen man glauben sollte, daß manche Eures hohen Sinnes unwürdig sind. Warum wendet Ihr so viele Mühseligkeiten, Geschichten fein und zierlich in Holz zu schneiden, und dergleichen?"

„Ich weiß es selbst nicht recht, wie's zugeht," antwortete ihm Albrecht. „Seht, Freund Lukas, der Mensch ist ein wunderliches Wesen; wenn ich darüber zuweilen gedacht habe, so ist mir immer zu Sinne gewesen, als wenn der wunderbarliche Menschengeist aus dem Menschen herausstrebte, und sich auf tausend mannigfaltigen Wegen offenbaren wollte. Da sucht er nun herum, und trifft beim Dichter nur die Sprache, beim Spielmann eine Anzahl Instrumente mit ihren Saiten, und beim Künstler die fünf Finger und Farben an. Er probiert nun wie es gelingt, wenn er mit diesen unbeholfenen Werkzeugen zu hantieren anfängt, und keinmal ist es ihm recht, und doch hat er immer wieder nichts Besseres. Mir hat der Himmel ein gelassenes Blut geschenkt, und darum werde ich niemals ungeduldig. Ich fange immer wieder etwas Neues an, und kehre immer wieder zum alten zurück. Wenn ich etwas Großes male, so befällt mich gewöhnlich nachher das Gelüst, etwas recht Kleines und Zierliches in Holz zu schnitzeln, und ich kann nachher tagelang sitzen, um die kleine Arbeit aus der Stelle zu fördern. Eben so geht es mir mit meinen Kupferstichen. Je mehr Mühe ich darauf verwende, je lieber sind sie mir. Dann suche ich wieder freier und schneller zu arbeiten, und so wechsele ich in allerhand Manieren ab, und jede bleibt mir etwas Neues. Die Liebe zum Fleiß und zur Mühseligkeit scheint mir überdies etwas zu sein, was uns Deutschen angeboren ist; es ist gleichsam unser Element, in dem wir uns immer wohlbefinden. Alle Kunstwerke, die Nürnberg aufzuweisen hat, tragen die Spuren an sich, daß sie der Meister mit sonderbarer Liebe zu Ende führte, daß er keinen Nebenzweig vernachlässigte, und gering schätzte; und ich mag dasselbe wohl von dem übrigen Deutschland und auch von den Niederlanden sagen."

„Aber warum," sagte Lukas, „habt Ihr nun Eurem Schüler Sternbald da nicht abgeraten nach Italien zu gehn, da er doch gewiß bei Euch seine Kunst so hoch bringen kann, als es ihm nur möglich ist?"

Franz war begierig, was Dürer antworten würde. Dieser sagte: „eben weil ich an dem zweifle, was Ihr da behauptet,

Meister Lukas. Ich weiß es wohl, daß ich in meiner Wissenschaft nicht der Letzte bin; aber es würde thöricht sein, wenn ich dafür halten wollte, daß ich alles geleistet und entdeckt hätte, was man in der Kunst vollbringen kann. Glaubt Ihr nicht, daß es den künftigen Zeiten möglich sein wird, Sachen darzustellen und Geschichten und Empfindungen auszudrücken, auf eine Art, von der wir jetzt nicht einmal eine Vorstellung haben?"

Lukas schüttelte zweifelhaft mit dem Kopfe.

„Ich bin sogar davon überzeugt," fuhr Albrecht fort, „denn jeder Mensch leistet doch nur das, was er vermag; eben so ist es auch mit dem ganzen Zeitalter. Erinnert Euch nur dessen, was wir vorher über die Erfindung gesprochen haben. Dem alten Wohlgemuth würde das Ketzerei geschienen haben, was ich jetzt male, so würde Euer Lehrer Engelbrecht schwerlich wohl auf die Erfindungen und die Manieren verfallen sein, die Euch so geläufig sind. Warum sollen unsre Schüler nun uns nicht wieder übertreffen?"

„Was hätten wir aber dann mit unsrer Arbeit gewonnen?" rief Lukas aus.

„Daß sie ihre Zeit ausfüllt," sagte Dürer gelassen, „und daß wir sie gemacht haben. Weiter wird es niemals einer bringen. Jedes gute Bild steht da an seinem eigenen Platze, und kann eigentlich nicht entbehrt werden, wenn auch viele andre in andern Rücksichten besser sind, wenn sie auch Sachen ausdrücken, die man auf jenem Bilde nicht antrifft. Ich habe mich immer darin gefunden, daß vielleicht mancher zukünftige Maler von meinen Gemälden verächtlich sprechen mag, daß man meinen Fleiß, und wohl auch mein Gutes daran verkennt. Viele machen es schon jetzt mit den Meistern nicht besser, die vor uns gewesen sind, sie sprechen von ihren Fehlern, die jedem in die Augen fallen, und sehn ihr Gutes nicht, ja es ist ihnen unmöglich das Gute daran zu sehn. Aber auch dieses Schlimme rührt bloß vom bessern Zustande unsrer Kunst her, und darum müssen wir uns darüber nicht erzürnen. Und also sehe ich es im Gegenteil gerne, daß mein lieber Franz Sternbald Italien besucht, und alle seine denkwürdigen Kunstsachen recht genau betrachtet, eben weil ich viel Anlage zur Malerei bei ihm bemerkt habe. Aus wem ein guter Maler werden

13. Michel Wohlgemuth (1434—1519), Nürnberger Maler und Holzschnitzer, war der Lehrer Dürers. — 14. Über Engelbrecht s. oben S. 163.

soll, der wird es gewiß, er mag in Deutschland bleiben oder nicht. Aber ich glaube, daß es Kunstgeister giebt, denen der Anblick des Mannigfaltigen ungemein zu statten kömmt, in denen immer neue Bildungen entstehn, wenn sie das Neue sehn, die eben dadurch vielleicht ganz andre Wege auffinden, die wir noch nicht betreten haben, und ich glaube fast, daß Sternbald zu diesen gehört. Laßt ihn also immer reisen, denn so viel älter ich bin, wirkt doch jede Veränderung, jede Neuheit noch immer auf mich. Glaubt nur, daß ich selbst auf dieser Reise zu Euch noch viel für meine Kunst gelernt habe. Wenn Franz auch eine Zeitlang in Verwirrung lebt, und durch sein Lernen in der eigentlichen Arbeit gestört wird, und ich glaube wohl, daß sein sanftes Gemüt dem ausgesetzt ist; so wird er doch gewiß dergleichen überleben, und nachher aus diesem Zeitpunkte einen desto größern Nutzen ziehn. — Ich bin über das Dorf gereiset, mein lieber Franz, in dem du dich aufgehalten hast, und ich muß dir sagen, daß ich eine rechte Freude empfunden habe. Du hast in der Kirche dort ein Blatt aufgestellt, wozu ich dir wirklich nicht die Kräfte zugetrauet hätte, und mich dünkt, es beweiset eben, daß du einen neuen Weg einschlagen wirst. Ich kann Euch, Meister Lukas, das Gemälde unmöglich beschreiben; es ist die Verkündigung des Heilandes, die den Hirten auf dem Felde geschieht. Franz hat darin zwei wunderbare Erleuchtungen angebracht, die das Bild sehr rührend machen, und worauf ich noch niemals gefallen bin. Alles ist zierlich und lieblich, und verdrängt doch die Sache nicht, die dargestellt werden sollte. Ich habe mich an dem Bilde recht ergötzt, und ich kann sagen, daß ich in der That etwas davon gelernt habe. Nur war der Hirt, der der untergegangenen Sonne nachsieht, falsch gezeichnet, er ist zu klein gegen die Figuren, die hinter ihm sind. Aber das Bild erweckt heilige und andächtige Empfindungen, und ich habe mich recht glücklich geschätzt, daß Franz mein Schüler ist."

So große Worte waren über den armen Franz noch niemals ausgesprochen, und es schien ihm auch, als wenn er sie gar nicht verdiente, darum wurde er schamrot, aber innerlich war er so erfreut, so überglücklich, daß sich gleichsam alle geistigen Kräfte in ihm auf einmal bewegten, und nach Thätigkeit riefen. Er empfand die Fülle in seinem Busen, und ward von den mannigfaltigsten Gedanken übermeistert.

Lukas, nachdem er eine Weile geschwiegen hatte, brach eine

neue Weinflasche an, und ging selber mit lustigen Gebärden um den Tisch herum, um allen einzuschenken. Fröhlich rief er aus: „laßt uns munter sein, so lange dies irdische Leben dauert, wir wissen ja so nicht wie lange es währt!“

Albrecht trank und lachte. „Ihr habt ein leichtes Gemüt, Meister,“ sagte er scherzend, „Euch wird der Gram niemals etwas anhaben können.“

„Wahrlich nicht!“ sagte Lukas, „so lange ich meine Gesundheit und mein Leben fühle, will ich guter Dinge sein, mag es hernach werden wie es will. Mein Weib, Essen und Trinken, und meine Arbeit, seht, das sind die Dinge, die mich beständig vergnügen werden, und nach etwas Höherem strebe ich gar nicht.“

„Doch,“ sagte Meister Albrecht ernsthaft, „die geläuterte wahre Religion, der Glaube an Gott und Seligkeit.“

„Davon spreche ich bei Tische niemals,“ sagte Lukas. — „Aber so seid Ihr ein größerer Ketzer als ich.“ — „Mag sein,“ rief Lukas, „aber laßt die Dinge fahren, von denen wir ohnehin so wenig wissen können. Oft mag ich gern arbeiten, wenn ich so recht fröhlich gewesen bin. Wenn der Wein noch in den Adern und im Kopfe lebendig ist, so gelingt der Hand oft ein kühner Zug, eine wilde Gebärde weit besser als in der nüchternen Überlegung. Ihr erlaubt mir wohl, daß ich nach Tische eine kleine Zeichnung entwerfe, die ich schon seit lange habe ausarbeiten wollen; nämlich den Saul, wie er seinen Spieß nach David wirft. Mich dünkt, ich sehe den wilden Menschen jetzt ganz deutlich vor mir, den erschrocknen und doch mutigen David, die Umstehenden und alles.“

„Wenn Ihr wollt,“ sagte Dürer, „so mögt Ihr jetzt gleich an die Arbeit gehn, da Ihr den kühnen Entschluß einmal gefaßt habt. Mir vergönnt im Gegenteil einen kleinen Schlaf, denn ich bin noch müde von der Reise.“

Jetzt ward der Tisch aufgehoben. Lukas führte den Albert zu einem Ruhebette; die beiden Frauen gingen in ein anderes Zimmer, um sich nun in Ruhe allerhand zu erzählen, er selbst begab sich nach seiner Werkstätte. Franz eilte mit Sebastians Briefe hinunter in einen kleinen Garten, der dem Meister Lukas zugehörte.

Alle Gesträuche und Gewächse standen hier in der schönsten Ordnung; einige hatte der Herbst schon entblättert, andre waren noch frisch grün, als wären sie eben aufgebrochen. Die Gänge

waren sehr reinlich gehalten, die späten Herbstblumen standen im schönsten Flore. Franzens Gemüt war völlig erheitert, er fühlte eine holdselige Gegenwart um sich scherzen und die Zukunft sah ihn mit freundlichen Gebärden an. Er öffnete den Brief und las:

„Trauter Bruder.

Wie weh thut es mir, daß ich unsern Dürer nicht habe begleiten können, um Dich in den Niederlanden vielleicht noch anzutreffen. Meine Krankheit ist nicht gefährlich, aber doch hält sie mich von dieser Reise ab. Meine Sehnsucht nach Dir wird auf meinem einsamen Lager in jeder Stunde lebendiger; ich weiß nicht, ob Du an mich mit denselben Empfindungen denkst. Wenn die Blumen des Frühlings wiederkommen, bist Du noch weiter von mir entfernt, und dabei weiß ich nicht einmal zuverlässig, ob ich Dich auch wiedersehe. Wie mühevoll und wie leer ist unser menschliches Leben! ich lese jetzt Deine Briefe zu wiederholten Malen, und mich dünkt, als wenn ich sie nun besser verstände; wenigstens bin ich jetzt noch mehr Deiner Meinung. Ich kann nicht malen, und darum lese ich auch wohl jetzt in Büchern fleißiger als ich sonst that, und ich lerne manches Neue und manches, das ich schon wußte, erscheint mir wieder neu. Übel ist es, daß es dem Menschen oft so schwer ankömmt, selbst das Einfältigste recht ordentlich zu verstehn, wie es gemeint sein muß, denn seine jedesmalige Lebensart, seine augenblicklichen Gedanken hindern ihn daran; wo er diese nicht wiederfindet, da dünkt ihm nichts recht zu sein. Ich möchte Dich jetzt mündlich sprechen, um recht viel von Dir zu hören, um Dir recht viel zu sagen; denn je länger Du fort bist, je mehr empfinde ich Deine Abwesenheit, und daß ich mit niemand, selbst mit Dürer nicht das reden kann, was ich mit Dir gern sprechen möchte.

Die Helden des römischen Altertums wandeln jetzt mit ihrer Größe durch mein Gemüt; sowie ich genese, will ich den Versuch anstellen, aus ihren Geschichten etwas zu malen. Ich kann es Dir nicht beschreiben, wie sich seit einiger Zeit das Heldenalter so lebendig vor mir regt; bis dahin sah ich die Geschichte als eine Sache an, die nur unsre Neugier angehe, aber es hat sich mir darin eine ganz andre Welt entwickelt. Vorzüglich gern möchte ich aus Cäsars Geschichte etwas bilden, man nennt diesen Mann so oft und nie mit der Ehrfurcht, die er verdient. Wenn er auf

dem Nachen ausruft: Du trägst den Cäsar und sein Glück! oder sinnend am Rubikon steht und nun noch einmal kurz sein Vorhaben erwägt, wenn er dann fortschreitet und die bedeutenden Worte sagt: der Würfel ist geworfen! dann bewegt sich mein ganzes Herz vor Entzücken, alle meine Gedanken versammeln sich um den einen großen Mann und ich möchte ihn auf alle Weise verherrlichen. Am liebsten sehe ich ihn vor mir, wenn er durch die kleine Stadt in den Alpen zieht, sein Gesellschafter ihn fragt: ob denn hier auch wohl Neid und Verfolgung und Plane zu Hause wären, und er mit seiner höchsten Größe die tiefsinnigen Worte sagt: Glaube mir, ich möchte lieber hier der Erste, als in Rom der Zweite sein.

Dies ist nicht bloßer Ehrgeiz, oder wenn man es so nennen will, so ist es das Erhabenste, wozu sich der Mensch emporschwingen kann. Denn freilich war Rom, das damals die ganze Welt beherrschte, im Grunde etwas anders, als jene kleine unbedeutende Stadt? Der höchste Ruhm, die größte Verehrung des Helden, auch wenn ihm der ganze Erdkreis huldigt, was ist es denn nun mehr? Wird er niemals wieder vergessen? ist vor ihm nicht etwas Ähnliches da gewesen? Es liegt eine große Seele in Cäsars Worten, die hier so kühn das anscheinend Höchste, mit dem scheinbar Niedrigsten zusammenstellt. Es ist ein solcher Ehrgeiz, der diesen Ehrgeiz wieder als etwas Gemeines und Verächtliches empfindet, der sein großes Leben, das er führt, nicht höher anschlägt, als das des unbedeutenden Bürgers, der das ganze Leben gleichsam nur so mitmacht, weil es eine hergebrachte Gewohnheit ist, und der nun in der Fülle seiner Herrlichkeit, gleichsam als Zugabe, als einen angeworfenen Zierat, seinen Ruhm, seine glorwürdigen Thaten, sein erhabenes Streben hineinlegt. Wo die Wünsche der übrigen Menschen über ihre eigne Kühnheit erstaunen, da sieht er noch Alltäglichkeit und Beschränktheit; wo andre sich vor Wonne und Entzücken nicht mehr fassen können, ist er kaltblütig und nimmt mit zurückhaltender Verachtung an, was sich ihm aufdrängt.

Mir fallen diese Gedanken bei, weil viele jetzt von den wahrhaft großen Männern mit engherziger Kleinmütigkeit sprechen, weil sich diese es einkommen lassen, Riesen und Kolosse auf einer Goldwage abzuwägen. Eben diese können es auch nicht begreifen, warum ein Sylla in seinem höchsten Glanze das Regiment plötz-

37. Sylla, der Diktator L. C. Sulla legte im Jahre 79 v. Chr. freiwillig die Diktatur nieder und zog sich ins Privatleben zurück.

lich niederlegt und wieder Privatmann wird und so stirbt. Sie können es sich nicht vorstellen, daß der menschliche Geist, der hohe nämlich, sich endlich an allen Freuden dieser Welt ersättige und nichts mehr suche, nichts mehr wünsche. Ihnen genügt schon das bloße Dasein und jeder Wunsch zerspaltet sich in tausend kleine; sie würden ohne Stolz, in schlechter Eitelkeit Jahrhunderte durchleben und immer weiter träumen und keinen Lebenslauf hinter sich lassen.

Jetzt ist es mir sehr deutlich, warum Cato und Brutus gerne starben; ihr Geist hatte den Glanz verlöschen sehn, der sie an dieses Leben fesselte. — Ich lese viel, wie Du mich sonst oft dazu ermahntest, in der heiligen Schrift, und je mehr ich darin lese, je teurer wird mir alles darin. Unbeschreiblich hat mich der Prediger Salomo erquickt, der alle diese Gedanken meiner Seele so einfältig und so erhaben ausdrückt; der die Eitelkeit des ganzen menschlichen Treibens durchschaut hat; der alles erlebt hat und in allem das Vergängliche, das Nichtige entdeckt, daß nichts unserm Herzen genüget; und daß alles Streben nach Ruhm, nach Größe und Weisheit Eitelkeit sei; der immer wieder damit schließt: „Darum sage ich, daß nichts besser sei, denn daß ein Mensch fröhlich sei in seiner Arbeit, denn das ist sein Teil.“

„Was hat der Mensch von aller seiner Mühe, die er hat unter der Sonnen? Ein Geschlecht vergehet, das andre kömmt, die Erde aber bleibt ewiglich. Die Sonne gehet auf und gehet unter und läuft an ihren Ort, daß sie daselbst wieder aufgehe. Der Wind gehet gegen Mittag und kömmt herum zu Mitternacht, und wieder herum an den Ort da er anfing. Alle Wasser laufen ins Meer, noch wird das Meer nicht völler; an den Ort, wo sie herfließen, fließen sie wieder hin. Es ist alles Thun so voll Mühe, daß niemand ausreden kann. Das Auge siehet sich nimmer satt und das Ohr höret sich nimmer satt. Was ist's, das geschehen ist? Eben das hernach geschehen wird. Was ist's, das man gethan hat? Eben das man hernach wieder thun wird, und geschicht nichts Neues unter der Sonnen.“ —

Und nachher sagt er: „Ist's nun nicht besser dem Menschen, essen und trinken, und seine Seele guter Dinge sein in seiner Arbeit?“

20 f. Prediger 3, 22. — 22. Das folgende wörtlich aus Prediger 1, 3—?, nach Luthers Übersetzung. — 35 ff. Prediger 2, 24.

„Wie es dem Guten gehet, so geht's auch dem Sünder. Das ist ein böses Ding, unter allem, das unter der Sonnen geschicht, daß es einem geht wie dem andern, daher auch das Herz des Menschen voll Arges wird, und Thorheit in ihrem Herzen, dieweil sie leben, danach müssen sie sterben. — Denn die Lebendigen wissen, daß sie sterben werden, aber die Toten wissen nichts, sie verdienen auch nichts mehr, denn ihr Gedächtnis ist vergessen; daß man sie nicht mehr liebet, noch hasset, noch neidet, und haben kein Teil mehr auf der Welt in allem, was unter der Sonnen geschicht. So gehe hin und iß dein Brot mit Freuden, trink deinen Wein mit gutem Mut, denn dein Werk gefällt Gott. Laß deine Kleider immer weiß sein und deinem Haupte Salbe nicht mangeln. Brauche des Lebens mit deinem Weibe, das du lieb hast, so lange du das eitel Leben hast, das dir Gott unter der Sonnen gegeben hat, so lange dein eitel Leben währet, denn das ist dein Teil im Leben und in deiner Arbeit, die du thust unter der Sonnen. Alles, was dir vorhanden kommt zu thun, das thue frisch, denn in dem Tode, da du hinfährst, ist weder Werk, Kunst, Vernunft noch Weisheit." —

Liebster Franz, ich habe viel daraus gelernt, höher bringt es der Mensch gewiß niemals, dies ist die Weisheit.

Ich habe einen Nürnberger, Hans Sachs, kennen gelernt, einen wackern Mann und schönen Dichter, er hat sich auf die Kunst der Meistersänger gelegt und es weit darin gebracht, dabei ist er ein großer Freund der Reformation, er hat viel herrlicher Gedichte darüber abgefaßt. Er ist Bürger und Schuhmacher allhier.

Lebe wohl und gieb mir bald Nachricht von Dir; Deine Briefe können mir niemals zu weitläufig sein.

Sebastian."

Dieser Brief setzte Franzen in ein tiefes Nachsinnen, er wollte seinem Gemüte nicht recht eindringen und er fühlte fast etwas Fremdartiges in der Schreibart, das sich seinem Geiste widersetzte. Es quälte ihn, daß alles Neue mit einem zu gewaltsamen Eindrucke auf seine Seele fiel und ihr dadurch die freie Bewegung raubte. So lag ihm wieder die Gesinnung und das Betragen

1 ff. Prediger 9, 2—10. Der biblische Text beginnt so: „Wie es den Meineidigen geht, so geht es auch dem, der den Eid fürchtet." — 18. in dem Tode, in dem biblischen Texte: „in der Hölle, da du hinfährst". — 22. Der Schuster und Dichter Hans Sachs 1494 bis 1576.

des Meisters Lukas in Gedanken, manches in Sebastians Briefe schien ihm damit übereinzustimmen, und in solchen Augenblicken des Gefühls kam er sich oft in der Welt ganz einsam vor.

Wunderlich seltsam ist das Leben der Jugend, die sich selbst nicht kennt. Sie verlangt, daß die ganze übrige Welt, wie ein einziges Instrument, mit ihren Empfindungen eines jeden Tages zusammenstimmen soll, sie mißt sich mit der fremdartigsten Natur und ist nur zu oft unzufrieden, weil sie allenthalben Disharmonie zu hören glaubt. Sich selbst genug, sucht sie doch außenwärts einen freundlichen Wiederhall, der antworten soll, und ängstigt sich, wenn er ausbleibt.

Er ging nach einiger Zeit in das Haus zurück. Dürer war schon wieder munter, und beide suchten den Meister Lukas in seiner Malerstube auf. Er saß bei seiner Zeichnung und war schon ziemlich weit damit gekommen. Franz verwunderte sich sehr über den kunstreichen Mann, der in so kurzer Zeit so viel hätte arbeiten können, die Zeichnung war beinahe fertig und mit großem Feuer entworfen. Dürer betrachtete sie und sagte: „Ihr scheint recht zu haben, Meister Lukas, daß sich nach einem guten Trunke besser arbeiten läßt, ob ich es gleich noch nie versucht habe; denn mir steigt der Wein in den Kopf und verdunkelt mir die Gedanken."

„Man muß sich nur nicht stören lassen," sagte Lukas, „wenn einem auch anfangs etwas wunderlich dabei wird, sondern dreist fortfahren, so findet man sich bald in die Arbeit hinein, und alsdann gerät sie gewißlich besser."

Die drei Künstler blieben mit den Frauen auch am Abend zusammen und sie setzten ihre Gespräche fort. Franz war gedrückt von dem Gedanken, daß er morgen abreise; ob er gleich seinen Dürer ganz unvermuteter Weise gefunden hatte, so sollte er ihn doch jetzt ebenso plötzlich zum zweitenmale verlassen; er sprach wenig mit, auch aus dem Grunde, weil er zu bescheiden war.

Es war spät, der Mond war eben aufgegangen, als man sich trennte. Franz nahm von Lukas Abschied; dann begleitete er seinen Lehrer mit seiner Hausfrauen nach ihrer Herberge. Hier sagte er auch der Frau Lebewohl. Dürer ging wieder mit ihm zurück, sie durchstrichen einige Straßen und kamen dann auf einen Spaziergang der Stadt.

34. Hausfrauen, altertümliche Form für Hausfrau.

Der Mond schien schräge durch die Bäume, die beinahe schon ganz entblättert waren; sie standen still und Franz fiel seinem Meister mit Thränen an die Brust. „Was ist dir?“ sagte Dürer, indem er ihn in seine Arme schloß. „O liebster, liebster Albrecht,“ schluchzte Franz, „ich kann mich nicht darüber zufrieden geben, ich kann es nicht aussprechen, wie sehr ich Euch verehre und liebe. Ich hab' es mir immer gewünscht, Euch noch einmal zu sehn, um es Euch zu sagen, aber nun habe ich doch keine Gewalt dazu. O liebster Meister, glaubt es mir nur auf mein Wort, glaubt es meinen Thränen.“

Franz war indem zurückgetreten und Dürer gab ihm die Hand und sagte: „Ich glaube es dir.“

„Ach!“ rief Franz aus, „was seid Ihr doch für ein ganz anderer Mann als die übrigen Menschen! das fühle ich immer mehr, ich werde keinen Euresgleichen wieder antreffen. An Euch hängt mein ganzes Herz, und wie ich Euch vertraue, werde ich keinem wieder vertrauen.“

Dürer lehnte sich nachdenkend an den Stamm eines Baumes, sein Gesicht war ganz beschattet. „Franz,“ sagte er langsam, „du machst, daß mir deine Abwesenheit immer trauriger sein wird, denn auch ich werde niemals solchen Schüler, solchen Freund wieder antreffen. Denn du bist mein Freund; der einzige, der mich aus recht voller Seele liebt, der einzige, den ich ganz so wieder lieben kann.“

„Sagt das nicht, Albrecht,“ sagte Franz, „ich vergehe vor Euch.“

Dürer fuhr fort: „Es ist nur die Wahrheit, mein Sohn, denn als solchen liebe ich dich. Meinst du, deine getreue Anhänglichkeit von deiner Kindheit auf habe mein Herz nicht gerührt? O du weißt nicht, wie mir an jenem Abend in Nürnberg war und wie mir jetzt wieder ist: wie ich damals den Abschied von dir abkürzte und es jetzt gern wieder thäte; aber ich kann nicht.“

Er umarmte ihn freiwillig und Franz fühlte, daß sein teurer Lehrer weinte. Sein Herz wollte brechen. „Die übrigen Menschen,“ sagte Dürer, „lieben mich nicht wie du; es ist zuviel Irdisches in ihren Gedanken. Ich stelle mich oft wohl äußerlich hart und thue wie die übrigen; aber mein Herz weiß nichts davon. Pirkheimer ist ein Patrizier, ein reicher Mann, er ist brav, aber er schätzt mich nur der Kunst wegen, und weil ich fleißig und aufgeräumt bin. Mein Weib kennt mich wenig und weil ich ihr im

stillen nachgebe, so meint sie, sie mache mir alles recht. Sebastian ist gut, aber sein Herz ist dem meinigen nicht so verwandt als das deine. Von den übrigen laß mich gar schweigen. Ja wahrlich, du bist mir der einzige auf der Erde."

Franz sagte begeistert: „O was könnte mir für ein größeres Glück begegnen, als daß Ihr die Liebe erkennt, die ich so inniglich zu Euch trage?"

„Sei immer wacker," sagte Dürer, „und laß dein frommes Herz allerwege so bleiben, als es jetzt ist. Komm dann nach Deutschland und Nürnberg zurück, wenn es dir gut däucht; ich wüßte mir keine größere Freude, als künftig immer mit dir zu leben."

„Ich bin eine verlassene Waise, ohne Eltern, ohne Angehörige," sagte Franz, „Ihr seid mir alles."

„Ich wünsche," sagte Albrecht, „daß du mich wiederfindest, aber ich glaube es nicht; es ist etwas in meiner Seele, was mir sagt, daß ich es nicht lange mehr treiben werde. Ich bin in manchen Stunden so ernsthaft und so betrübt, daß ich zu sterben wünsche, wenn ich auch nachher oft wieder scherze und lustig scheine. Ich weiß auch recht gut, daß ich zu fleißig bin und mir dadurch Schaden thue, daß ich die Kraft der Seele abstumpfe und es gewiß büßen muß; aber es ist nicht zu ändern. Ich brauche dir, liebster Franz, wohl die Ursache nicht zu sagen. Meine Frau ist gut, aber sie ist zu weltlich gesinnt, sie quält sich ewig mit Sorgen für die Zukunft und mich mit; sie glaubt, daß ich niemals genug arbeiten kann, um nur Geld zu sammeln, und ich arbeite, um in Ruhe zu sein, oft mit unlustiger Seele; aber die Lust stellt sich während der Arbeit ein. Meine Frau empfindet nicht die Wahrheit der himmlischen Worte, die Christus ausgesprochen hat: Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet, auch nicht für euren Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr denn die Speise? Und der Leib mehr denn die Kleidung? So denn Gott das Gras auf dem Felde kleidet, das doch heute stehet und morgen in den Ofen geworfen wird, sollte er das nicht vielmehr euch thun? O ihr Kleingläubigen! Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? — Nun lebe wohl, mein liebster Freund; ich will zurück und du

28 f. die himmlischen Worte, die Christus ausgesprochen hat, Ev. Matthäi 6, 25—31.

sollst mich nicht begleiten, denn an einer Stelle müssen wir uns ja doch trennen."

Franz hielt noch immer seine Hand. „Ich sollte Euch nicht wiedersehn?" sagte er, „warum sollte ich dann wohl nach Deutschland zurückkommen? Nein, Ihr müßt leben, noch lange, lange, Euch, mir und dem Vaterlande!"

„Wie wir uns trennen müssen," sagte Dürer, „so muß ich doch irgend einmal sterben, es sei wenn es sei. Je früher, je weniger Lebensmühe; je später, je mehr Sorgen. Aber komm bald zurück, wenn du kannst."

Er segnete hierauf seinen jungen Freund und betete inbrünstig zum Himmel. Franz sprach in Gedanken seine Worte nach und war in einer frommen Entzückung; dann umarmten sich beide und Dürer ging wie ein großer Schatten von ihm weg. Franz sah ihm nach, und der Mondschimmer und die Bäume dämmerten ungewiß um ihn. Plötzlich stand der Schatten still und bewegte sich wieder rückwärts. Dürer stand neben Franz, nahm seine Hand und sagte: „Und wenn du mir künftig schreibst, so nenne mich in deinen Briefen du und deinen Freund, denn du bist mein Schüler nicht mehr." — Mit diesen Worten ging er nun wirklich fort und Franz verlor ihn gänzlich aus den Augen. Die Nacht war kalt, die Wächter der Stadt zogen vorüber und sangen, die Glocken schlugen feierlich. Franz irrte noch eine Zeitlang umher, dann begab er sich nach seiner Herberge, aber er konnte nicht schlafen.

Drittes Kapitel.

Der Morgen kam. Franz hatte eine Gesellschaft gefunden, die auf dem Kanal mit einem Schiffe nach Rotterdam fahren wollte, dort wollten sie ein größeres nehmen, um vollends nach Antwerpen zu kommen.

Es war helles Wetter, als sie in das Boot stiegen; die Gesellschaft schien bei guter Laune. Franz betrachtete sie nach der Reihe und keiner darunter fiel ihm besonders auf, außer ein junger Mensch, der einige zwanzig Jahre alt zu sein schien und ungemein schön im Gesicht und in seinen Gebärden war. Franz fühlte sich immer mehr zu den jüngern als zu den ältern Leuten hingezogen;

er sprach mit den letztern ungern, weil er nur selten in ihre Empfindungen einstimmen konnte. Bei alten Leuten empfand er seine Beschränkung noch quälender und er merkte es immer, daß er ihnen zu lebhaft, zu jugendlich war, daß er sich gemeiniglich an Dingen entzückte, die jenen immer fremd geblieben, und daß sie doch zuweilen mit einem gewissen Mitleiden, mit einer tyrannisierenden Duldung auf ihn herabblickten, als wenn er endlich allen diesen Gefühlen und Stürmen vorüberschiffen müßte, um in ihr ruhiges kaltes Land festen Fuß zu fassen. Vollends demütigte es ihn oft, wenn sie dieselben Gegenstände liebten, die er verehrte; Lob und Tadel, Anpreisung und Nachsicht aber mit so scheinbarer Gerechtigkeit austeilten, daß von ihrer Liebe fast gar nichts übrig blieb. Er dagegen war gewohnt aus vollem Herzen zu zahlen, seine Liebe nicht zu messen und einzuschränken, sondern es zu dulden, daß sie sich in vollen Strömen durch das gelobte Land der Kunst, sein Land der Verheißung, ergoß; je mehr er liebte, je wohler ward ihm. — Er konnte sein Auge von dem Jünglinge gar nicht zurückziehn, die lustigen hellen braunen Augen und das gelockte Haar, eine freie Stirn und dazu eine bunte, fremdartige Tracht machten ihn zum Gegenstande von Franzens Neugier.

Das Schiff fuhr fort und man sah links weit in das ebene Land hinein. Die Gesellschaft schien nachdenkend oder vielleicht müde, weil sie alle früh aufgestanden waren; nur der Jüngling schaute unbefangen mit seinen großen Augen umher. Ein ältlicher Mann zog ein Buch hervor und fing an zu lesen; doch es währte nicht lange, so schlummerte er. Die übrigen schienen ein Gespräch zu wünschen.

„Der Herr Vansen schläft," sagte der eine zu seinem Nachbar, „das Lesen ist ihm nicht bekommen."

„Er schläft nicht so, Nachbar, daß er Euch nicht hören sollte," sagte Vansen, indem er sich ermunterte. „Ihr solltet nur etwas erzählen oder ein lustiges Lied singen."

„Ich bin heiser," sagte jener, „Ihr wißt es selber; auch hab' ich eigentlich seit Jahr und Tag das Singen schon aufgegeben."

Der fremde Jüngling sagte: „Ich will mich wohl erbieten ein Lied zu singen, wenn ich nur wüßte, daß die Herren es mit der Poesie nicht so gar genau nehmen wollten."

Sie versicherten ihn alle, daß es nicht geschehn würde, und jener fuhr fort: „Es ist auch nur, daß man sich das bißchen Freude

verbittert; alle Lieder, die ich gern singe, müssen sich hübsch geradezu und ohne Umschweife ausdrücken, auf eine andre Art gefallen sie mir nicht. Ich will also mit Eurer Erlaubnis anfangen.“

Über Reisen kein Vergnügen,
  Wenn Gesundheit mit uns geht,
Hinter uns die Städte liegen,
  Berg und Waldung vor mir steht.
Jenseit, jenseit, ist der Himmel heiter,
Treibt mich rege Sehnsucht weiter.

Schau dich um, und laß die trüben Blicke.
  Sieh, da liegt die große weite Welt,
In der Stadt blieb alles Graun zurücke.
  Das den Sinn gefangen hält.
Endlich wieder Himmel, grüne Flur,
Groß und lieblich die Natur.

Auch ein Mädchen muß dich nimmer quälen,
  Kömmst ja doch zu Menschen wieder hin.
Nirgend wird es dir an Liebe fehlen,
  Ist dir Lieben ein Gewinn:
Darum laß die trüben Blicke,
Allenthalben blüht dein Glücke.

Immer munter, Freunde, munter,
  Denn mein Mädchen wartet schon,
Treibt den Fluß nur rasch hinunter,
  Denn mich dünkt, mich lockt ihr Ton.
Günstig sind uns alle Winde,
Stürme schweigen, Lüfte säuseln linde.

Siehst du die Sonne nicht
  Glänzen im Bach?
Wo du bist, spielt das Licht
  Freundlich dir nach.

Durch den Wald Funkelschein,
  Sieht in den Quell;
Guckt in die Flut hinein,
  Macht tausend Ströme hell.

So auch der Liebe Licht,
  Wandelt mit dir;
Löschet wohl nimmer nicht,
  Ist dorten bald, bald hier.

Liebst du die Morgenpracht,
Wenn nach der schwarzen Nacht
Auf diamantner Bahn
Die Sonne ihren Weg begann?

Wenn alle Vögel jubeln laut,
Begrüßen fröhlich des Tages Braut;
Wenn Wolken sich zu Füßen schmiegen,
In Brand und goldnem Feuer fliegen?

Auch wenn die Sonne nun den Wagen lenkt,
Und hinter ihr das Morgenrot erbleicht,
O Freund, wie eilig Tag und Mittag weicht,
Daß sich zum Meer die Göttin senkt!

Und dann funkeln neue Schimmer
Über See und über Land,
Erd' und Himmel in dem Flimmer
Sich zu einem Glanz verband.

Prächtig mit Rubinen und Saphiren
Siehst du dann den Abendhimmel prangen,
Goldenes Geschmeide um ihn hangen,
Edelsteine Hals und Nacken zieren,
Und in holder Glut die schönen Wangen.
Drängt sich nicht mit leisem Licht der Chor
Aller Sterne, ihn zu sehen, vor?
Jubeln nicht die Lerchen ihre Lieder,
Tönt nicht Fels und Meer Gesänge wieder? —

Also wenn die erste Liebe dir entschwunden,
Mußt du weibisch nicht verzagen,
Sondern dreist dein Glücke wagen,
Bald hast du die zweite aufgefunden;
Und kannst du im Rausche dann noch klagen:
Nie empfand ich, was ich vor empfunden?

Nie vergißt der Frühling wiederzukommen,
Wenn Störche ziehn, wenn Schwalben auf der Wiese sind.
Kaum ist dem Winter die Herrschaft genommen,
So erwacht und lächelt das goldne Kind.

Dann sucht er sein Spielzeug wieder zusammen,
Das der alte Winter zusammengestört,
Er putzt den Wald mit grünen Flammen,
Der Nachtigall er die Lieder lehrt.

Er rührt den Obstbaum mit rötlicher Hand,
Er klettert hinauf die Aprikosenwand,
Wie Schnee die Blüte sich unter die Blätter dringt,
Er schüttelt froh das Köpfchen, daß ihm die Arbeit gelingt.

Dann geht er und schläft im wald'gen Grun
Und haucht den Atem aus, den süßen,
Um seinen zarten roten Mund
Im Grase Viol' und Erdbeer sprießen.

Wie rötlich und bläulich lacht
Das Thal, wann er erwacht.
In den verschloßnen Garten
Steigt er übers Gitter in Eil,
Mag auf den Schlüssel nicht warten,
Ihm ist keine Wand zu steil.

Er räumt den Schnee aus dem Wege,
Er schneidet das Buxbaumgehege,
Und feiert auch am Abend nicht,
Er schaufelt und arbeitet im Mondenlicht.

Dann ruft er: wo säumen die Spielkameraden,
Daß sie so lange in der Erde bleiben?
Ich habe sie alle eingeladen,
Mit ihnen die fröhliche Zeit zu vertreiben.

Die Lilie kommt und reicht ihm die weißen Finger,
Die Tulpe steht mit dickem Kopfputz da,
Die Rose tritt bescheiden nah,
Aurikelchen und alle Blumen, vornehm und geringer.

Der bunte Teppich ist nun gestickt,
Die Liebe tritt aus Jasminlauben hervor.
Da danken die Menschen, da jauchzet der Vögel ganzes Chor,
Denn alle fühlen sich beglückt.

Dann küßt der Frühling die zarten Blumenwangen,
Und scheidet und sagt: ich muß nun gehn.
Da sterben sie alle an süßem Verlangen,
Daß sie mit welken Häuptern stehn.

Der Frühling spricht: vollendet ist mein Thun,
Ich habe schon die Schwalben herbestellt,
Sie tragen mich in eine andre Welt,
Ich will in Indiens duftenden Gefilden ruhn.

Ich bin zu klein, das Obst zu pflücken,
Den Stock der schweren Traube zu entkleiden,
Mit der Sense das goldne Korn zu schneiden,
Dazu will ich den Herbst euch schicken.

Ich liebe das Spielen, bin nur ein Kind
Und nicht zur ernsten Arbeit gesinnt;
Doch wenn ihr des Winters überdrüssig seid,
Dann komm' ich zurück zu eurer Freud.
Die Blumen, die Vögel nehm' ich mit mir,
Wenn ihr erntet und keltert, was sollen sie hier?
Ade, ade, die Liebe ist da,
Drum ist euch der Frühling ewiglich nah.

„Ihr habt das Lied sehr schön gesungen," sagte Vansen, „aber es ist wahr, daß man es mit dem Texte nicht so genau nehmen muß, denn das Letzte hängt gar nicht mit dem Ersten zusammen."

„Ihr habt sehr recht," sagte der Fremde, „indessen Ihr kennt das Sprichwort: Ein Schelm giebt's besser als er es hat."

„Ich habe einen guten und schönen Zusammenhang darin gefunden," sagte Franz. „Der Hauptgedanke darin ist der fröhliche Anblick der Welt; das Lied will uns von trüben Gedanken und Melancholie abziehn und so kömmt es von einer Vorstellung auf die andre. Zwar ist nicht der Zusammenhang einer Rede darin, aber es wandelt gerade so fort, wie sich unsre Gedanken in einer schönen heitern Stunde bilden."

„Ihr seid wohl selber ein Poet?" rief der Fremde aus.

Franz ward rot und sagte dann, daß er ein Maler sei, der vorjetzt nach Antwerpen und dann nach Italien zu gehen gesonnen sei.

„Ein Maler?" schrie Vansen auf, indem er Sternbald genau betrachtete. „O so gebt mir Eure Hand! dann müssen wir näher miteinander bekannt werden!"

Franz war in Verlegenheit, er wußte nicht, was er sagen sollte; der Niederländer fuhr fort: „Vor allen andern Künsten in der Welt ergötzt mich immer die Kunst der Malerei am meisten und ich begreife es nicht, wieviele Menschen so kalt dagegen sein können. Denn was ist Poesie und Musik, die so flüchtig vorüberrauschen und uns kaum anrühren! Jetzt vernehme ich die Töne und dann sind sie vergessen — sie waren und sie waren auch

nicht; es sind Klänge und Worte und ich weiß niemals recht, was sie mir sollen. Sie sind wirklich nichts als ein Spielwerk, das ein jeder anders handhabt. Dagegen verstehn es die edeln Malerkünstler, mir Sachen und Personen unmittelbar vor die Augen zu stellen, mit ihren freundlichen Farben, mit aller Wirklichkeit und Lebendigkeit, so daß das Auge, der klügste und edelste Sinn des Menschen, gleich im Augenblicke alles auffaßt und versteht. Je öfter ich die Figuren wieder sehe, je bekannter werden sie mir, ja ich kann sagen, daß sie meine Freunde werden, daß sie für mich ebensogut leben und da sind als die übrigen Menschen. Darum liebe ich die Maler so ungemein, denn sie sind gleichsam Schöpfer und können schaffen und darstellen, was ihnen gelüstet."

Von diesem Augenblicke bemühte sich Vansen sehr um Sternbald; dieser nannte ihm seinen Namen und ward von jenem sehr dringend gebeten, ihn in Antwerpen in seinem Hause zu besuchen und etwas für ihn zu malen. Auf der fortgesetzten Reise geriet Franz mit dem unbekannten Jünglinge in ein Gespräch und erfuhr von diesem, daß er sich Rudolf Florestan nenne, daß er aus Italien sei, jetzt England besucht habe und nach seiner Heimat zurückzukehren denke. Beide Jünglinge beschlossen die Reise zusammen zu machen, denn sie fühlten einen Zug der Freundschaft zu einander, der sie schnell vereinigte. „Wir wollen recht vergnügt miteinander sein," sagte Rudolf, „ich bin schon mehr als einmal in Deutschland gewesen und habe lange unter Euren Landsleuten gelebt, ich bin selbst ein halber Deutscher und liebe Eure Nation."

Franz versicherte ihn, daß er sich sehr freue seine Bekanntschaft gemacht zu haben. Er äußerte seine Verwunderung, daß Rudolf noch so jung sei und doch schon von der Welt so viel gesehn habe. „Das muß Euch nicht erstaunen," sagte jener, „denn ich bin auch schon einmal in Spanien gewesen. Mein unruhiger Geist treibt mich immer umher, und wenn ich eine Weile still in meiner Heimat gesessen habe, muß ich wieder reisen, wenn ich nicht krank werden will. Wenn ich auf der Reise bin, geschieht es mir wohl, daß ich mich nach meinem Hause sehne und mir vornehme, nie wieder in der Ferne herumzustreifen; indessen dauern dergleichen Vorsätze niemals lange, ich darf nur von fremden Ländern hören oder lesen, gleich ist die alte Lust in mir wieder aufgewacht."

Ein großer Teil der Gesellschaft kam nun darauf, man solle,

um die Zeit der Fahrt zu verkürzen, Geschichten oder Märchen erzählen. Alle trauten dem Rudolf zu, daß er am besten imstande sei ihr Begehren zu erfüllen; sie ersuchten ihn daher alle darum, auch Franz vereinigte sich mit ihren Bitten. „Ich will es gern thun," antwortete Rudolf, „allein es geht mir mit meiner Geschichte wie mit meinem Liede, sie wird keinem recht gefallen." Alle behaupteten, daß er sie gewiß unterhalten würde, er solle nur getrost anfangen. Rudolf sagte: „Ich liebe keine Geschichte und mag sie gar nicht erzählen, in der nicht von Liebe die Rede ist. Die alten Herren aber kümmern sich um dergleichen Neuigkeiten nicht viel."

„O doch," sagte Vansen, „nur finde ich es in vielen Geschichten der Art unnatürlich, wie die ganze Erzählung vorgetragen wird; gewöhnlich macht man doch zuviel Aufhebens davon, und das ist, was mir mißfällt. Wenn es aber alles so recht natürlich und wahr fortgeht, kann ich mich sehr daran ergötzen."

„Das ist es gerade," rief Rudolf aus, „was ich sagte; die meisten Menschen wollen alles gar zu natürlich haben, und wissen doch eigentlich nicht, was sie sich darunter vorstellen; sie fühlen den Hang zum Seltsamen und Wunderbaren, aber doch soll das alles wieder alltäglich werden; sie wollen wohl von Liebe und Entzücken reden hören, aber alles soll sich in den Schranken der Billigkeit halten. Doch, ich will nur meine Geschichte anfangen, weil ich sonst selber schuld daran bin, wenn ihr gar zu viel erwartet.

Die Sonne ging eben auf, als ein junger Edelmann, den ich Ferdinand nennen will, auf dem freien Felde spazierte. Er war damit beschäftigt, die Pracht des Morgens zu betrachten und zu sehn, wie sich nach und nach das Morgenrot und das lichte Gold des Himmels immer brennender zusammendrängten, immer höher leuchteten. Er verließ gewöhnlich an jedem Morgen sein Schloß, auf dem er unverheiratet lebte, denn seine Eltern waren seit einiger Zeit gestorben. Dann setzte er sich in dem benachbarten Wäldchen nieder und las einen der italienischen Dichter, die er sehr liebte.

Jetzt war die Sonne heraufgestiegen, und er wollte sich eben nach dem einsamen Waldplatze begeben, als er aus der Ferne einen Reiter heransprengen sah. Auf dem Hute und Kleide des Reiters glänzten Gold und Edelgesteine im Schein des Morgens, und als er näher kam, glaubte Ferdinand einen vornehmen Ritter

vor sich zu sehn. Der Fremde ritt eiligst vorüber und verschwand im Walde; kein Diener folgte ihm.

Ferdinand wunderte sich noch über diese Eile, als er zu seinen Füßen im Grase etwas Glänzendes sah. Er ging hinzu und hob das Bild eines Mädchens auf, das mit kostbaren Diamanten eingefaßt war. Er ging damit nach dem Walde zu, indem er es aufmerksam betrachtete; er setzte sich an der gewohnten Stelle nieder und vergaß sein Buch herauszuziehen, so sehr war er mit dem Bilde beschäftigt."

„Was war der Edelmann für ein Landsmann?" fragte Vansen.

„Je nun, ich denke," antwortete Rudolf, „er wird wohl ein Deutscher gewesen sein, ja, und jetzt erinnere ich mich deutlich, er war ein Franke."

„Nun so seid so gut und fahrt fort."

„Er kam nach Hause und aß nicht. Leopold, sein vertrautester Freund besuchte ihn, aber er sprach nur wenig mit diesem. Warum bist du so in Gedanken, fragte Leopold? Mir ist nicht wohl, antwortete jener, und mit dieser Antwort mußte der Freund zufrieden sein.

So verstrichen einige Wochen und Ferdinand ward mit seinen Worten immer sparsamer. Sein Freund ward besorgt, denn er bemerkte, daß Ferdinand alle Gesellschafter vermied, daß er fast beständig im Walde oder auf der Wiese war, daß er jedem Gespräche aus dem Wege ging. An einem Abende hörte Leopold folgendes Lied singen:

Soll ich harren, soll mein Herze
  Endlich brechen?
Soll ich niemals von dem Schmerze
  Meines Busens sprechen?

Warum geh ich in der Irre?
  Ach was eile
Ich nicht schnell aus dem Gewirre?
  Wozu träge Weile?

Irgendwo muß ich sie finden;
  Such die Ferne,
Durch den Wald, durch blüh'nde Linden
  Lächeln dir die Sterne.

Leopold hörte aufmerksam dem rätselhaften Liede zu; dann ging er in den Wald hinein und traf seinen Freund in Thränen. Er ward bei diesem Anblicke erschüttert und redete ihn so an: „Liebster, warum willst du mich so sehr bekümmern, daß du mir kein Wort von deinem Leiden anvertrauest? Ich sehe es täglich, wie dein Leben sich aufzehrt, und unwissend muß ich mit dir leiden, ohne daß ich raten und trösten könnte. Warum nennst du mich deinen Freund? Ich bin es nicht, wenn du mich nicht deines Vertrauens würdig achtest. Jetzt gilt es, daß ich deine Liebe zu mir auf die Probe stelle, und was fürchtest du, dich mir zu entdecken? Wenn du unglücklich bist, wo findest du sicherer Trost, als im Busen deines Freundes? Bist du dich eines Fehlers bewußt, wer verzeiht dir williger als die Liebe?“

Ferdinand sah ihn eine Weile an, dann antwortete er: „keines von beiden, mein lieber Freund, ist bei mir der Fall; sondern eine wunderseltsame Sache belastet mein Herz so gewaltsam, die ich dir noch nicht habe anvertrauen wollen, weil ich mich vor dir schäme. Ich fürchte deine Vernunft, ich fürchte, daß du mir das sagst, was ich mir selber täglich und stündlich sage; ich fürchte, daß du wohl deinen Freund, aber nicht seine unbegreifliche Thorheit liebst. Ich will mich dir also anvertrauen. Sieh dies Gemälde, das ich vor einigen Wochen gefunden habe, und das seitdem meinen Sinn so gänzlich umgewandelt hat. Mit ihm habe ich mein höchstes Glück, ja mich selber gefunden, denn ich lebte vorher ohne Seele, ich kannte mich und das Glück der Welt nicht, denn ich wurde ohne alles Glück in der Welt fertig. Seitdem ist mir, als wenn ein unbekanntes Wesen mir aus den Morgenwolken die Hand gereicht und mich mit süßer Stimme bei meinem Namen genannt hätte. Aber zugleich habe ich in diesem Bilde meinen größten Feind gefunden, der mir keine Minute Ruhe läßt, der mich auf jeden Schritt verfolgt, der mir alle übrigen Freuden dieser Erde als etwas Armseliges und Verächtliches darstellt. Ich darf mein Auge nicht davon hinwegwenden, so befällt mich eine marternde Sehnsucht und wenn ich nun darauf blicke und diesen süßen Mund und diese schönen Augen antreffe, so ergreift eine schreckliche Beklemmung mein Herz, so daß ich in unnützen Kämpfen, in Streben und Wünschen vergehe und mein Leben sich verzehrt, wie du richtig gesagt hast. Aber es muß sich nun endigen; mit dem kommenden Morgen will ich mich aufmachen und das Land

durchziehn, um diejenige wirklich aufzufinden, von der ich bis jetzt nur das Gemälde besitze. Sie muß irgendwo sein, sie muß meine Liebe kennen lernen, und ich sterbe dann entweder in öder Einsamkeit, oder sie erwidert diese Liebe."

Leopold stand lange staunend und betrachtete seinen Freund; endlich rief er aus: „Unglücklicher! Wohin hast du dich verirrt? An diesen Schmerzen hat sich bisher vielleicht noch keiner der Sterblichen verblutet. Was soll ich dir sagen? Wie soll ich dir raten? Der Wahnsinn hat sich deiner schon bemeistert, und alle Hülfe kömmt zu spät. Wenn nun das Original dieses Bildes auf der ganzen weiten Erde nicht zu finden ist! und wie leicht kann es bloß die Imagination eines Malers sein, die dieses zierliche Köpfchen hervorgebracht hat! oder sie kann gelebt haben und ist nun schon gestorben, oder sie ist die Gattin eines andern, und nun schon alt und voll Runzeln, so daß du sie gar nicht einmal wieder kennst. Glaubst du, daß sich dir zu Gefallen das Wunder des Pygmalion erneuern wird? Ist es nicht eben so gut, als wenn du die Helena von Griechenland, oder die ägyptische Kleopatra liebtest? Bedenke dein eigen Wohl und laß dich nicht von einer Leidenschaft unterjochen, die offenbar völlig aberwitzig ist. Hier ist es gerade, wo dich deine Vernunft aus dem Labyrinthe erretten muß, und mich wundert, wie du sie so hast unterdrücken können, daß es so weit mit dir gekommen ist."

„Nun, der Mann hat doch wahrlich völlig recht," rief Vansen aus, „und ich bin neugierig, was der verliebter Schwärmer wohl darauf wird antworten können."

„Gewiß gar nichts," sagte ein andrer, „er wird einsehn, wie gut es sein Freund mit ihm meint, und das wunderliche Abenteuer fahren lassen."

Rudolf fuhr fort: Ferdinand schwieg eine Weile still, dann sagte er: „Liebster Freund, deine Worte können mich auf keine Weise beruhigen, und wenn du mich und mein Herz nur etwas kennst, so wirst du auch darauf gar nicht ausgehn. Ich gebe dir recht, du hast vollkommen vernünftig gesprochen; allein was ist mir damit geholfen? Ich kann dir nichts antworten, ich fühle nur, daß ich elend bin, wenn ich nicht gehe und jenes Bild aufsuche, das meine Seele ganz regiert. Denn könnt' ich hier vernünftig sein, so würde ich gewiß nicht einen Traum lieben; könnt' ich auf deinen Rat hören, so würde ich mich nicht in der Nacht

schlaflos auf meinem Lager wälzen. Denn wenn ich nun auch wirklich die Helena oder die äpyptische Kleopatra liebte, mit der heißen brennenden Liebe des Herzens; wenn ich nun auch ginge und sie in der weiten Welt aufsuchte, sowie ich jetzt ein Bild suche, das vielleicht nirgendwo ist, was könnte mir auch da all' dein Reden nützen? Doch nein, sie lebt, mein Herz sagt es mir, daß sie für mich lebt und daß sie mich mit stiller Ahndung erwartet. Und wenn ich sie nun gefunden habe, wenn die Sterne günstig auf mein Thun herunterscheinen, wenn ich sie in meinen Armen zurückbringe, dann wirst du mein Glück preisen und mein jetziges Beginnen nicht mehr unvernünftig schelten. Sieh, so hängt es bloß von Glück und Zufall ab, ob ich vernünftig oder unvernünftig handle, ob die Leute mich schelten oder loben; wie kann also dein Rat gut sein, wie könnte ich vernünftig sein, wenn ich ihm folgte? Wer nie wagt, kann nie gewinnen, wer nie den ersten Schritt thut, kann keine Reise vollbringen, wer das Glück nicht auf die Probe stellt, kann nicht erfahren, ob es ihm günstig ist. Ich will also getrost diesen Weg einschlagen und sehn, wohin er mich führt. Ich komme entweder vergnügt oder nicht zurück."

Er nahm hierauf seinen Freund Leopold in die Arme und drückte ihn herzlich. „Laß mich gehen," sagte er, „sei nicht traurig, denn du siehst mich gewiß wieder, ich bleibe gewiß nicht aus. Vielleicht verändert sich auch unterwegs mein Gemüt, wenn ich die mannigfaltige Welt mit ihren wechselnden Gestalten erblicke; darum sei nicht betrübt. Wie sich dies Gefühl wunderbarlich meines Herzens bemeistert hat, so kann es mich ja auch plötzlich wieder loslassen."

Sie gingen nach Hause und am folgenden Morgen trat Ferdinand wirklich seine seltsame Wanderschaft an. Leopold sah ihm mit Thränen nach, denn er hielt die Leidenschaft seines Freundes für Wahnsinn, er hätte ihn gern begleitet, aber Ferdinand wollte es durchaus nicht zugeben.

Dieser wußte nicht, wohin er seinen Weg richten sollte, er ging daher auf der ersten Straße fort, auf die er traf. Seine Seele war unaufhörlich mit dem geliebten Bilde beschäftigt, in der reizendsten Gestalt sah er es vor sich hinschweben und folgte

19. In der späteren Überarbeitung erzählt Ferdinand hier seinem Freunde die Geschichte des provençalischen Troubadours Gottfried Rudell, welcher die Gräfin von Tripolis liebte ohne sie gesehen zu haben und sterbend in ihre Nähe trachtete.

ihm wie unwillkürlich nach. In den Wäldern saß er oft still und dichtete ein wunderbares Lied auf seine wunderbare Leidenschaft; dann hörte er dem Gesange der Nachtigallen zu, und vertiefte und verlor sich in sich selber, daß er die Nacht über im Walde bleiben mußte.

Zuweilen erwachte er wie aus einem tiefen Schlafe, und überdachte dann seinen Vorsatz mit kälterem Blute, alles was er wollte und wünschte, kam ihm dann wie eine Traumgestalt vor, er bestrebte sich oft, sich des Zustandes seiner Seele zu erinnern, ehe er das Bildnis im Grase gefunden hatte, aber es war ihm unmöglich. So wanderte er fort und verirrte sich endlich von der Straße, indem er in einen dicken Wald geriet, der gar kein Ende zu haben schien.

Er ging weiter und traf immer noch keinen Ausweg, das Gehölz ward immer dichter, Vögel schrieen und lärmten mit seltsamen Tönen durch die stille Einsamkeit. Ferdinand dachte jetzt an seinen Freund, ihm schien selber sein Unternehmen wahnsinnig, und er nahm sich vor, am folgenden Tage nach seinem Schlosse zurückzukehren. Es wurde Nacht, und wie wenn eine Verblendung plötzlich von ihm genommen wäre, so verschwand seine Leidenschaft, es war wie ein Erwachen aus einem schweren Traume. Er wanderte durch die Nacht weiter, denn der Mond warf seinen Schimmer durch die Zweige hinein, er sah schon seinen Freund vergnügt und versöhnt vor sich stehn, er dachte sich sein künftiges ruhiges Leben. Unter diesen Betrachtungen brach der Morgen an, die Sonne sandte ihre frühen Strahlen durch das grüne Gebüsch, und neuer Mut und neue Heiterkeit ward in ihm wach. Er betrachtete das Gemälde wieder und wußte nicht, was er thun sollte. Alle seine Entschlüsse fingen an zu wanken, jedes andre Leben erschien ihm leer und nüchtern, er wünschte und dachte nur sie. Wohin soll ich mich wenden? rief er aus. O Morgenrot! zeige mir den Weg! ruft mich ihr Lerchen und zieht auf meiner Bahn voran, damit ich wissen möge, wohin ich den irren Fuß setzen soll. Meine Seele schwankt in Leid und Freude, kein Entschluß kann Wurzel fassen, ich weiß nicht was ich bin, ich weiß nicht was ich suche. Warum kann ich mich nicht an den gewöhnlichen Wünschen begnügen?

Indem er so mit sich selber sprach, trat er aus dem Walde heraus und eine schöne Ebene mit angenehmen Hügeln lag vor

ihm. In der Ferne standen Kruzifixe und einige kleine Kapellen im Glanz der Morgensonne. Der wunderbare Trieb weiter zu wandeln und den Inhalt seiner Gedanken aufzusuchen, ergriff den Jüngling mit neuer Gewalt. Er sah in der Entfernung sich eine weiße Gestalt auf der grünen Wiese bewegen, und als er weiter fortging, unterschied er, daß es eine Pilgerin sei. Die Gegenwart eines Menschen zog ihn nach der langen Einsamkeit an, er verdoppelte seine Schritte. Jetzt war er näher gekommen, als die Pilgerin vor einem Kruzifix am Wege niederknieete, die Hände in die Höhe hob und andächtig betete. Indem kam ein Reiter vom nächsten Hügel heruntergestürzt; als er näher kam, sah Ferdinand, daß es derselbe sei, der ihm an jenem Morgen vorübersprengte, als er sein geliebtes Bildnis fand. Der Reiter stieg schnell ab und näherte sich der Betenden; als er sie mit einem genauen Blicke betrachtet, ergriff er sie mit einer ungestümen Bewegung. Sie streckte die Hände aus und rief um Hilfe. Zwei Diener kamen mit ihren Pferden und wollten sich auf Befehl ihres Herrn der Pilgerin bemächtigen. Ferdinands Herz ward durch diesen Anblick bewegt, er zog den Degen und stürzte auf die Räuber ein, die sich zur Wehre setzten. Nach einem kurzen Gefechte verwundete er den Reiter; dieser sank nieder und die erschrockenen Diener nahmen sich seiner sogleich an. Da er in Ohnmacht lag, so trugen sie ihn zu seinem Pferde, das sie hinter sich führten, um so im nächsten Orte Hilfe zu suchen. Die Pilgerin hatte die Zeit des Kampfs benutzt und war indessen feldeinwärts geflohen. Ferdinand erblickte sie in einer ziemlichen Entfernung. Er eilte ihr nach und sagte: „Ihr seid gerettet, Pilgerin, Ihr mögt nun ungehindert Eures Weges fortziehn, die Räuber haben sich davon gemacht.“ Sie konnte vor Angst noch nicht antworten, sie dankte ihm mit einem scheuen Blicke. Er glaubte sie zu kennen, doch konnte er sich nicht erinnern, sie sonst schon gesehn zu haben. „Ich bin Euch meinen herzlichsten Dank schuldig,“ sagte sie endlich, „ich wollte nach einem wunderthätigen Bilde der Mutter Gottes wallfahrten, als jener Räuber mich überfiel. O daß er uns nur nicht wieder einholt!“

„Ich will Euch begleiten,“ sagte Ferdinand, „bis Ihr völlig in Sicherheit seid; aber fürchtet nichts, er ist vielleicht tot, wenigstens sehr schwer verwundet. Aber kehrt zur Straße zurück, denn auf diesem Wege gehn wir nur in der Irre.“

Indem kam ein Gewitter heraufgezogen und ein Hagelschauer fiel nieder. Die beiden Wandrer retteten sich vor dem Platzregen in eine kleine Kapelle, die dicht vor einem Walde stand. Die Pilgerin war sehr ängstlich, wenn die Donnerschläge in den Bergen wiederhallten, und Ferdinand suchte sie zu beruhigen; sie schien sehr mit ihren Gedanken beschäftigt. Endlich hörte das Gewitter auf und ein lieblicher Regenbogen stand am Himmel, der Wald war frisch und grün, und alle Blätter funkelten von Tropfen, die Schwüle des Tages war vorüber, die ganze Natur durchwehte ein kühler Atem, alle Bäume, alle Blumen waren fröhlich. Sie standen beide und sahen in die erfrischte Welt hinaus, und die Pilgerin lehnte sich an des Ferdinands Schulter. Da war es ihm, als wenn sich ihm alle Sinne aufthäten, als wenn auch aus seinem Gemüte die drückende Schwüle fortzöge, denn er erkannte nun das liebe Gesicht, das ihm so vertraulich nahe war; es war das Original jenes Gemäldes, das er mit so heftiger Sehnsucht gesucht hatte. So freut sich der Durstende, wenn er lange schmachtend in der heißen Wüste umherirrte und nun den Quell in seiner Nähe rieseln hört; so der verirrte Wandersmann, der nun endlich am späten Abend die Glocken der Herden vernimmt, das abendliche Getöse des nahen Dorfes und dem nun von allen Menschen ein alter Herzensfreund zuerst entgegentritt.

Ferdinand zog das Gemälde hervor, die Pilgerin erkannte es Sie erzählte, daß ein junger Ritter aus der Nachbarschaft sie. habe malen lassen, derselbe, von dem Ferdinand sie heute befreit habe: sie sei elternlos und bei armen Bauern auferzogen, aber sie habe sich entschlossen, der Liebe des Ritters zu entfliehen, weil sie ihn nicht lieben könne. „So hab' ich," sagte sie, „nach dem heiligen, wunderthätigen Marienbilde eine Wallfahrt thun wollen und bin dabei unter Euren Schutz geraten, den ich Euch nie genug verdanken kann."

Ferdinand konnte erst vor Entzücken gar nicht sprechen, er traute seiner eignen Überzeugung nicht, daß er den gesuchten Schatz wirklich erbeutet habe; er erzählte der Fremden, die sich Leonore nannte, wie er das Bildnis gefunden und wie es ihn bewegt habe, wie er endlich den Entschluß gefaßt, sie in weiter Welt aufzusuchen, um zu sterben oder sein Gemüt zu beruhigen. Sie hörte ihm geduldig und mit Lächeln zu, und als er geendigt hatte, nahm sie seine Hand und sagte: „Wahrlich, Ritter, ich bin

Euch unendlich vielen Dank schuldig, und noch gegen niemand habe ich die Freundschaft empfunden, die ich zu Euch trage. Aber kommt und laßt uns irgend eine Herberge suchen, denn der Abend bricht herein.“

Die untergehende Sonne färbte die Wolken schon mit Gold und Purpur, der Weg führte sie durch den Wald, in welchem ein kühler Abendwind sich in den nassen Blättern bewegte. Ferdinand führte die Pilgerin und drückte ihre Hand an sein klopfendes Herz; sie war stumm. Die Nacht näherte sich immer mehr, und noch trafen sie kein Dorf und keine Hütte; dem Mädchen ward bange, der Wald ward dichter und einzelne Sterne traten schon aus dem blauen Himmel hervor. Da hörten sie plötzlich von abseits her ein geistliches Lied ertönen, sie gingen dem Schalle nach und sahen in einiger Entfernung die Klause eines Einsiedels vor sich, ein kleines Licht brannte in der Zelle und er kniete vor einem Kruzifixe nieder, indem er mit lauter Stimme sang. Sie hörten eine Weile dem Liede zu, die Nacht war hereingebrochen, die ganze übrige Welt war still; dann gingen sie Hand in Hand näher. Als sie vor der Zelle stand, fragte Ferdinand das Mädchen leise: „Liebst du mich?“ Sie schlug die Augen nieder und drückte ihm die Hand; er wagte es und drückte einen Kuß auf ihren schönen Mund; sie widersetzte sich nicht. Zitternd traten sie zum Eremiten hinein und baten um ein Nachtlager als verirrte Wanderer. Der alte Einsiedel hieß sie willkommen und ließ sie niedersitzen, dann trug er ihnen ein kleines Mahl von Milch und Früchten auf, an dem sie sich erquickten. Ferdinand war sich vor Glückseligkeit kaum seiner selbst bewußt, er fühlte sich wie in einer neuen Welt, alles was vor heute geschehen war, gehörte gleichsam gar nicht in seinen Lebenslauf; von diesem entzückenden Kusse, der ihm alle Sinnen geraubt hatte, begann ihm ein neues Gestirn, eine neue Sonne emporzuleuchten, alles vorige Licht war nur matte Finsternis gewesen. Dann wies der Einsiedel Leonoren ein Lager an, und Ferdinand mußte sich gegenüber in eine kleine leere Hütte begeben.

Ferdinand konnte in der Nacht nicht schlafen, seine glückliche Zukunft trat vor sein Lager und erhielt seine Augen wach, er ward nicht müde hinunter zu sehn und in dem glücklichen Reiche der Liebe auf und abzuwandeln. Leonorens Stimme schien ihm beständig wiederzutönen, er glaubte sie nahe und streckte die Arme nach ihr aus, er rief sie laut und weinte, indem er sich allein

sah. Als der Mondschimmer erblaßte und die Morgenröte nach und nach am Himmel heraufspielte, da verließ er die Hütte, setzte sich unter einem Baume nieder und sang:

Bin ich denn gewiß des Glückes?
 Ist denn Hand und Lippe mein?
Mir der süße Gruß des Blickes?
 Ach woher, du goldner Schein?

Trübe hing ein dichter Schleier
 Über Busch und Wald daher.
Sagt: wo ist die Frühlingsfeier?
 Ist der Wald an Tönen leer?

Rührt kein Wind sich in den Zweigen,
 Treibt die Wolken übers Feld? —
Dumpfes, ödes, totes Schweigen
 Die Natur gefangen hält. —

Und mir ward im Busen bange,
 Denn kein Stimmlein sprach mich an,
Seufzte tief und harrte lange,
 Klagte: Sonne, komm heran!

Aber dichter ward der Schatten,
 Wolken hingen tiefer ab,
Dunkler schwärzten sich die Matten,
 Alles Feld ein enges Grab.

Durch den Nebel warf ich Blicke,
 Wie man in die Ferne schaut,
Alle kamen mir zurücke,
 Finsternis war vorgebaut.

Da warf ich mich weinend nieder,
 Wünscht' im Unmut tot zu sein.
Tot sind alle Lerchenlieder,
 Abgestorben Sonnenschein. —

Warum soll denn ich noch leben
 In der wüsten Dunkelheit,
Hier wo Schrecken um mich weben,
Alle Freuden abwärts streben,
 In mir selber Angst und Leid? —

4. Den folgenden Gesang hat Tieck später weggelassen.

Plötzlich war's, wie wenn an Saiten
Abendwind vorüberschwebt
Und in Harfentönen webt,
Über Blumen hinzuschreiten.

An der fernsten, fernsten Grenze
Teilte sich die dunkle Nacht,
Und ein Sonnenblick voll Pracht
Wand sich durch die Nebelkränze.

Als ich kaum zu atmen wagte,
Schoß der Strahl, ein goldner Pfeil,
Schnell in glühendroter Eil
Hin zum Orte, wo ich klagte.

Schreckenfroh sah ich den Schein,
Kriegte Mut zu neuem Leben:
Sollte das der Frühling sein?
Könnt' es doch wohl Freuden geben?

Da erglühten schon die Wogen,
Funkeln ging auf grüner Flur,
Morgenrot sprang kühn in Bogen,
Glänzend, taumelnd die Natur.

Und die Waldung blieb nicht träge,
Alle Vögel sprangen auf,
Jubelten durch das Gehege,
Jagten sich im muntern Lauf. —

In des Jauchzens Lust verloren,
Dacht' ich nicht an Sterben mehr,
Fühlte mich nun neugeboren
In dem goldnen Freudenmeer.

Ach! sie ist mir endlich nahe,
Nach der meine Sehnsucht rang,
Seit ich ihre Augen sahe,
Fühl' ich neuen Lebensdrang.

Alle Klagen sind verschwunden,
Fort der Seufzer banger Schwarm,
Um mich tanzen goldne Stunden,
Mit der Liebe fest verbunden
Ruh' ich in des Glückes Arm.

Er hatte die letzten Worte noch nicht geendigt, als er den Ritter wieder aus dem Dickicht kommen sah, den er gestern auf dem Felde verwundet hatte; zwei Diener folgten ihm. Eben sollte der Kampf von neuem beginnen, als der Eremit aus seiner Klause trat. Er hörte den Verwundeten Bertram nennen und erkundigte sich nach dem Orte seines Aufenthalts und nach seinen Verwandten. Der Fremde nannte beides und der Einsiedler fiel ihm weinend um den Hals, indem er ihn seinen Sohn nannte. Er war es wirklich; als sich der Vater aus der Welt zurückzog, übergab er diesen Sohn seinem Bruder, der aber nach einiger Zeit in den Unruhen des Krieges seinen Wohnort änderte und so dem Einsiedler näher kam als er es glaubte. Wenn ich jetzt noch Nachrichten von meiner Tochter überkäme, rief der Einsiedler aus, so wäre ich unaussprechlich glücklich! Leonore trat aus der Thür, weil sie das Geräusch vernommen hatte. Ferdinand ging auf sie zu und Bertram stürzte sogleich herbei, als er die Pilgerin gewahr ward. Der Einsiedler betrachtete sie aufmerksam; dann fragte er, woher sie die Ohrringe habe, die sie trage. Leonore erzählte ihre Geschichte kurz, daß sie von Bauern erzogen sei, und als diese starben, hätten sie andere gutherzige arme Leute zu sich genommen, die aber der Krieg ebenfalls von ihrem Wohnorte vertrieben habe.

„Du bist meine Tochter!" sagte der alte Eremit, „ich übergab dich Bauern, als ich von meinem Wohnsitze durch der Feinde siegreiches Heer vertrieben wurde. O wie glücklich macht mich dieser Tag."

„Was kann das für ein Krieg gewesen sein?" rief Vansen aus.

„O irgend einer," antwortete Rudolf hastig. „Ihr müßt die Sachen nie so genau nehmen, es ist mir in der Geschichte um einen Krieg zu thun, und da müßt Ihr gar nicht fragen: Wie? Wo? Wann geschahe das? denn solche Erzählungen sind immer nur aus der Luft gegriffen, und man muß sich für die Geschichte, aber für nichts anders außer ihr interessieren."

„Erlaubt," sagte Franz bescheiden, „daß ich Euch widerspreche, denn ich bin hierin ganz anderer Meinung. Wenn mir eine Erzählung, sei sie auch nur ein Märchen, Zeit und Ort bestimmt, so macht sie dadurch alles um so lebendiger, die ganze Erde wird dadurch mit befreundeten Geistern bevölkert, und wenn ich nachher den Boden betrete, von dem mir eine liebe Fabel sagte, so ist er dadurch gleichsam eingeweiht, jeder Stein, jeder Baum hat dann eine poetische Bedeutung für mich. Ebenso ist es mit der

Zeit. Höre ich von einer Begebenheit, werden Namen aus der Geschichte genannt, so fallen mir zugleich jene poetischen Schatten dabei ins Gedächtnis und machen mir den ganzen Zeitraum lieber."

„Nun, das ist alles auch gut," sagte Rudolf, „das andre aber auch, wenn man sich weder um Zeit noch um Ort bekümmert. So laßt es also den Hussitenkrieg gewesen sein, der alle diese Verwirrungen in unsrer Familie angerichtet hat."

Der Schluß der Geschichte findet sich übrigens von selbst. Alle waren voller Freude, Leonore und Ferdinand waren durch gegenseitige Liebe glücklich, der Eremit blieb im Walde, so sehr ihm auch alle zuredeten, zur Welt zurückzukehren.

Es vermehrte noch eine Person die Gesellschaft, und zwar niemand anders als Leopold, der ausgereiset war, seinen Freund aufzusuchen. Dieser erzählte ihm sein Glück und stellte ihm Leonoren als seine Braut vor. Leopold freute sich mit ihm und sagte: „Aber liebster Freund, danke dem Himmel, denn du hast bei weitem mehr Glück als Verstand gehabt." — „Das begegnet jedem Sterblichen," erwiderte Ferdinand, „und wie elend müßte der Mensch sein, wenn es irgend einmal einen geben sollte, der mehr Verstand als Glück hätte?"

Hier schwieg Rudolf. Einige von den Herren waren während der Erzählung eingeschlafen; Franz war sehr nachdenkend geworden. Fast alles, was er hörte und sah, bezog er auf sich, und so traf er in dieser Erzählung auch seine eigne Geschichte an. Sonderbar war's, daß ihn der Schluß beruhigte, daß er dem Glücke vertraute, daß es ihn seine Geliebte und seine Eltern würde finden lassen. Franz und Rudolf wurden auf der Reise vertrauter miteinander, sie freuten sich darauf, in Gesellschaft nach Italien zu gehn. Rudolf war immer lustig, sein Mut verließ ihn nie, und das war für Franz in vielen Stunden sehr erquicklich, der fast beständig ein Mißtrauen gegen sich selber hatte. Es fügte sich, daß einige Meilen vor Antwerpen das Schiff eine Zeitlang still liegen mußte, ein Boot ward ausgesetzt, und Franz und Rudolf beschlossen, den kleinen Rest der Reise zu Lande zu machen.

Es war ein schöner Tag. Die Sonne breitete sich hell über die Ebene aus, Rudolf war willens, nach einem Dorfe zu gehn, um ein Mädchen dort zu besuchen, das er vor zwei Jahren hatte kennen lernen. „Du mußt nicht glauben, Franz," sagte er, „daß ich meiner Geliebten in Italien untreu bin oder daß ich sie ver-

gesse, denn das ist unmöglich, aber ich lernte diese Niederländerin auf eine wunderliche Weise kennen, wir wurden so schnell miteinander bekannt, so daß mir das Andenken jener Stunden immer teuer sein wird."

„Dein frohes Gemüt ist eine glückliche Gabe des Himmels," antwortete Franz, „dir bleibt alles neu und keine Freude veraltet dir und du bist mit der ganzen Welt zufrieden."

„Warum sollte man es nicht sein!" rief Franz aus, „ist die Welt denn nicht schön, so wie sie ist? Mir ist das ernsthafte Klagen zuwider, weil die wenigsten Menschen wissen, was sie wollen oder was sie wünschen. Sie sind blind und wollen sehn, sie sehn und wollen blind sein."

„Bist du aber nie traurig oder verdrießlich?"

„O ja, warum das nicht? Es kehren bei jedem Menschen Stunden ein, in denen er nicht weiß, was er mit sich selber anfangen soll, wo er herumgreift und nach allen seinen Talenten oder Kenntnissen oder Narrheiten sucht, um sich zu trösten, und nichts will ihm helfen. Oft ist unser eignes närrisches Herz die Quelle dieser Übel. Aber bei mir dauert ein solcher Zustand nie lange. So könnt' ich mich grämen, wenn ich an Bianka denke, sie kann krank sein, sie kann sterben, sie kann mich vergessen, und dann mache ich mir Vorwürfe darüber, daß ich mich zu dieser Reise drängte, die auch jeder andere hätte unternehmen können. Doch, was hilft alles Sorgen?"

Er warf sich unter einen Baum und zog ein kleines Instrument hervor, das die Italiener Cornetto nennen, und blies darauf ein sehr lustiges Stückchen. Franz setzte sich zu ihm. „Liebst du nicht auch das Waldhorn ganz vorzüglich?" fragte ihn dieser.

„Ich liebe alle Instrumente," antwortete Rudolf, „sie mögen einen Namen haben, welchen sie wollen, denn jegliches hat etwas Eigentümliches, das allen übrigen wieder abgeht. Es ist mir eine treffliche Freude, so eins nach dem andern zu hören und den Empfindungen nachzugehn, die sie mir im Herzen erregen. Wenn du Geduld hast, will ich dir einige Lieder singen, die ich vor einiger Zeit darüber gemacht habe, und die den Charakter etlicher Instrumente ausdrücken sollten. Denke dir zum Beispiel hier dies ebene Land gebirgig, mit vielen abwechselnden Waldscenen. Du kömmst nun einen Hügel herunter, ein einsames Thal liegt vor dir und du hörst nun von gegenüber eine Schalmei spielen."

Schalmeiklang.

Himmelblau,
Hellbegrünte Frühlingsau,
Lerchenlieder,
Zur Erde nieder.
Frisches Blut,
Zur Liebe Mut;
Beim Gesang
Hüpfende Schäfchen auf Bergeshang.

Froh und zufrieden
Mit mir und der Welt,
Was Gott mir beschieden,
Mein Liebchen hienieden,
Die Sorgen in Dunkel weit von mir gestellt.

Wie fern liegt dies Thal
Von der Welt Herrlichkeit,
Hier wohnen zumal
Nur Fried und Freud.
Ach! Herzeleid,
Wie weit,
Um Größe und Geld das nagende Herzeleid!

Nun ist es Mai,
Sie ist mir treu,
Und fährt auch Frühling und Sommer hin,
Und wenn ich auch nicht mehr Bräutigam bin,
So kommt der Sommer doch balde zurück,
Und Ehestand ist noch schöneres Glück.
Frisch und froh,
Ohne Ach! und O!
Vergehen, verwehen die Tage mir so."

„Das Lied gefällt mir sehr," sagte Franz, „denn es führt eine gewisse kindliche Sprache, und mir ist oft beim Klang einer Schalmei dergleichen in den Sinn gekommen."

„Du wirst dich oft," sagte Rudolf, „wundervoll beim Schall eines Posthorns bewegt gefühlt haben. In einer trüben Stunde, als ich selber so reiste, schrieb ich folgendes nieder."

1. Die folgenden Charakteristiken der Instrumente fehlen ebenso wie Sternbalds „Der Dichter und die Stimme" in der späteren Überarbeitung.

Posthornsschall

Weit weg, weit weg,
Von allen Schmerzen weg,
Durch die Wälder möcht' ich eilen,
Niederwärts,
Aufwärts,
Klüften vorüber und von den steilen
Gebirgen rasseln zu tiefen Gründen,
Ruhe zu finden.

Pfeifender Wind,
Treibe geschwind,
Schnell und schneller die Rosse ins Dickicht hinein,
Laß, o laß die trüben Stunden,
Eilend verschwunden,
Rastlos nimmer Stillstand sein.

Wo soll ich sie suchen?
Auf Bergeshöhn?
Im Schatten der Buchen?
Wo werd' ich sie sehn?

Die Stunden verfliegen,
Tag wechselt mit Nacht,
Die Schmerzen besiegen,
Die Freuden erliegen
Der stürmenden Macht.

Ach! weiter, weiter ohne Stillstand,
Hin wo der Strom braust,
Wo von steiler moos'ger Felswand
Wind und Woge niedersaust.

Wo Walddunkel schattet,
Wo Wolken sich jagen,
Und Nacht und banges Zagen
Mit schwarzen Träumen sich gattet.

Thal nieder, bergauf,
Echo spricht, und grüßt herüber,
Ach! statt dieses Treibens, ende lieber,
Ende, ende diesen trüben Lauf.

Käm' ich nur zum fremden Orte
In ein wundervolles Land,
Das kein Auge je gekannt,
Aber wechselnd hier mit dort
Weiß ich schon die Einsamkeiten,
Die sich tückisch mir bereiten,
Kenne schon die trüben Leiden;
Leiden, Leiden.

„Nun verliert sich der Schall," sagte Rudolf, „in die einsame Luft, er bricht sie so plötzlich ab, als er entstanden ist, und man hört den unmelodischen Wagen rasseln. Ich dichtete dieses Lied in einer großen Beängstigung des Gemüts. — Nun denke dir einen schönen dichten Wald, in welchem ein Waldhorn mit seinen tiefen Tönen spricht, wie aus voller, und doch ruhiger Brust dieser Gesang hervorströmt."

Waldhornsmelodie.

Hörst! wie spricht der Wald dir zu,
Baumgesang.
Wellenklang:
Komm und finde hier die Ruh.

Ruhe aus in dem Gedanken,
Daß sie dich ja wieder liebt,
Sieh, wie alle Zweige schwanken,
Echo Töne wiedergiebt.

Spricht's herüber dir ins Herze?
Sei getrost und geh' ins Thal,
Weide dich an deinem Schmerze,
Deinem Glücke allzumal.

Bist und wandelst in der grünen Waldnacht,
Von dem Treiben der Welt so weit, weit,
Weißt, daß sie mit Sonnenaufgang bald wacht,
Denkst, empfindest ihre Holdigkeit.

Trarah! so springe muntrer Klang
Durch die Berge, durch das grüne Gebüsch;
Fühlst doch nach der Größe, nach Ruhm nicht Drang,
Schlägt dir's Herz vor Liebe doch so frisch.

Und sie hat dir ja versprochen,
Treu zu sein bis an den Tod;
Hat ihr Wort noch nie gebrochen,
Nun, was hast du dann für Not?

Und auch wieder wird sie kommen
Mit dem süßen, hold'gen Mund,
Gram hat dann ein End genommen,
Küssest dich an ihm gesund.

„Du hast vielleicht schon," fuhr Rudolf fort, „ein schweizerisches Alphorn gehört. Man sagt, daß bei einem gewissen Liede jeder Schweizer in der Fremde eine unnennbare Sehnsucht nach seiner Heimat empfinde; eine ähnliche Vaterlandsliebe haben auch die Niederländer. Ich habe neulich ein solches Schweizerlied verfertigt."

Alphornlied.

Wo bist du treuer Schweizer hingeraten?
Vergissest du dein Vaterland?
Dein liebes Vaterland!
Die wohlbekannten Berge? die frischen grünenden Thale?
Wandelst unter Fremden?

Wer grüßt dich hier mit vaterländ'schem Gruß?
Darfst du umherschaun?
Wo sind die Schneegipfel?
Wo klingt das lust'ge Horn?
Wo findest du den Landsmann?

Herüber sehnt sich doch dein Sinn,
Wo der biedre Gruß auf dich wartet,
Wo die Alpe steht,
Die Sennenhütte,
Der weite blaue See,
Die hohen freien Gebirge.

11 f. eine unnennbare Sehnsucht ... empfinde, vgl. dazu: „Herzensergießungen" S. 265: „Ich möchte ... mich zu dem simplen Schweizerhirten ins Gebirge flüchten, und seine Alpenlieder, wonach er überall das Heimweh bekömmt, mit ihm spielen;" und die von Goethe beanstandete Stelle in Schillers Tell II, 1:

„Und dieses Herdenreihens Melodei,
Die du in stolzem Überdruß verschmähst,
Mit Schmerzenssehnsucht wird sie dich ergreifen,
Wenn sie dir anklingt auf der fremden Erde."

Komm, edler Sprößling Tells,
Freigeborner,
In die stillen Thäler wieder herab,
Zum einfachen Mahl,
Das Vaterlandsliebe köstlich macht.
Was suchst du hier?
Den Freund? die Geliebte?
Nimmer schlagen dir Schweizerherzen entgegen.

Rudolf stand auf. „Lebe wohl," sagte er schnell, „es ist zu kalt zum Sitzen; ich muß noch weit gehn, das Mädchen wird auf mich warten, denn ich sprach sie, als ich nach England hinüberging. Lebe wohl, in Antwerpen sehn wir uns wieder."

Er eilte schnell davon, und Franz setzte seinen Weg nach der Stadt fort. Die Tage waren aber schon kurz, er mußte in einem Dorfe vor Antwerpen übernachten. Die Sonne stieg prächtig herauf, als Franz sich niedersetzte, und folgende Verse in seine Schreibtafel einschrieb:

Der Dichter und die Stimme.

Der Dichter.

Wie du mich anlachst, holdes Morgenrot,
Und Mut herab mir in die Seele glühst,
Ich fühl's, die Sorgen sind nun alle tot,
Den Sinn mit goldnen Ketten zu dir ziehst.

Die Stimme.

Noch schön'res Rot, als diese Morgenstrahlen,
Wird einst dein Angesicht mit Purpur malen.

Der Dichter.

O nun erwacht schon wieder das Verlangen,
Mir gönnt's, mir gönnt's nicht eine Stunde Ruh,
Aus allen Wolken seh ich Bilder hangen
Und alle lächeln wehmutsvoll mir zu.
O wäre nur der trübe Tag zu Ende,
Daß ich im Abendscheine wandeln könnte,
Und unter dichten Eichen, dunkeln Buchen
Dem Unmut fliehn, dich Einsamkeit zu suchen.

Die Stimme.

Was hoffst du auf den zarten Abendschimmer?
Der Unmut ruht im Busen nimmer.

Der Dichter.

So will ich mich zu Harfentönen retten,
Im Waldhornsklang einheimisch sein!
Mein Sinn soll sich in Flötenwollust betten,
Mich lullen Zaubermelodieen ein.

Die Stimme.

Und dort werd' ich in jedem Tone klingen,
Dir süße Bilder vor die Seele bringen.

Der Dichter.

So will ich schlafen, mich in Schlummer hüllen.
Und so des Herzens bange Sehnsucht stillen.

Die Stimme.

Kennst du die Träume nicht, die dann erwachen,
Dein Auge schnell mit Thränen füllen,
Verlangen in der Brust anfachen,
Und nimmer deine Sehnsucht stillen?
Nein, du bist mein, ich will dich nach mir ziehn,
Und nirgends hin kannst du vor mir entfliehn.

Der Dichter.

Wer bist du denn, gewalt'ge Zauberin,
Daß du so quälst und marterst mich zum Tode hin?

Die Stimme.

Erinnerung heiß' ich; denk der schönen Stunden!
Ach sind sie nicht zu schnell, zu schnell verschwunden?

Der Dichter.

Kannst du nur quälen, giebst kein tröstend Wort?
Und ängstest mich nur immer fort und fort?
Wird nichts die bange Qual dann wenden?
Wann wirst du die Verfolgung enden?

Die Stimme.

Wann du sie wiedersiehst,
Und schöner als vom Morgenrot
Du ihr entgegen glühst,
Dann endet deine Not.
Dann freut dich Abendschein,
Dann ist Musik Gespielin dir,
Nennst du die Holde balde dein,
Blüht dir ein Paradies schon hier.
Dann wirst du selber dir vertrauen,
Sehnst dich nach keinen Himmelsauen.

Viertes Kapitel.

Die große Handelsthätigkeit in Antwerpen war für Franz ein ganz neues Schauspiel. Es kam ihm wunderbar vor, wie sich hier die Menschen unter einander verliefen, wie sie ein ewig bewegtes Meer darstellten, und jeglicher nur seinen Vorteil vor Augen hatte. Hier fiel ihm kein Kunstgedanke ein, ja wenn er die Menge der großen Schiffe sah, die Betriebsamkeit, Geld zu gewinnen, die Spannung aller Gemüter auf den Handel, die Versammlungen auf der Börse, so kam es ihm als etwas Unmögliches vor, daß einer von diesen sich der stillen Kunst ergeben solle. Er hörte nur immer, welche Schiffe gekommen und abgegangen waren, die Namen der vornehmsten Kaufleute waren jedem Knaben geläufig, auf allen Spaziergängen setzten die Handelsleute ihre kaufmännischen Gespräche und Spekulationen fort. Franz ward von diesem neuen Anblicke des Lebens zu betäubt, als daß er ihn hätte niederschlagen können.

Vansen lebte hier als ein Kaufmann vom zweiten oder dritten Range, der nur unbedeutende Geschäfte machte, der in der Stadt selbst nur wenig bekannt war, sich aber durch Aufmerksamkeit und Sparsamkeit ein ziemliches Vermögen gesammelt hatte. Sternbald suchte ihn bald auf, und das Haus seines neuen Freundes war ihm wie ein Schutzort, wie ein stilles Asyl gegen das tobende Gewühl der Stadt. Vansen wohnte etwas abseits, ein kleiner Garten war hinter seinem Hause; dabei sprach er nur selten von seinen kaufmännischen Geschäften, und hatte nicht die Eitelkeit, andern, die nichts davon begriffen, seine Spekulationen mitzuteilen, sondern er liebte es, von der Kunst zu sprechen, er suchte eine Ehre darin, für einen Kenner zu gelten. Sternbalds kindliches Gemüt schloß sich bald an diesen Mann an, in seiner Unbefangenheit hielt er ihn für mehr, als er wirklich war, denn Vansens Liebe zur Malerei war nichts als ein blinder Trieb, der sich zufälligerweise auf diese Kunst geworfen hatte. Er hatte angefangen Gemälde zu kaufen, und nachdem er sich einige Kenntnisse erworben hatte, war es nur Eitelkeit und Sucht zu sammeln und aufzuhäufen, daß er es nicht müde ward, sich um Gemälde und ihre Meister zu bekümmern. So treiben die meisten Menschen irgend eine Wissenschaft oder Beschäftigung, und der gute Künstler irrt sehr, wenn er unter diesen die verwandten Geister, die Verehrer der Kunst sucht.

Vansen hatte nur eine einzige Tochter, die er ungemein liebte. Sie galt in der Nachbarschaft für schön, und ihr Gesicht war wirklich liebenswürdig. Der Kaufmann bat unsern jungen Maler, das Bildnis seiner Tochter zu malen, und Franz machte sich hurtig an die Arbeit. Seine Phantasie war weniger angespannt, er forderte nicht zu viel von sich, und das Bild rückte schnell fort, und gelang ihm ungemein. Er hatte indes einige Gemälde gesehn, die aus Italien gebracht waren, und er bemühte sich, nach diesen seine Färbung zu verbessern.

Franz bemerkte, daß die Tochter immer sehr traurig war; er suchte sie zu erheitern, er ließ oft, wenn er malte, auf einem Instrumente lustige Lieder spielen, aber es hatte gewöhnlich die verkehrte Wirkung, sie wurde noch trauriger, oder weinte gar; vor dem Vater suchte sie ihre Melancholie geflissentlich zu verbergen. Franz war zu gut, um sich in das Vertrauen eines Leidenden einzudrängen, er kannte auch die Künste nicht, oder verschmähte sie, sich zum Teilnehmer eines Geheimnisses zu machen; daher war er in ihrer Gegenwart in Verlegenheit.

In Vansens Hause versammelten sich oft Leute von den verschiedensten Charakteren, die eine Art von Akademie bildeten, und von denen der Wirt manche Redensarten lernte, mit denen er nachher wieder gegen andre glänzte. Franz hörte diesen Gesprächen mit großer Aufmerksamkeit zu, denn bis dahin hatte er noch nie so verschiedene Meinungen oft schnell hinter einander gehört. Vorzüglich zog ihn ein alter Mann an, dem er besonders gern zuhörte, weil jedes seiner Worte das Gepräge eines eigenen festen Sinnes trug. An einem Abend fing der Wirt, wie er oft that, an, über die Kunst zu reden, und den herrlichen Genuß zu preisen, den er vor guten Gemälden empfände. Alle stimmten ihm bei, nur der Alte schwieg still, und als man ihn endlich ausdrücklich um seine Meinung fragte, sagte er:

„Ich mag ungern so sprechen, wie ich darüber denke, weil niemand weiter meiner Meinung sein wird; aber es thut mir immer innerlich wehe, ja ich spüre ein gewisses Mitleid gegen die Menschen, wenn ich sie mit einer so ernsthaften Verehrung von der sogenannten Kunst reden höre. Was ist es denn alles weiter als eine unnütze Spielerei, wo nicht gar ein schädlicher Zeitverderb? Wenn ich bedenke, was die Menschen in einer versammelten Gesellschaft sein könnten, wie sie durch die Vereinigung

stark und unüberwindlich sein müßten, wie jeder dem Ganzen dienen sollte und nichts da sein, nichts ausgeübt werden dürfte, was nicht den allgemeinen Nutzen beförderte: und ich betrachte dann die menschliche Gesellschaft, wie sie wirklich ist, so weiß ich nicht, was ich dazu sagen soll. Es scheint fast, als wäre die Vereinigung nicht entstanden, um allgemein besser zu werden, sondern um sich gegenseitig zu verschlimmern. Da ist keine Aufmunterung zur Tugend, keine Abhärtung zum Kriege, keine Liebe des Vaterlands und der Religion, ja es ist keine Religion und kein Vaterland da, sondern jeder glaubt sich selbst der nächste zu sein, und häuft, ohne auf den gemeinen Nutzen zu sehn, die Güter auf erlaubte und unerlaubte Art zusammen, und vertändelt übrigens seine Zeit mit dem ersten dem besten Steckenpferde. Die Kunst vorzüglich scheint ordentlich dazu erfunden, die bessern Kräfte im Menschen zu erlahmen und nach und nach abzutöten. Ihre gaukelnde Nachäffung, diese armselige Nachahmung der Wirklichkeit, worauf doch alles hinausläuft, zieht den Menschen von allen ernsten Betrachtungen ab, und verleitet ihn, seine angeborne Würde zu vergessen. Wenn unser innrer Geist uns zur Tugend antreibt, so lehren uns die mannigfaltigen Künstler sie zu verspotten; wenn die Erhabenheit mich in ihrer göttlichen Sprache anredet, so unterlassen es die Reimer oder Poeten nicht, sie mit Nichtswürdigkeiten zu überschreien. Und daß ich namentlich von der gepriesenen Malerei rede — Ich habe den Maler, der mir Figuren, oder Bäume und Tiere auf flacher Leinwand hinzeichnet, nie höher angeschlagen, als den Menschen, der mit seinem Munde Vögel- und Tiergeschrei nachzuahmen versteht. Es ist eine Künstelei, die keinem frommt, und die dabei doch die Wirklichkeit nicht erreicht. Jeder Maler erlernt von seinem Meister eine gewisse Fertigkeit, einige Handgriffe, die er immer wieder anbringt, und wir sind dann gutmütige Kinder genug, stellen uns vor sein Machwerk hin, und verwundern uns darüber. Wie da von Genuß der Kunst die Rede sein kann, oder von Schönheit, begreife ich nicht: da diese Menschen die Begeisterung nicht kennen, da ihre Schöpfungen nicht aus ihren schönsten Stunden entstehn, sondern sie sich des Gewinnstes wegen niedersetzen und Farben über Farben streichen, bis sie nach und nach ihre Figuren zusammengebettelt haben, und nun den Lohn an Geld dafür empfangen. Wie sollen diese knechtischen Arbeiten auf edle Seelen wirken können, da sie

es selber nicht einmal wollen? Sie dienen höchstens der Sinnlichkeit, und trachten vielleicht, elende Begierden zu erwecken, oder uns ein Lächeln über ihre verzerrten Gestalten abzuzwingen, damit sie doch irgend was verursachen. Ich meine also, daß man auf jeden Fall seine Zeit besser anwenden könne, als wenn man sich mit der Kunst beschäftiget."

Franz konnte sich im Unwillen nicht länger halten, sondern er rief aus: „Ihr habt da nur von unwürdigen Künstlern gesprochen, die keine Künstler sind, die die Göttlichkeit ihres Berufs selber nicht kennen, und weil Ihr Euer Auge nur auf diese wendet, so wagt Ihr es, alle übrigen zu verkennen. O Albert Dürer! wie könnte ich es dulden, daß man so von deinem schönsten Lebenslaufe sprechen darf? Ihr habt entweder noch keine guten Bilder gesehn, oder die Augen sind Euch für ihre Göttlichkeit verschlossen geblieben, daß Ihr Euch erkühnt, sie so zu lästern. Es mag gut sein, wenn in einem Staate alles zu einem Zwecke dient, es mag in gewissen Zeiträumen nötig sein, für das Wohl der Bürger, für die Freiheit, daß sie nur ihr Vaterland, nur die Waffen, die bürgerliche Freiheit, und nichts weiter lieben; aber ihr bedenkt nicht, daß in solchen Staaten jedes eigene Gemüt zu Grunde geht, um nur das allgemeine Bild des Ganzen aufrecht zu erhalten. Die Güter, um derentwillen die Freiheit dem Menschen teuer sein muß, die Regung aller seiner Kräfte, die Entwickelung aller Schätze seines Geistes, diese kostbarsten Kleinodien müssen wieder aufgeopfert werden, um nur jene Freiheit zu bewahren. Über die Mittel geht der Zweck verloren, nach welchem jene Mittel streben sollten. Ist es nicht die herrlichste Erscheinung, den Menschengeist kühn in tausend Richtungen, in tausend mannigfaltigen Strömen, wie die Röhren eines künstlichen Spingbrunnens, der Sonne entgegen spielen zu sehn? Eben daß nicht alle Geister ein und dasselbe wollen, ist erfreulich; darum laßt der unschuldigen kindischen Kunst ihren Gang. Denn sie ist es doch, in der sich am reinsten, am lieblichsten, und auf die unbefangenste Weise die Hoheit der Menschenseele offenbart, sie ist nicht ernst wie die Weisheit, sondern ein frommes Kind, dessen unschuldige Spiele jedes reine Gemüt rühren und erfreuen müssen. Sie drückt den Menschen am deutlichsten aus, sie ist Spiel mit Ernst gemischt und Ernst durch Lieblichkeit gemildert. Wozu soll sie dem Staate, der versammelten Gesellschaft nützen? Wann hat sie je das Große und Schöne so

tief erniedrigt, um zu nützen? Ein neues Feuer facht der große Mann, die edle That in einem einzelnen Busen an; der Haufe staunt dumm, und begreift nicht und fühlt nicht, er betrachtet ebenso ein noch nie gesehenes Tier, er belächelt die Erhabenheit, und hält sie für Fabel. Wen verehrt die Welt, und welchem Geiste wird gehuldigt? Nur das Niedrige versteht der Pöbel, nur das Verächtliche wird von ihm geachtet. Zufälle und Nichtswürdigkeiten sind die Wohlthäter des Menschengeschlechts gewesen, wenn du den häuslichen Nutzen dieser armen Welt so hoch anschlägst. Und was drückst du mit dem Worte Nutzen aus? Muß denn alles auf Essen, Trinken und Kleidung hinauslaufen? daß ich sicherer schlafe, oder besser, ein Schiff regiere, bequemere Maschinen erfinde, wieder nur um besser zu essen? Ich sage es noch einmal, das wahrhaft Hohe darf und kann nicht nützen; dieses Nützlichsein ist seiner göttlichen Natur ganz fremd, und es fordern, heißt, die Erhabenheit entadeln, und zu den gemeinen Bedürfnissen der Menschheit herüberwürdigen. Denn freilich bedarf der Mensch vieles, aber er muß seinen Geist nicht zum Knecht seines Knechtes, des Körpers erniedrigen: er muß wie ein guter Hausherr sorgen, aber diese Sorge für den Unterhalt muß nicht sein Lebenslauf sein. So halte ich die Kunst für ein Unterpfand unsrer Unsterblichkeit, für ein geheimes Zeichen, an dem die ewigen Geister sich wunderbarlich erkennen; der Engel in uns strebt sich zu offenbaren, und trifft nur Menschenkräfte an, er kann von seinem Dasein nicht überzeugen, und wirkt und regiert nun auf die lieblichste Weise, um uns, wie in einem schönen Traum, den süßen Glauben beizubringen. So entsteht in der Ordnung, in wirkender Harmonie die Kunst. Was der Weise durch Weisheit erhärtet, was der Held durch Aufopferung bewährt, ja, ich bin kühn genug, es auszusprechen, was der Märtyrer durch seinen Tod besiegelt, das kann der große Maler durch seinen Pinsel auswirken und bekräftigen. Es ist der himmlische Strahl, der diesen Geistern nicht die müßige Ruhe erlaubt, sondern sie zu einer glänzenden Thätigkeit weckt. Und daher sind es wohl die schönsten, die erhabensten Stunden, die ein Meister vor seinem Werke zubringt; er legt bildlich die Liebe hinein, mit der er die ganze Welt an sein Herz drücken möchte, die Urschönheit, das erhabne Bild der Hoheit, vor dem er niederkniet; alles dies trifft der verwandte Geist in den lieblichen Zeichen wieder, die dem

Barbaren unverständlich sind, er wird bei diesen Winken entzückt, er fühlt seinen Geist in seiner Brust emporsteigen, er gedenkt alles Schönen, alles Großen, das ihn schon einst bewegt hat, und es ist nun nicht mehr das irdische Bild, das ihn entzückt, liebliche Schatten vom Himmel herab fallen in sein Gemüt, und erregen eine bunte Welt von Wohllaut, und süßer Harmonie in ihm. O wenn uns die holde Natur lieb ist, wenn wir gern die Pracht des Morgens, die Schimmer des Abends sehn, wenn die Schönheit in Menschengestalten uns anspricht, wie könnten wir uns dann gegen die liebliche Kunst so unfreundlich bezeigen? Gegen die Kunst, die sich bestrebt, uns alles das noch werter und teurer zu machen, uns mit uns selbst zu befreunden, die äußere Welt, die oft so hart um uns steht, mit unserm weichen Herzen zu versöhnen? Nein, es ist unmöglich, daß sich der Sinn irgend eines Menschen freiwillig abwende; es sind nur Mißverständnisse, die ihn vom himmlischen Genusse zurückhalten dürfen. Zweifelt nicht, daß der Künstler in seinem schönen Wahne die ganze Welt und jede Empfindung seines Herzens in seine Kunst verflicht, er führt sein Leben nur für die Kunst, und wenn die Kunst ihm abstürbe, würde er nicht wissen, was er mit seinem übrigen Leben weiter anfangen sollte. Ihr erwähnt es als etwas Schändliches, daß der arme Künstler sich genötigt sieht, um Lohn zu arbeiten, daß er das Werk seines Geistes fortgeben muß, um seinem Körper dadurch fortzuhelfen; er ist aber deshalb eher zu beklagen, als zu verachten. Ihr kennt die Empfindung nicht, wenn ein Mann sein liebstes Werk, mit dem er so innig vertraut geworden ist, aus dem ihm sein Fleiß, und so viele liebe mühevolle Stunden anlächeln, wenn er es nun aufopfern muß, es verstoßen, und von sich entfremden, daß er es vielleicht niemals wiedersieht, bloß des schnöden Gewinnstes wegen, und weil eine Familie ihn umgiebt, die Nahrung fordert. Es ist zu bejammern, daß in unserm irdischen Leben der Geist so von der Materie abhängig ist. O wahrlich, kein größeres Glück könnte ich mir wünschen, als wenn mir der Himmel vergönnte, daß ich arbeiten könnte, ohne an den Lohn zu denken, daß ich so viel Vermögen besäße, um ganz ohne weitere Rücksicht meiner Kunst zu leben, denn schon oft hat es mir Thränen ausgepreßt, daß sich der Künstler muß bezahlen lassen, daß er mit den Ergießungen seines Herzens Handel treibt, und oft von kalten Seelen in seiner Not die Begegnung eines Sklaven erfahren muß."

Franz hielt eine kleine Weile ein, weil er sich wirklich die Thränen abtrocknete; dann fuhr er fort: „Auch kann es der Kunst zu keinem Vorwurfe gereichen, daß ihr unwürdige Menschen zu nahe treten, und sich ihr als Priester aufdrängen. Eben daß es Abwege und Irrtümer geben kann, beweist ihre Erhabenheit. Der Handwerker kann nur auf Eine Art vortrefflich sein, in den mechanischen Künsten ist Eine Erfindung die beste; nicht also mit der göttlichen Malerei. Je tiefer einige sinken, um so höher steigen andre: wenn es jenen vergönnt ist, den Weg zu verfehlen, so dürfen diese dafür das Göttliche erreichen, und uns durch Offenbarung mitteilen."

„Ihr habt Eure Sache recht wacker verteidigt," sagte der Alte, „ob ich gleich noch manches dagegen einwenden möchte."

Hier wurde das Gespräch durch die Nachricht unterbrochen, daß Vansens Tochter plötzlich krank geworden sei. Der Vater war in der größten Unruhe, er schickte sogleich nach einem Arzte, und besuchte seine geliebte Sara. Der Arzt kam und versicherte, daß keine Gefahr zu besorgen sei; es war spät, die Gesellschaft ging auseinander.

Franz ging nicht nach seiner Wohnung, sondern begleitete die übrigen. Jetzt hatten sich alle entfernt, und er war mit dem alten Manne allein. „Ihr vergebt mir wohl," fing er an, „meine Hitze, da ich Euch heute als ein junger Mensch so unbesonnen widersprochen habe; es kam, ohne daß ich sagen könnte, wie es geschah."

„Ich habe Euch nichts zu vergeben," sagte der Alte, „Ihr seid ein wackrer Mensch, und das freut mich."

„Ihr mögt vielleicht recht haben," sagte Franz —

„Laßt das," fiel ihm der Alte ein; „haben nicht alle Zungen recht und alle unrecht? Jeder trachte danach, daß er es wahr und redlich mit sich meine, das ist die Hauptsache."

Franz sagte: „wenn Ihr mir also nicht böse seid, so reicht mir zum Zeichen Eure Hand, denn mich gereut meine Heftigkeit."

Der Alte drückte ihm die Hand herzlich; dann umarmte er ihn, und sagte: „Sei immer glücklich, mein Sohn, und bleib bei deiner herzlichen Liebe zu allem Guten." Franz ging hierauf sehr vergnügt nach seiner Herberge.

Fünftes Kapitel.

Der Winter war beinahe verflossen, Rudolf Florestan war indes nach Antwerpen zurückgekommen. Franz hatte noch einige andre Bilder ausgearbeitet, er besuchte aber seinen Freund Vansen immer noch sehr fleißig; die Tochter war wieder hergestellt, doch blieb sie immer traurig und mißvergnügt.

An einem Morgen traf er Vansen allein, es war ein Sonntag und der Kaufmann hatte daher keine Geschäfte. „Ihr seid mir sehr willkommen," rief er dem Maler entgegen, „ich habe schon längst über eine Sache mit Euch sprechen wollen, wozu ich noch immer nicht die gelegene Zeit habe treffen können".

Sie setzten sich und Vansen fuhr in einem vertraulichen Tone fort: „Je mehr ich Euch kennen lerne, lieber Sternbald, je mehr muß ich Euch hochschätzen, denn die jugendliche Schwärmerei, die Euch zu Zeiten mit sich fortreißt, wird sich gewiß mit den Jahren verlieren. Seht, das ist das Einzige, was ich allenfalls gegen Euch hätte, aber sonst lieb' ich Euch so sehr, wie ich bis jetzt noch keinen Menschen wert gehalten habe. Dazu bekennt Ihr Euch zu einer Kunst, die ich von Jugend auf vorzüglich verehrt habe. Doch ich will Euch näher kommen. Ich weiß nicht, ob Ihr das sonderbare Betragen meiner Tochter bemerkt habt, seit Ihr in unserm Hause bekannt geworden seid; meine Sara war sonst nicht so melancholisch, sondern die Lustigkeit selbst, seit sie Euch gesehen hat, ist ihr ganzer Sinn umgewandt. Nun sagt mir aufrichtig, wie gefällt sie Euch?"

Franz versicherte, daß er sie sehr liebenswürdig finde, und der Vater fuhr fort: „Seit vielen Jahren habe ich es mir fest vorgenommen, und es ist ein Vorsatz, von dem ich gewiß nicht weiche, daß niemand als ein geschickter Maler mein Eidam werden soll. Es kömmt nun bloß auf Euch an, ob ich in Euch meinen Mann gefunden habe. Ich weiß alles, was Ihr mir antworten könnt, aber laßt mich ausreden. Ich will Euch damit keineswegs von Eurer Reise zurückhalten, sondern ich muntre Euch vielmehr selber auf, Italien zu besuchen und dort zu studieren. Meine Tochter liebt Euch, Ihr versprecht Euch mit ihr, und mein Vermögen macht Euch die Reise bequemer und nützlicher. Ihr kommt

6. Hier hat Tieck in der späteren Bearbeitung aus den „Phantasieen" die Nr. 2 des ersten Abschnittes (oben S. 14 f.) eingeschoben.

dann zurück, und was ich besitze, sichert Euch wenigstens vor dem Mangel. Ihr könnt dann Eurer Kunst, wie Ihr Euch immer gewünscht habt, mit allen Kräften obliegen, Ihr werdet bekannt und berühmt, meine Tochter ist mit Euch glücklich und alle meine Wünsche sind erfüllt."

Franz war heftig bewegt, er dankte in den wärmsten Ausdrücken dem Kaufmanne für sein Wohlwollen, er bat ihn, noch jetzt keine entscheidende Antwort zu verlangen und sein Zögern nicht übel zu deuten. Er verließ ihn und schweifte mit tausend Vorstellungen durch die Straßen umher. So nahe auf ihn zu war das wirkliche Leben noch nie getreten, um sein inneres poetisches zu verdrängen; er fühlte sich angezogen und zurückgestoßen, das schöne Bild seiner Phantasie stand bald ganz hell vor ihm, bald rückte es tief in den Hintergrund hinab. Hier bot sich ihm eine sichre Zukunft an, ganz unverhofft, eine Lebensweise, wie sie immer sein Wunsch gewesen war, und man forderte nichts weiter von ihm, als einen Schatten, ein Traumbild aufzuopfern, das nicht sein war. Doch fürchtete er sich wieder, so seinen Lebenslauf zu bestimmen und sich selber Grenzen zu setzen; die Sehnsucht rief ihn wieder in die Ferne hinein, seltsame Töne lockten ihn und versprachen ihm ein goldenes Glück, das weit ab seiner warte. In dieser Stimmung besuchte er seinen Freund Rudolf. So vertraut er mit diesem war, so konnte er ihm doch nie seine Geschichte, so wie seine wunderbare Liebe entdecken, es war nur Sebastian, dem er dergleichen vertrauen durfte. Aber er erzählte ihm jetzt Vansens Vorschlag und bat um seinen Rat. „Wie soll ich dir hierin raten?" rief Rudolf lachend aus; „das Ratgeben ist überall eine unnütze Sache, aber vollends bei der Ehe; jeder Mensch muß sich sein eignes Glück machen, und dann kömmt auch deine Frage viel zu früh, denn du weißt ja nicht einmal, ob dich das Mädchen haben will."

Franz stutzte. Das Wort Ehe erweckte überdem mancherlei Vorstellungen bei ihm. Er sah alle die Scenen einer ruhigen Häuslichkeit vor sich: Kinder, die ihn umgaben, er hörte die Gespräche seines Schwiegervaters und der Freunde, er fühlte seine frische Jugend verschwunden und sich eingelernt in die ernsteren Verhältnisse des Lebens; seine wunderbaren Gefühle und Wünsche, das zauberische Bild seiner Geliebten, alles hatte Abschied genommen und sein Herz hing an nichts mehr glühend. Es war

wie ein klarer geschäftiger Tag, der nach der Pracht des Morgenrots erwacht; wie eine Rede nach einem ausgeklungenen Liede. Seine Brust war beängstigt, er wußte sich nicht zu lassen und verließ unmutig den lachenden Florestan. „Wie ist es mit dem Leben?“ dachte er bei sich selber; „irgend einmal ist dieser Taumel der Jugend doch verflogen, endlich einmal nimmt mich doch jenes Leben in Empfang, dem ich jetzt so scheu aus dem Wege trete. Wie wird mir sein, wenn meine schönen Träume hinter mir liegen?“

Er kam in Vansens Haus zurück. Die Tochter war allein und spielte auf der Zither. Er nahte ihr mit großer Verlegenheit; das Mädchen bemerkte seine Angst und fragte ihn, ob er krank sei. Franz war im Begriff, alles zu erzählen, was ihm der Vater vertraut hatte, als Sara von der Magd heimlich eine Botschaft erhielt, über die sie sehr zu erschrecken schien. Die Magd entfernte sich wieder und Sara ging weinend auf Sternbald zu und sagte: „Nein, mein liebster Freund, ich habe mich nicht mehr in meiner Gewalt, ich muß Euch mein Leiden klagen, Euch vertraue ich allein, und Ihr werdet mein Vertrauen nicht mißbrauchen. O Sternbald, seit acht Wochen leide ich unaussprechlich. Ihr seid gut, Ihr habt Mitleiden mit mir getragen, ich habe es wohl bemerkt, und darum will ich Euch alles sagen. Nicht weit von uns wohnt ein junger Schmied, den ich schon seit lange kenne, der mich liebt und der jetzt krank liegt. Es soll mit seiner Krankheit immer schlimmer werden; er fürchtet jetzt, mein Vater will mich verheiraten, er ist arm, ein Handwerker und nun der Verzweiflung nahe. O wollt Ihr so gütig gegen mich sein und ihn besuchen und trösten? Ihr glaubt nicht, wie gut, wie brav er ist, Ihr würdet gewiß sein Freund werden, wenn Ihr ihn kennen solltet, denn jedermann muß ihn lieben, der ihm nahe kommt.“

Franz war gerührt; er ließ sich das Haus bezeichnen und ging sogleich hin. Er kam in eine armselige Stube, in der der Kranke in einem Bette lag, und vor sich Papiere hatte, auf denen er zeichnete. Als Sternbald näher kam, erstaunte er, denn es war derselbe Schmied, mit dem er vor Nürnberg am Tage seiner Auswanderung gesprochen hatte. „O mein lieber Freund,“ rief er aus, „wie werfe ich es mir vor, das ich Euch so vergessen und nicht früher aufgesucht habe!“ Der junge Schmiedegeselle erkannte ihn ebenfalls und nun eröffnete ihm Franz, aus welcher Absicht

er zu ihm gekommen sei. Messys weinte, als er hörte, wie zärtlich seine Sara für ihn besorgt sei. „O Maler,“ rief er aus, „Ihr glaubt nicht, was ich ausgestanden habe, seitdem ich Euch damals gesprochen hatte. Seit ich Euren Dürer sah, hatte ich keine Ruhe mehr in mir selber, es war, als wenn es an allen meinen Sinnen zöge und arbeitete, daß ich immer an Malereien, an Zeichnungen denken mußte; an nichts in der Welt fand ich mehr Gefallen, die Schmiedearbeit war mir zur Last. Ich zeichnete täglich etwas, und selbst in der Krankheit kann ich es nicht lassen; seht, da habe ich eine herrliche Figur von Lukas Leyden.“

Franz betrachtete sie; der junge Mensch hatte sie sehr gut kopiert und Franz verwunderte sich darüber, daß er es ohne allen Unterricht so weit habe bringen können. Messys fuhr fort: „So kam ich nach Antwerpen zurück und nichts war mir hier recht. Ich hatte immer noch den Dürer und seine Werkstätte im Kopf, es kam so weit, daß ich mich meines Hammers schämte, ich verdarb die Arbeit, ich konnte nicht mehr fort. Schon lange hatte ich die Tochter unsers Nachbars gekannt, aber es war mir nie eingefallen, sie als ein reiches und vornehmes Mädchen so anzusehen, als ob ich sie lieben könnte. Aber als ob ein böser Geist recht darauf ausginge, mich zu Grunde zu richten, so kam nun alles zusammen. Ich konnte die Augen nicht mehr von ihr abwenden; wenn ich ans Zeichnen dachte, wollte ich ihr Gesicht nur immer auf dem Papiere entwerfen. Ich ging aufs Feld, ich kam zurück, ich wollte sie nicht ansehen, o ich hatte es nicht nötig, denn allenthalben war sie mir vor die Augen wie hingebannt, ich sah nichts anders als sie. Bei jedem Gesichte dacht' ich an das ihrige, alle Menschen sah ich darauf an, ob sie ihr ähnlich wären. Sie bemerkte meine Leidenschaft, sie sah mich freundlich an, sie sah mir nach, wenn ich vorbeiging; da war mir, als wenn mich der Blitz angerührt hätte, so oft es geschah, wußte ich nicht, ob ich es glauben sollte. Ihr Vater hatte in Leyden Geschäfte und reiste dorthin; ich weiß nicht, wie ich mich unterfing, sie eines Abends anzureden, ich konnt' es nicht lassen, ich sprach lange mit ihr und nachher schallte mir nur der Ton ihrer Rede, nur einzelne Worte in den Ohren, aber ich wußte nicht, was sie gesagt hatte. So sah ich sie öfter; wir gingen heimlich mit einander spazieren, ich wurde vertraulicher, sie gestand mir, daß sie mir gut sei, und nun war ich im Himmel. Da fing ich an aus allen

Kräften zu arbeiten; des Abends wenn ich sie nicht sprechen konnte, zeichnete ich ihr Bild, oder stellte mich dem Hause gegenüber und ließ so die Nacht heranrücken. O ich bin geschwätzig wie ein Kind. Ehe wir es uns versahen, kam der Vater zurück. Nun war es mit unsern Zusammenkünften aus; ich konnte sie nur manchmal im Vorbeigehn grüßen. Wie eine Decke fiel es mir von den Augen und mein Herz wollte springen. Ich sah nun wieder den Unterschied unter uns beiden, wie mich der reiche Vater verachten müsse, wie ich in meinem Stande so nichts gegen ihn sei. Nun hörte ich noch dazu, Sara würde bald verheiratet werden; ach! und es geschieht auch gewiß. Was soll ich anfangen? Mein Handwerk war mir ein Abscheu, alles, worauf ich mich sonst wohl freuen konnte, Meister zu werden und bei Gelegenheit eine künstliche Arbeit, einen Springbrunnen, Gitterwerk, oder dergleichen zu unternehmen, kam mir nun kläglich vor. Ich wußte gar nicht, was ich in der Welt sollte. Ein Maler zu werden, dazu bin ich nun zu alt; die Sara darf ich nicht sehen, nichts hoffen, so geh' ich zu Grunde. Alles das zusammen hat mich so krank und schwach gemacht, daß ich bald zu sterben hoffe."

Franz sagte weinend: „Nein, das dürft Ihr nicht hoffen; glaubt mir, daß Ihr gewiß noch Zeit genug habt, ein guter Maler zu werden, wenn Ihr diese Liebe zur Kunst behaltet. Ihr zeichnet schon so gut, als wenn Ihr lange in der Lehre gewesen wäret, und es kommt also nur auf Euch an, ein Maler zu werden. Dann dürft Ihr auch auf Eure Geliebte hoffen, denn der Vater achtet die Malerei und will nur einen Malerkünstler zum Eidam haben; darum hat er mir noch heut, so arm ich auch bin, seine Tochter angetragen. Darum tröstet Euch, sammelt wieder Lust zum Leben und Kräfte, denn Ihr könnt noch recht glücklich werden."

Messys schüttelte mit dem Kopfe, als wenn er nicht daran glauben könne, doch Franz fuhr so lange fort, ihn zu trösten, bis jener etwas beruhigt war. Sternbald eilte sogleich zu Vansen, den er bei einer Flasche Wein und bei guter Laune antraf. „Jetzt will ich Euch meine Antwort bringen," sagte Franz, „aber Ihr müßt mir mit Geduld zuhören." Er erzählte hierauf die Geschichte seines Freundes und sprach von der gegenseitigen Liebe der beiden jungen Leute. „Ihr wolltet mir," schloß er, „als einem armen Menschen, der nicht mehr, als dieser Schmied besitzt, Eure

Tochter geben, Ihr wolltet auf meine Zurückkunft warten, nun so thut es mit diesem, um das Glück Eurer einzigen Tochter zu begründen; sie ist jung, ich versichere Euch, Messys ist in wenigen Jahren ein guter Maler, der Euch Ehre macht, und so sind alle Eure Wünsche erfüllt."

„Und Ihr seid überzeugt, daß er mit der Zeit gut malt?" fragte Vansen.

„Gewiß," sagte Sternbald, „seht nur diese Zeichnungen, die wahrlich einen guten Schüler verraten."

Er zeigte ihm hierauf einige Bilder, die er von Messys Hand mitgebracht hatte, und Vansen betrachtete sie lange mit prüfenden Blicken; doch schien er endlich mit ihnen zufrieden zu sein. „Ihr seid ein braver junger Mensch," rief er aus, „Ihr könntet mich zu allem bewegen, es ist viel, daß Ihr so uneigennützig seid. So geht also zu dem armen Teufel und grüßt ihn von mir, sagt, er soll nur gesund werden und wir wollen dann weiter mit einander sprechen."

Franz sprang auf. Im Vorsaal begegnete ihm Sara, der er mit wenigen Worten alles erzählte; dann eilte er zu Messys. „Seid getrost," rief er aus, „alles ist gut, der Vater bewilligt Euch die Tochter, wenn Ihr Euch auf die Malerei legt. Darum werdet gesund, damit Ihr ihn selber besuchen könnt."

Der Kranke wußte nicht, ob er recht höre und sehe. Franz mußte ihm die Versicherung öfters wiederholen. Als er sich endlich überzeugte, sprang er auf und kleidete sich schnell an. Dann sprang und tanzte er in der Stube herum, wobei er alte niederländische Bauernlieder sang, umarmte bald und küßte Sternbald, dann weinte er wieder und trieb ein seltsames Spiel mit seiner Freude, das den jungen Maler innig bewegte. Sie machten sich hierauf auf den Weg nach Vansens Hause. Auf der Straße taumelte der Kranke, als ihn die ungewohnte freie Luft umfing; Franz unterstützte ihn und so kamen sie hin. Das erste was sie im Hause sahen, war Sara, und Messys gebärdete sich wie ein Verrückter; sie schrie laut auf, da sie ihn so unvermutet und so blaß sah. Sie kamen in des Vaters Zimmer, der sehr freundlich war. Messys war gegen diesen verlegen und blöde. „Ihr liebt meine Tochter," sagte der Kaufmann, „und Ihr versprecht, Euch auf die Malerei zu legen, so daß Ihr Euch in einigen Jahren als ein geschickter Mann zeigen könnt; unter dieser Bedingung ver-

spreche ich sie Euch, aber dazu müßt Ihr reisen und trefflich studieren, ich will Euch zu diesem Endzweck auf alle Weise unterstützen. Vor allen Dingen müßt Ihr suchen gesund zu werden."

Die beiden Liebenden kamen hierauf in Gegenwart ihres Vaters zusammen und fühlten sich unaussprechlich glücklich. Messys mußte eine bessere Wohnung beziehen und nach einigen Tagen war er fast ganz hergestellt. Er wußte nicht, wie er unserm Freunde genug danken sollte.

Es waren jetzt die letzten Tage des Februars und die erste Sonnenwärme brach durch die neblichte Luft. Franz und Rudolf machten sich auf die Reise. Ehe sie Antwerpen verließen, erhielt Franz von Vansen ein ansehnliches Geschenk; der Kaufmann liebte den jungen Maler zärtlich. Sternbald und Florestan hatten jetzt schon die Thore der Stadt weit hinter sich, sie hörten die Glocken aus der Ferne schlagen und Rudolf sang mit lauter Stimme:

Wohlauf! es ruft der Sonnenschein
Hinaus in Gottes freie Welt:
Geht munter in das Land hinein
Und wandelt über Berg und Feld!

Es bleibt der Strom nicht ruhig stehn
Gar lustig rauscht er fort;
Hörst du des Windes muntres Wehn?
Er braust von Ort zu Ort.

Es reist der Mond wohl hin und her,
Die Sonne ab und auf,
Guckt übern Berg und geht ins Meer,
Nie matt in ihrem Lauf.

Und Mensch, du sitzest stets daheim
Und sehnst dich nach der Fern,
Sei frisch und wandle durch den Hain
Und sieh die Fremde gern.

Wer weiß, wo dir dein Glücke blüht,
So geh und such es nur,
Der Abend kömmt, der Morgen flieht,
Betrete bald die Spur.

Laß Sorgen sein und Bangigkeit,
Ist doch der Himmel blau,
Es wechselt Freude stets mit Leid,
Dem Glücke nur vertrau.

So weit dich schließt der Himmel ein,
Gerät der Liebe Frucht,
Und jeglich Herz bekömmt das Sein',
Wenn er nur emsig sucht.

Ende des ersten Teils.

Nachschrift an den Leser.

Dieses Buch sollte erst unter dem Namen des Verfassers der Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders erscheinen, daher muß sich der Leser den Ton in manchen Stellen dieses Teils erklären. Die meisten Gespräche, die ich seit mehreren Jahren mit meinem nun verstorbenen Freunde Wackenroder führte, betrafen die Kunst; wir waren in unsern Empfindungen einig und wurden nicht müde, unsre Gedanken darüber gegenseitig zu wiederholen. Er war besonders gegen die zergliedernde Kritik, die dem verehrenden Enthusiasmus entgegensteht, und aus unsern Gesprächen über die Ansicht der Kunst und der Künstler entstanden die Herzensergießungen des Klosterbruders, die 1797 herauskamen. Mein Freund suchte in diesem Buche unsre Gedanken und seine innige Kunstliebe niederzulegen, er wählte absichtlich diese Maske eines religiösen Geistlichen, um sein frommes Gemüt, seine andächtige Liebe zur Kunst freier ausdrücken zu können; der Vortrag in den meisten Aufsätzen gehört ganz ihm. Von meiner Hand ist die Vorrede, Sehnsucht nach Italien, S. 23. Ein Brief des Malers Antonio und die Antwort, S. 52, Brief eines jungen deutschen Malers S. 179, und die Bildnisse der Maler, S. 194. Nach jenem Buche hatten wir uns vorgenommen, die Geschichte eines Künstlers zu schreiben, und so entstand der Plan zu gegenwärtigem Roman. In einem gewissen Sinne gehört meinem Freunde ein Teil des Werks, ob ihn gleich seine Krankheit hinderte, die Stellen wirklich auszuarbeiten, die er übernommen hatte. Der Leser verliert gewiß viel dabei, daß ich es ohne seine Beihilfe zu Ende führen muß.

Franz Sternbalds

Wanderungen.

Eine altdeutsche Geschichte

herausgegeben

von

Ludwig Tieck.

Zweiter Theil.

Berlin,

bei Johann Friedrich Unger.

1798.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

In einem alten Buche, das in meiner Sammlung sich befindet, habe ich immer folgende Stelle mit vorzüglichem Wohlgefallen gelesen:

O Jugend! du lieber Frühling, der du so sonnenbeschienen vorn im Anfange des Lebens liegst! wo mit zarten Äugelein die Blumen umher, des Waldes neugrüne Blätter, wie mit fröhlicher Stimme dir winken, dir zujauchzen! du bist das Paradies, das jeder der spätgebornen Menschen betritt, und das für jeden immer wieder von neuem verloren geht.

Gefilde voll Seligkeit! überhangend von Blüten, durchirrt von Tönen! Sehnsucht weht und spielt in deinen süßen Hainen. Vergangenheit so golden, Zukunft so wunderbar: wie mit dem Sirenengesange der Nachtigall lockt es von dorther; mondliche Schimmer breiten sich auf dem Wege aus, liebliche Düfte ziehen aus dem Thal herauf, vom Berge nieder den Silberquell. O Jüngling, in dir glänzt Morgenröte, sie rückt mit ihren Strahlen und wunderglänzenden Wolkenbildern herauf: dann folgt der Tag, bis auf die Spur sogar verfließt die heimliche Sehnsucht; alle Liebesengel ziehen fort, und du bist mit dir allein. War alles nur Dunst und bunter Schatten, wornach du brünstig die Arme strecktest?

Aus Wolken winken Hände,
An jedem Finger rote Rosen,
Sie winken dir mit schmeichlerischem Kosen,
Du stehst und fragst: wohin der Weg sich wende?

3. Die Fiktion, daß der folgende echt Tieckische Erguß einem alten Buche oder einem alten Liede entnommen sei, hat der Dichter später fallen gelassen.

Da singen alle Frühlingslüfte,
Da duften und klingen die Blumendüfte,
Lieblich Rauschen geht das Thal entlang:
Sei mutig, nicht bang!

Siehst du des Mondes Schimmer,
Der Quellen hüpfendes Geflimmer?
In Wolken hoch die goldnen Hügel,
Der Morgenröte himmelbreite Flügel?

Dir entgegen ziehn so Glück als Liebe,
Dich als Beute mit goldenen Netzen zu fahn,
So leise lieblich, daß keine Ausflucht bliebe,
Umzingeln sie dich, bald ist's um dich gethan.

— Was will das Glück mit mir beginnen?
O Frühlingsnachtigall, singst du drein?
Schon dringt die sehnende Lieb' auf mich ein,
Wie Mondglanz webt's um meine Sinnen. —

Wie bang' ist mir's, gefangen mich zu geben,
Sie nah'n, die Scharen der Wonne mit Heeresmacht!
Verloren, verträumt ist das fliehende Leben,
Schon rüstet sich Lieb' und Glück zur Schlacht.

Der Kampf ist begonnen,
Ich fühle die Wonnen
Durchströmen die Brust:
O sel'ge Gefilde,
Ich komme, wie milde
Erquickt und ermattet des Lebens Lust.

Es winket vom Himmel
Der Freuden Gewimmel,
Und lagert sich hier:
Im Boden, ich fühle
Der Freuden Gewühle,
Sie streben und drängen entgegen mir.

Der Quellen Getöne,
Der Blümelein Schöne,
Ihr lieblicher Blick,
Sie winken so eigen,
Ich deute das Schweigen:
Sie wünschen mir alle zum Leben Glück. — —

Nun geht das Kind auf grünen Wegen
Den goldglänzenden Strahlen entgegen,
Im bangen Harren geht es weit,
Es klopft das Herz, es flieht die Zeit.

Es ist, als wenn die Quellen schwiegen,
Ihm dünkt, als dunkle Schatten stiegen,
Und löschten des Waldes grüne Flammen,
Es falten die Blumen den Putz zusammen.

Die freundlichen Blüten sind nun fort,
Und Früchte stehn an selbigem Ort;
Die Nachtigall versteckt die Gesänge im Wald,
Nur Echo durch die Einsamkeit schallt.

Morgenröte bist du nach Haus gegangen?
Ruft das Kind, und streckt die Händ' und weint;
O komm', ich bin erlöst vom Bangen,
Du wolltest mich mit goldnen Netzen fangen,
Du hast es gewiß nicht böse gemeint.

Ich will mich gerne drein ergeben,
Es kann und soll nicht anders sein:
Ich opfre dir mein junges Leben,
O, komm' zurück, du Himmelsschein!

Aber hoch und höher steigt das Licht,
Und bescheint das thränende Gesicht;
Die Nachtigall flieht waldwärts weiter,
Quell wird zum Fluß und immer breiter.

Ach, und ich kann nicht hinüberfliegen!
Was mich erst lockt, ist nun so weit,
Der Morgenglanz, die Töne müssen jenseits liegen,
Ich stehe hier, und fühle nur mein Leid.

— Die Nachtigall singet aus weiter Fern:
Wir locken, damit du lebest gern,
Daß du dich nach uns sehnst, und immer matter sehnst,
Ist, was du thöricht dein Leben wähnst. — — —

Ich wählte dieses alte, kindlich redende Lied zum Eingange dieses dritten Buchs meiner Geschichte. Der unbekannte Verfasser beweint in diesen Worten seine weit entflohene Jugend, und seine

Erinnerungen legen sich als Töne und sanfte Bilder vor ihm hin, die auch mich wieder ansprechen, und jeden, der diese Stelle liest. — Wie viele Zeit ist indes verflossen! Es mag kommen, daß nach langer Zeit jemand, den ich nicht kenne, dieses Buch aufschlägt, und von diesen Worten gerührt wird. Giebt es denn nun, geliebter Leser, nicht eine ewige Jugend? Indem du dich der Vergangenheit erinnerst, ist sie nicht vergangen: deine Ahnung des Künftigen macht die Zukunft zur Gegenwart, die Verwandelung der Natur außer dir ist nur scheinbar; wie fliegende Wolken umhüllt die Wirklichkeit die innere Sonne. Sonnenblicke wechseln mit Schatten; in ewiger Erneuerung giebt es kein Alter.

Darum fahre ich in meiner Geschichte fort. Laß die vorige Zeit in dein Gemüt zurückkommen, und glaube, daß die Geister der großen Künstler, die damals lebten, dich umgeben und kennen, wie ich es glaube. Dann wirst du an jenen Gestalten Ergötzen finden, die ich dir vorüberführe.

Franz Sternbald und sein Freund Rudolf Florestan durchwanderten jetzt den Elsaß. Es war die Zeit im Jahre, wenn der Frühling in den Baumknospen schläft, und die Vögel ihn in den unbelaubten Zweigen aufwecken wollen. Die Sonne schien blaß und gleichsam blöde auf die warme, dampfende Erde hernieder, die das erste neue Gras aus ihrem Schoße gebar. Sternbald erinnerte sich der Zeit, als er zuerst seine Pflegeeltern verließ, um bei Albrecht Dürer in Nürnberg zu lernen, gerade in solchem Wetter hatte er sein friedliches Dorf verlassen. Sie gingen, indem Rudolf fröhliche Geschichten erzählte, durch die schöne Gegend. Straßburg lag hinter ihnen, noch sahen sie den erhabenen Münster; in der nächsten Stadt wollten sie einen Mann erwarten, der auf der Rückreise von Italien begriffen war.

In Straßburg hatte Franz seinem Sebastian folgenden Brief geschrieben:

„Jetzt, lieber Sebastian, ist mir sehr wohl, und du wirst dich darüber freuen. Meine Seele ergreift das Ferne und Nahe, die Gegenwart und Vergangenheit mit gleicher Liebe, und alle Empfindungen trage ich sorglich zu meiner Kunst hinüber. Warum quäle ich mich ab, da ich mich doch am Ende überzeugen muß, daß jeder nur das leisten wird, was er leisten kann? Wie kurz

6. ewige Jugend, vgl. Schleiermachers Gedanken von der ewigen Jugend in den „Monologen".

ist das Leben, und warum wollen wir es mit unsern Beängstigungen noch mehr verkürzen? Jeder Künstlergeist muß sich ohne Druck und äußern Zwang wie ein edler Baum mit seinen mancherlei Zweigen und Ästen ausbreiten; er strebt von selbst durch eigne Kraft nach den Wolken zu, und ohne seine Mitwirkung erzeugt sich die erhabene Pflanze, sei es Eiche, Buche oder Cypresse, Myrte oder Rosengesträuch, je nachdem der Keim beschaffen war, aus dem sie zuerst in die Höhe sproßte. So musiziert jedes Vögelein seine eigentümlichen Lieder. Freilich will es unter ihnen auch je zuweilen einer dem andern nach- und zuvorthun; aber sie verfehlen doch nie so sehr ihren Weg, wie es dem Menschen nur gar zu oft geschieht.

So will ich mich denn der Zeit und mir selber überlassen. Soll ein Künstler, kann ein edler Maler aus mir werden, so geschieht es gewiß; mein Freund Rudolf lacht täglich über meine unschlüssige Ängstlichkeit, die sich auch nach und nach verliert. Im reinen Sinne spiegeln sich alle Empfindungen, und lassen nachher eine Spur zurück, und selbst was das Gemüt nicht aufbewahrt, nährt heimlicherweise den Sinn der Kunst und ist nicht verloren. Das tröstet mich und hemmt die Beklemmungen, die mich sonst nur gar zu oft überwältigten.

Auf eine fast magische Weise, zauberisch oder himmlisch (denn ich weiß nicht, wie ich es nennen soll) ist meine Phantasie mit dem Engelsbilde angefüllt, von dem ich dir schon so oft gesprochen habe. Es ist wunderbar. Die Gestalt, die Blicke, der Zug des Mundes, alles steht deutlich vor mir und doch wieder nicht deutlich, denn es dämmert dann wie eine ungewisse, vorüberschwebende Erscheinung vor meiner Seele, daß ich es festhalten möchte, und Sinnen und Erinnerung brünstig ausstrecke, um es wirklich und wahrlich zu gewahren und zu meinem Eigentum zu machen. So ist es mir oft seitdem gegangen, wenn ich die Schönheit einer Landschaft so recht innigst empfinden wollte, oder die Größe eines Gedankens, oder den Glauben an Gott. Es kömmt und geht; bald Dämmerung, bald Mondschein, nur auf Augenblicke wie helles Tageslicht. Der Geist ist in ewiger Arbeit, im rastlosen Streben, sich aus den Ketten aufzurichten, die ihn im Körper zu Boden halten.

O, mein Sebastian! wie wohl ist mir, und wie lieblich fühl' ich in mir die Regung der Lebenskraft und die heitere Jugend!

Es ist herrlich, was mir die Rheinufer, die Berge und die wunderbaren Krümmungen des Gewässers verkündigt haben. Von dem großen Münster will ich dir ein andermal reden, ich bin zu voll davon.

In Straßburg habe ich für einen reichen Mann eine heilige Familie gemalt. Es war das erstemal, daß ich meinen Kräften in allen Stunden vertraute, und mich begeistert und doch ruhig fühlte. In der Madonna habe ich gesucht die Gestalt hinzuzeichnen, die mein Inneres erleuchtet, die geistige Flamme, bei der ich mich selbst sehe, und alles, was in mir ist, und durch die alles von dem lieblichen Wiederscheine verschönt und strahlend ist. Es war beim Malen unaufhörlich derselbe Kampf zwischen Deutlichkeit und Ungewißheit in mir, und darüber ist es mir vielleicht nur gelungen. Die Gestalten, die wir wahrhaft anschauen, sind eben dadurch in uns schon zu irdisch und wirklich, sie tragen zu viele Merkmale an sich, und vergegenwärtigen sich darum zu körperlich. Geht man aber im Gegenteil auf's Erfinden aus, so bleiben die Gebilde gewöhnlich luftig und allgemein, und wagen sich nicht aus ihrer ungewissen Ferne heraus. Es kann sein, daß diese meine Geliebte (denn warum soll ich sie nicht so nennen?) so das Ideal ist, nach dem die großen Meister gestrebt haben, und von dem in der Kunst so viel die Rede ist. Ja, ich sage sogar, Sebastian, daß sie es sein muß, und daß diese Unbekanntschaft, dies Fernsein von ihr, dies Streben meines Geistes, sie gegenwärtig zu machen und zu besitzen, meine Begeisterung war, als ich das Bild malte. Darum gab ich es auch so ungern aus meinen Händen, und seitdem ist meine Phantasie noch ungewisser; denn manchmal steht nur die gemalte Madonna vor meinen Augen, und ich denke dann, genau so müsse die Unbekannte gestaltet sein. Wenn ich sie einst finden sollte, würde dann vielleicht mein Künstlertalent seine Endschaft erreicht haben? — Nein, ich will es nicht glauben.

Festen Muts wie ein Eroberer will ich in das Gebiet der Kunst vorrücken; ich fühle es ja, wie mein Herz für das Edle und Schöne entzückt ist, es ist also mein Gebiet, mein Eigentum, ich darf darin schalten und mich einheimisch fühlen.

Wirf mir nicht Stolz vor, Sebastian; denn du thätest mir unrecht. Ich bin und bleibe wie ich war. Der Himmel schenke dir Gesundheit."

Nach einigen Tagen waren die Wälder, Felder und Berge grün geworden und die Obstbäume blühten, der Himmel war heiter und blau, sanfte Frühlingslüfte spielten zum erstenmal durch den Sonnenschein und über die fröhliche Natur hin. Sternbald und Rudolf waren entzückt, als sie von einem Hügel hinab in die überschwengliche Pracht hineinschauten. Das Herz ward ihnen groß, und sie fühlten sich beide neugeboren, von Himmel und Erde mit Liebe magnetisch angezogen.

„O, mein Freund!“ rief Sternbald aus, „wie liebreizend hat sich der Frühling so plötzlich aufgeschlossen! Wie ein melodischer Gesang, wie angeschlagene Harfensaiten sind diese Blüten, diese Blätter herausgequollen, und strecken sich nun der liebkosenden, warmen Luft entgegen. Der Winter ist fort, wie eine Verfinsterung, die ein Sonnenblick von der Natur hinweggehoben. Sieh, alles keimt und sproßt und blüht, die kleinsten Blumen, unbemerkte Kräuter drängen sich hinzu: alle Vögel singen und jauchzen und flattern umher, in fröhlicher Ungeduld ist die ganze Schöpfung in Bewegung, und wir sitzen hier als Kinder, und fühlen uns dem großen Herzen der mütterlichen Natur am nächsten.“

Rudolf nahm seine Flöte, und blies ein lustiges Lied. Es schallte fröhlich den Berg hinunter, und Lämmer im Thal fingen an zu tanzen.

„Wenn nur der Frühling nicht so schnell vorüberginge!“ sagte Rudolf; „er ist eine Morgenbegeisterung, die die Natur selbst nicht lange aushält.“

„Oder daß es uns nur gegeben wäre,“ sagte Sternbald, „diese Fülle, diese Allmacht der Lieblichkeit in uns zu saugen, und im hellsten Bewußtsein diese Schätze aufzusparen. Ich wünsche nichts mehr, als daß ich in Tönen und Gesängen den übrigen Menschen diese Gefühle geben könnte; daß ich unter Musik und Frühlingswehen dichtete, und die höchsten Lieder sänge, die der Geist des Menschen bisher noch ausgeströmt hat. Ich fühle es jedesmal, wie Musik die Seele erhebt, und die jauchzenden Klänge wie Engel mit himmlischer Unschuld alle irdischen Begierden und Wünsche fern abhalten. Wenn man ein Fegfeuer glauben will, wo die Seele durch Schmerzen geläutert und gereinigt wird, so ist im Gegenteil die Musik ein Vorhimmel, wo diese Läuterung durch wehmütige Wonne geschieht.“ „Das ist,“ sagte Rudolf,

„wie du die Musik empfindest; aber gewiß werden wenige Menschen darin mit dir übereinstimmen.“

„Davon kann ich mich nicht überzeugen,“ rief Franz aus. „Nein, Rudolf, sieh' alle lebendigen Wesen, wie die Töne der Harfe, der Flöte, und jedes angeschlagenen Instruments sie ernst machen: selbst die Gesänge, die den Fuß mit lebendiger Kraft zum Tanz ermuntern, gießen eine schmachtende Sehnsucht, eine unbekannte Wehmut in das Gemüt. Der Jüngling und das Mädchen mischt sich dann in den Reigen; aber sie suchen mit den Gedanken jenseit dem Tanze einen andern, geistigern Genuß.“

„O, über die Einbildungen!“ sagte Rudolf lachend; „eine augenblickliche Stimmung in dir trägst du in die übrigen Menschen hinüber. Wer denkt beim Tanze etwas anders, als daß er den Reigen durchführt, daß er sich im hüpfenden Schwarm auf eine lebendige Art ergötzt, und in diesem fröhlichen Augenblick Vergangenheit und Zukunft durchaus vergißt. Der Tänzer sieht nach dem blühenden Mädchen, sie nach ihm; ihre Augen begegnen sich glänzend, und wenn sie eine Sehnsucht empfinden, so ist es gewiß eine ganz andre, als du geschildert hast.“

„Du bist zu leichtsinnig,“ antwortete Franz, „es ist nicht das erstemal, daß ich es bemerke, wie du dir vorsätzlich das schönere Gefühl ableugnest, um einer sinnlichern Schwärmerei nachzuhängen.“

„Nur nicht wieder diese grellen Unterschiede!“ rief Rudolf aus; „denn das ist der ewige Punkt unsres Streites.“

„Aber ich verstehe dich nicht.“

„Mag sein!“ schloß Florestan, „das Gespräch darüber ist mir jetzt zu umständlich; wir reden wohl ein andermal davon.“

Franz war ein wenig auf seinen Freund erzürnt; denn es war nicht das erstemal, daß sie so mit einander stritten. Florestan betrachtete alle Gegenstände leichter und sinnlicher; es war oft dieselbe Empfindung, die Franz nur mit andern Worten ausdrückte; es fügte sich wohl, daß Sternbald nach einiger Zeit denselben Gedanken äußerte, oft kam auch Rudolf später zu dem Gefühl, dem er kurz vorher an seinem Freunde widersprochen hatte. Wenn die Menschen Meinungen wechseln, so entsteht nur gar zu oft ein blindes Spiel des Zufalls daraus, aus dem Wunsche, sich mitzuteilen, entsteht die Sucht zu streiten, und wir widersprechen oft, statt uns zu bemühen, die Worte des andern zu verstehen.

Nachdem Franz eine Weile geschwiegen hatte, fuhr er fort: „O, mein Florestan, was ich mir wünsche, in meinem eigentümlichen Handwerke das auszudrücken, was mir jetzt Geist und Herz bewegt, diese Fülle der Anmut, diese ruhige, scherzende Heiterkeit, die mich umgiebt. Malen möchte ich es, wie in dem Luftraume sich edle Geister bewegen, und durch den Frühling schreiten, so daß aus dem Bilde ein ewiger Frühling mit unverwelklichen Blüten prangte, der jedem Auge auch nach meinem Tode neu aufginge und den freundlichen Willkommen entgegenbrächte. Meinst du nicht, daß es dem großen Künstler möglich sei, in einem Historiengemälde, oder auch auf andre Weise einem fremden Herzen das deutlich hinzugeben, was wir jetzt empfinden?"

„Ich glaube es wohl," antwortete Florestan, „und vielleicht gelingt es manchem, ohne daß er es sich gerade vorsetzt. Geh' nach Rom, mein Freund, und dieser ewige Frühling, nach dem du dich sehnst, blüht dort in dem Hause des Agostins Ghigi. Der göttliche Rafael hat ihn dort hingezaubert, und man nennt diese Bilder gewöhnlich die Geschichte des Amor und der Psyche. Diese Luftgestalten schweben dort, vom blauen Äther umgeben, und bedeutungsvoll von großen frischen Blumenkränzen statt der Rahmen eingeschränkt und abgesondert. — Wenn du diese Bildungen mit dem Auge durchwanderst, so wird es dir vielleicht so sein, wie mir immer bei ihrer Betrachtung gewesen ist. Die Geschichte selbst ist so lieblich und zart, ein Bild der ewigen Jugend, von dem Jünglingsgeiste, dem prophetischen Sanzius, in seiner schönen Entzückung hingemalt, die Verkündigung der Liebe und der Blumenschönheit, des erhabenen Reizes. Alles ist, um mich so auszudrücken, eine poetische Offenbarung über die Natur der Lieblichkeit, und sie ist dem Menschenherzen vertraulich nahe gerückt. Wie wenn der Frühling in seiner höchsten Blüte steht, so schließt die Geschichte in diesen Bildern mit der hohen Pracht der Götterversammlung, wo im schönsten Leben alle einzelnen Gestalten vereinigt sind, und die Seligkeit des Olympus den sterblichen Augen enthüllen. Gedulde dich, mein Franz, bis du in Rom bist."

„Ach, Rafael!" sagte Franz Sternbald, „wie viel hab' ich nun schon von dir reden hören; wenn ich dich doch noch im Leben anträfe!"

16. Agostins Ghigi, in der von Peruzzi für Agostina Chigi erbauten Villa Farnesina.

„Ich will dir noch ein Lied vom Frühlinge singen," sagte Rudolf.

Sie standen beide auf, und Florestan sang. Er präludierte auf seiner Flöte, und zwischen jeder Strophe spielte er einige Töne, die sich wunderbar zum Liede paßten, und es dem Hörer gleichsam erläuterten.

Vöglein kommen hergezogen,
Setzen sich auf dürre Äste: —
„Weit, ach weit sind wir geflogen,
Angelockt vom Frühlingsweste."

Also klagen sie, die Kleinen:
„Schmetterlinge schwärmen schon,
Bienen sumsen ihren Ton,
Suchen Honig, finden keinen.

Frühling! Frühling! komm' hervor!
Höre doch auf unsre Lieder,
Gieb uns unsre Blätter wieder,
Horch, wir singen dir ins Ohr.

Kommt noch nicht das grüne Laub?
Laß die kleinen Blätter spielen,
Daß sie warme Sonne fühlen,
Keines wird dem Frost zu Raub."

„Was singt so lieblich leise?"
Spricht drauf die Frühlingswelt:
„Es ist die alte Weise,
Sie kommen von der Reise,
Keine Furcht mich rückwärts hält."

Auf thun sich grüne Äugelein,
Die Knospen sich erschließen
Die Vögelein zu grüßen,
Zu kosten den Sonnenschein.

Durch alle Bäume geht der Waldgeist
Und sumst: „Auf, Kinder! der Frühling ist da;
Storch, Schwalbe, die ich schon oftmals sah,
Auch Lerch' und Grasmück' ist hergereist.

Streckt ihnen die grünen Arm' entgegen,
Laßt sie wohnen wie immer im schattigen Zelt,
Daß sie von Zweig zu Zweig sich regen,
Und jubeln und singen in frischer Welt."

Nun regt sich's und rauscht in allen Zweigen,
Alle Quellen mit neuem Leben spielen,
In den Ästen Lust und Kraft und Wühlen,
Jeder Baum will sich vor dem andern zeigen.

Nun rauscht's und alle stehn in grüner Pracht,
Die Abendwolken über Wäldern ziehn,
Und schöner durch die Wipfel glühn,
Der grüne Hain von goldnem Feuer angefacht.

Gebiert das Thal die Blumen an das Licht
Die die holde Liebe der Welt verkünden,
Es lächelt und winkt in stillen Gründen
Des sanften Veilchens Angesicht,
Das sinnige Vergißmeinnicht.

Sie sind die Winke, die süßen Blicke,
Die dem Geliebten das Mädchen reicht,
Vorboten vom zukünft'gen Glücke,
Ein Auge, das schmachtend entgegen neigt.

Sie bücken sich mit schalkhaftem Sinn
Und grüßen, wer vorübergeht,
Wer ihren sanften Blick verschmäht,
Dem reichen sie die weißen Finger hin.

Doch nun erscheint des Frühlings Frühlingszeit,
Wenn Liebe Gegenliebe findet
Und sich zu einer Lieb' entzündet,
Dann glänzt die Pracht der Blumen hell und weit.

Die Rosen nun am Stock ins Leben kommen,
Und brechen hervor mit liebreizendem Prangen,
Die süße Röte ist aufgeglommen,
Daß sie vereinter Schmuck dicht an einander hangen.
Dann ist des Frühlings Frühlingszeit,
Mit Küssen, mit Liebesküssen der Busch bestreut.

Rose, süße Blüte, der Blumen Blum',
Der Kuß ist auf deinen Lippen gemalt,
O Ros', auf deinem Munde strahlt
Der küssenden Lieb' Andacht und Heiligtum.

Höher kann das Jahr sich nicht erschwingen,
Schöner als Rose der Frühling nichts bringen,
Nun läßt Nacht'gall Sehnsuchtslieder klingen.

Bei Tage singt das ganze Vögelchor,
Bei Nacht schwillt ihr Gesang hervor.
Und wenn Rose, süß' Rose die Blätter neigt,
Dem Sommer wohl das Vögelchor weicht,
Nachtigall mit allen Tönen schweigt.
Die Küsse sind im Thal verblüht,
Dichtkunst nicht mehr durch Zweige zieht.

Zweites Kapitel.

Noch im Felde begegnete ihnen der Mann, den sie in der nächsten Stadt hatten aufsuchen wollen; sie fingen zufälligerweise ein Gespräch an, und erkannten sich dadurch. Der Mann nannte sich Bolz, und war ein Bildhauer, der jetzt nach Nürnberg, seinem Wohnorte, reiste. Er kam aus Italien zurück, und hatte einen Gefährten bei sich, der wie ein Mönch gekleidet war.

Franz war erfreut, wieder jemand vor sich zu sehn, der bald seine liebe Vaterstadt erblicken, der seinen Dürer sprechen sollte; er ging daher dem Fremden mit aufrichtiger Freude und Freundschaft entgegen. Bolz und der Mönch schienen auf Sternbald nicht sonderliche Rücksicht zu nehmen.

Man unterhielt sich von der Kunst, und Franz fragte begierig: „Was macht der edle Rafael von Urbin? Habt Ihr ihn noch gesehn?"

Der Mönch nahm das Wort. „Nein," sagte er, „leider hat diese schönste Zier der edlen Malerkunst die Erde verlassen; er ist im vorigen Jahre gestorben. Mit ihm ist vielleicht die Kunst aus Italien entwichen."

„Wie Ihr da sprecht!" rief der Bildhauer Bolz, „und was wäre dann der unsterbliche Michel Angelo, der die höchste Höhe der Kunst erreicht hat, die Rafael niemals gekannt hat? Der uns gezeigt hat, was erhabener Reiz sei, und die Ideale der Alten mit dem genauen Studium der wirklichen Natur verbunden? Dieser lebt noch, mein junger Freund, und er steht lächelnd am Ziele der Skulptur und Malerei, als ein hoher Genius, der jedem Schüler sein Streben andeutet und erleichtert."

„So ist mir dieser Wunsch meines Herzens versagt?" sagte

25. Raphael ist 1520 gestorben. Tieck hält also auch hier den Zeitpunkt der Handlung fest, auf welchen das Gespräch zwischen Dürer und Lukas verweist: 1521.

Franz, „den Mann zu sehn, der ein Freund meines Dürer war, den Dürer so bewunderte?“

„Nun freilich,“ rief Bolz aus, „der alte gutherzige Dürer hat ihn auch wohl bewundern dürfen, und für ihn ist freilich Rafael noch viel zu gut. Er ist aber auch nicht imstande, etwas von Angelos Größe zu verstehn, wenn er ein Kunstwerk von diesem erhalten sollte.“

„Erlaubt,“ sagte Florestan, „ich bin kein Kenner der Kunst; aber doch habe ich von Tausenden gehört, daß Rafael das Kleinod dieser Erde zu nennen sei, und wahrlich! wenn ich meinen Augen und meinem Gefühle trauen darf, so leuchtet eine erhabene Göttlichkeit aus seinen Werken.“

„Und wie ihr alle von Dürer sprecht!“ sagte Franz, „wahrlich! er weiß wohl das Eigne und Große an fremden Werken zu schätzen, wie könnte er sonst selber ein so großer Künstler sein! Ihr liebt euer deutsches Vaterland wenig, wenn ihr von seinem ersten Künstler geringe denkt.“

„Erzürnt Euch nicht,“ sagte der Mönch; „denn es ist seine rauhe, wilde Art, daß er alles übertreibt. Ihm dünkt nur das Große, Gigantische schön, und der Sinn für alles übrige scheint ihm versagt.“

„Nun, was ist es denn auch mit Deutschland und mit unsrer einheimischen Kunst?“ rief Bolz ergrimmt aus. „Wie armselig und handwerksmäßig wird sie ausgeübt und geschätzt! Noch kein wahrer Künstlergeist hat diesen unfruchtbaren deutschen Boden, diesen trüben Himmel besucht. Was soll auch die Kunst hier? Unter diesen kalten gefühllosen Menschen, die sie in dürftiger Häuslichkeit kaum als Zierat achten? Darum strebt auch keiner von den sogenannten Künstlern, das Höchste und Vollkommenste zu erreichen, sondern sie begnügen sich, der kalten dürftigen Natur nahe zu kommen, ihr hin und wieder einen Zug außer dem Zusammenhange abzulauschen, und glauben dann, wenn sie ihr Machwerk in kahler Unbedeutsamkeit stehen lassen, was rechtes gethan zu haben. So ist Euer gepriesener Albert Dürer, Euer Lukas von Leyden, Schoreel, obgleich er in Italien gewesen ist, ja kaum der Schweizer Holbein verdient zu den Malern gezählt zu werden.“

35. Schoreel (1495—1562), aus der flandrischen Schule hervorgegangen, ging später nach Italien und schloß sich der römischen Schule an. — 36. Hans Holbein der Jüngere, 1498—1543, in Augsburg geboren, wirkte wiederholt kürzere Zeit in der Schweiz und ist neben Dürer der bedeutendste Vertreter der deutschen Kunst im 16. Jahrh.

„Ihr kennt sie nicht," rief Franz unwillig aus, „oder verkennt sie mit Vorsatz. Soll denn ein Mann allein die Kunst und alle Trefflichkeit erschöpft und beendigt haben, so daß mit ihm, nach ihm kein andrer nach dem Kranze greifen darf? Wie beengt und klein müßte dann das himmlische Gebiet sein, wenn es ein einziger Geist durchschwärmte, und wie ein Herkules an den Grenzen seine Säulen setzte, um der Nachwelt zu sagen, wie weit sie gehen könne. Mir scheint es Barbarei und Hartherzigkeit, Entwürdigung des Künstlers selbst, den ich vergöttern möchte, wenn ich ihm ausschließlich alle Kunst beilegen will. Bisher scheint mir Dürer der erste Maler der Welt; aber ich kann es mir vorstellen, und er hat es selbst oft genug gesagt, wie viele Herrlichkeiten es außerdem noch giebt. Michael Angelo ist wenig, wenn es nicht möglich sein darf, daß es auch jenseit seinem Wege Größe und Erhabenheit giebt."

„Kommt nur nach Italien," sagte Bolz, „und Ihr werdet anders sprechen."

„Nein, Augustin," fiel ihm der Mönch ein. „So reich die Kunstwelt dort sein mag, so wird dieser junge Mann doch nachher schwerlich anders sprechen. Ihr gefallt Euch in Euren Übertreibungen, in Eurer erzwungenen Einseitigkeit, und glaubt, daß es keinen Enthusiasmus ohne Verfolgungsgeist geben könne. Sternbald wird gewiß auch in Rom und Florenz seinem Dürer getreu bleiben, und er wird gewiß Angelos Erhabenheit und Rafaels reizende Schöne mit gleicher Liebe umfassen."

„Und das soll er, das muß er!" rief Rudolf hier mit einem Ungestüm aus, den man sonst nicht an ihm sah. „Ihr, mein ungestümer Bruder Augustin, oder wie Ihr Euch nennt, habt wenig Ehre davon, daß Ihr solche Gesinnungen und Redensarten aus dem lieblichen Italien mit Euch bringt; nach Norden, nach den Eisländern hättet Ihr reisen müssen. Ihr sprecht von deutscher Barbarei, und fühlt nicht, daß Ihr selbst der größte Barbar seid. Was habt Ihr in Italien gemacht, und wo hat Euch das Herz gesessen, als Ihr im Vatikan vor Rafaels Unsterblichkeit standet?"

Alle mußten über den Ungestüm des Jünglings lachen, und er selbst lachte von Herzen mit, obgleich ihm eine Thräne im Auge stand, die ihm seine begeisterte Rede hervorgebracht hatte. „Ich bin ein Römer," sagte er dann, „und ich gestehe, daß ich Rom unaussprechlich liebe; Rafael ist es besonders, der Rom aus-

geschmückt hat, und seine hauptsächlichsten Gemälde befinden sich dort. Vergebt mir, und sagt nun, was Ihr wollt; ich werde Euch gewiß nicht noch einmal so heftig widersprechen."

„So ist denn dieser Rafael gestorben!" fing Franz von neuem an, indem sie wieder friedlich über das Feld gingen. „Wie alt ist er denn geworden?"

„Gerade neununddreißig Jahre," sagte der Mönch. „Am Karfreitage, an diesem heiligen Tage ist er geboren, und an diesem merkwürdigen Geburtstage ist er auch wieder von der Erde hinweggegangen. Er war und blieb sein Lebelang ein Jüngling, und aus allen seinen Werken spricht ein milder, kindlicher Geist. Sein letztes großes Gemälde war die Transfiguration, Christi Verklärung, worin er sich seine eigne Apotheose gemalt hat. Oben die Herrlichkeit des Erlösers, allgemeine Liebe in seinen Blicken, unter ihm der Glaube der Apostel, umgeben von dem übrigen Menschenleben, mit allem Elende, das darin einheimisch ist, Unglückliche, die dem Erlöser zur Heilung gebracht werden, und Zweifel, Hoffnung und Zutrauen in den Umstehenden. Rafaels Sarg stand in der Malerstube, und sein letztes vollendetes Gemälde daneben, seine eigne Verklärung. Der Finger ruhte nun auf immer, der diese Bilder in Leben und Bewegung gezaubert hat; die bunte freundliche Welt, die aus ihm hervorgegangen war, stand nun neben der blassen Leiche. Ganz Rom war in Bewegung, und keiner von denen, die es sahen, konnte sich der Thränen enthalten."

„Nein," rief Franz aus, „wer wollte sich der Thränen bei solchem Anblick enthalten? Was können wir denn den großen Kunstgeistern zum Dank anders widmen, als unser volles, entzücktes Herz, unsre andächtige Verehrung? Für diese unbefangene kindliche Rührung, für diese völlige Hingebung unsres eigentümlichen Selbsts, für diesen vollen Glauben an ihre edle Trefflichkeit haben sie gearbeitet; dies ist ihr größter und ihr einziger Lohn. Kommen mir doch jetzt die Thränen in die Augen, wenn ich mir den Abgeschiedenen da liegen denke, unter seinen Gemälden, seine letzte Schöpfung dicht neben ihm, die so kürzlich noch sein Kunstgeist belebte und bewegte. O, man sollte denken, alle jene leben-

8. Rafael ist am 6. April 1483 geboren und am 6. April 1520, einem Karfreitag, gestorben. — 12. Die Transfiguration oder Verklärung Christi auf Tabor befindet sich jetzt im Vatikan.

digen Gestalten hätten sich verändern, und nur Schmerz und Verzweiflung über den entflohenen Rafael äußern müssen."

Der Bildhauer sagte: „Nun gewiß, Ihr habt eine lebhafte Imagination; am Ende meint Ihr gar, sein gemalter Christus hätte ihn wieder vom Tode erwecken können!"

„Und ist denn Rafael gestorben?" rief Sternbald in seiner Begeisterung aus. „Wird Albrecht Dürer jemals sterben? Nein, kein großer Künstler verläßt uns ganz; er kann es nicht, sein Geist, seine Kunst bleibt freundlich unter uns wohnen. Der Name der Feldherren wird auch vom späten Enkel noch genannt; aber größern Triumph genießt der Künstler, Rafael ruht neben seinen Kunstwerken glänzender, als der Sieger in seinen ehernen Grabmälern; denn er läßt die Bewegungen seines edlen Herzens, die großen Gedanken, die ihn begeisterten, in sichtbaren Bildungen, in lieblichen Klängen unter uns zurück, und jede Gestalt bietet schon jetzt dem noch ungebornen Enkel die Hand, um ihn zu bewillkommen; jedes Gemälde drückt den entzückten Beschauer an das Herz Rafaels, und er fühlt, wie ihn der Geist des Malers liebevoll umfängt und erwärmt, er glaubt den Atem wehen zu hören, die Stimme des Grußes zu vernehmen, und ist durch diese Stunde für seine ganze Lebenszeit gestärkt."

Bolz sagte: „Ihr werdet Euer Lebelang kein großer Maler werden; Ihr erhitzt Euch über alles ohne Not, und das wird Euch gerade von der Kunst abführen."

„Darin mögt Ihr nicht ganz unrecht haben," sagte der Mönch. „Ich kenne in Italien einen alten Mann, der mir einmal seine Geschichte erzählte, die mir sehr merkwürdig dünkte. Aus dem ganzen erhellte, besonders nach der Meinung jenes Mannes, daß die Kunst einen ruhigen Geist fordre."

„Das ist wohl ausgemacht," fuhr Rudolf fort; „aber warum muß Euch ein alter Mann, den wir alle nicht kennen, gerade auf diesen Gedanken bringen, der doch so natürlich ist?"

„Er fiel mir nur dabei ein," sagte der Mönch, „weil seine Geschichte recht sehr sonderbar ist, und weil der junge Maler dort ihm auf eine wunderbare Weise ähnlich sieht, so daß ich an jenen Alten denke, seitdem wir mit einander gegangen sind."

„Könnt Ihr uns nicht seine Geschichte erzählen?" fragte Franz.

Der Mönch wollte eben anfangen, als sie Jagdhörner und Hundegebell hörten. Ein Trupp Reiter jagte bei ihnen vorüber,

und in den benachbarten Wald hinein. Die Berge gaben die Töne zurück, und ein schönes musikalisches Gewirr lärmte durch die einsame Gegend.

Bolz stand still und sagte: „Laßt um des Himmels willen Eure langweiligen Erzählungen; freut Euch doch an diesem Konzerte, das, nach meinem Gefühl, jede Brust erregen müßte! Ich kenne nichts Schöneres als Jagdmusik, den Hörnerklang, den Wiederhall im Walde, das wiederholte Gebell der Hunde, und das hetzende Hallo der Jäger. Als ich jetzt Italien verließ, gelang es mir, bei Gelegenheit einer Jagd einem überaus reizenden Mädchen das Leben zu retten. Das, Herr Maler, war eine Scene, die der Darstellung würdig war! Der grüne dunkelschattige Wald, das Getümmel der Jagd, ein blondes geängstigtes Mädchen, die, vor Schreck halb ohnmächtig, einen Baum hinanklettern will, der Busen halb frei, die langen Haare aufgelöst, Fuß und Bein von der Stellung entblößt, ein Mann, der ihr Hülfe leistet. — Ich habe nie wieder so etwas Reizendes gesehn, und unter allen Menschen hat mir dies Mädchen den Abschied aus Italien am meisten erschwert."

Franz dachte unwillkürlich an seine Unbekannte, und der Mönch sagte: „Ich kann den Gegenstand so besonders malerisch nicht finden; er ist alltäglich und bedeutungslos."

„Nachdem ihn der Maler nehmen dürfte," fiel Franz ein; „vielleicht ist kein einziger Gegenstand ohne Interesse."

„Ihr könntet nun wohl euer Gezänk abbrechen," sagte Rudolf; „denn ihr werdet nie über irgend etwas einig werden."

Sie waren einen Berg hinangestiegen, und standen nun ermüdet still. Indem sie sich an der Aussicht ergötzten, rief Franz aus: „Mich dünkt, ich sehe noch ganz in der Ferne den Münster!" Sie sahen alle hin, und ein jeglicher glaubte ihn zu entdecken. „Der Münster," sagte Bolz, „ist noch ein Werk, das den Deutschen Ehre macht!"

„Das aber doch gar nicht zu Euren Begriffen vom Idealischen und Erhabenen paßt," antwortete Franz.

„Was gehen mich meine Begriffe an?" sagte der Bildhauer; „ich kniee in Gedanken vor dem Geiste nieder, der diesen allmächtigen Bau entwarf und ausführte. Wahrlich! es war ein ungemeiner Geist, der es wagte, diesen Baum mit Ästen, Zweigen und Blättern so hinzustellen, immer höher den Wolken mit seinen

Felsmassen entgegen zu gehn, und ein Werk hinzuzaubern, das gleichsam ein Bild der Unendlichkeit ist.“

Sternbald sagte: „Ich ärgere mich jetzt nicht mehr, wenn ich von diesem Riesengebäude verächtlich sprechen höre, wie es mir ehemals wohl begegnete, da ich es nur noch aus Zeichnungen kannte. Führt jeden Tadler, jeden, der von griechischer und römischer Baukunst spricht, nach Straßburg. Da steht er in voller Herrlichkeit, ist fertig, ist da, und bedarf keiner Verteidigung in Worten und auf dem Papiere; er verschmäht das Zeichnen mit Linien und Bögen, und all' den Wirrwarr von Geschmack und edler Einfachheit. Das Erhabene dieser Größe kann keine andre Erhabenheit darstellen; die Vollendung der Symmetrie, die kühnste allegorische Dichtung des menschlichen Geistes, diese Ausdehnung nach allen Seiten, und über sich in den Himmel hinein; das Endlose und doch in sich selbst Geordnete; die Notwendigkeit des Gegenüberstehenden, welches die andre Hälfte erläutert und fertig macht, so daß eins immer um des andern willen, und alles, um die gotische Größe und Herrlichkeit auszudrücken, da ist. Es ist kein Baum, kein Wald; nein, diese allmächtigen, unendlich wiederholten Steinmassen drücken etwas Erhabeneres, ungleich Idealischeres aus. Es ist der Geist des Menschen selbst, seine Mannigfaltigkeit zur sichtbaren Einheit verbunden, sein kühnes Riesenstreben nach dem Himmel, seine kolossale Dauer und Unbegreiflichkeit: den Geist Erwins selbst seh' ich in einer furchtbar sinnlichen Anschauung vor mir stehen. Es ist zum Entsetzen, daß der Mensch aus den Felsen und Abgründen sich einzeln die Steine hervorholt, und nicht rastet und ruht, bis er diesen ungeheuren Springbrunnen von lauter Felsenmassen hingestellt hat, der sich ewig, ewig ergießt, und wie mit der Stimme des Donners Anbetung vor Erwin, vor uns selbst in unsre sterblichen Gebeine hineinpredigt. Und nun klimmt unbemerkt und unkenntlich ein Wesen, gleich dem Baumeister, oben wie ein Wurm, an den Zinnen umher, und immer höher und höher, bis ihn der letzte Schwindel wieder zur flachen, sichern Erde hinunternötigt, — wer da noch demonstrieren, und Erwin und das barbarische Zeitalter bedauern kann, — o wahrhaftig, der begeht, ein armer Sünder, die Verläugnung Petri an der Herrlichkeit des göttlichen Ebenbildes.“

24. Erwin von Steinbach begann den Bau des Straßburger Münsters; wird von Goethe als Vertreter der deutschen Baukunst gefeiert.

Hier gab der Bildhauer dem Maler die Hand und sagte: „So hör' ich Euch gern."

„Aber wir müssen uns trennen," fuhr er fort; „hier an diesem Scheidewege geht unsre Straße auseinander. Ihr kommt jetzt, junger Freund, nach Italien, indem es vielleicht seine glänzendste Epoche feiert. Ihr werdet viele große und verdiente Männer antreffen, und was an ihnen das Schönste ist, erkennen. Die meisten arbeiten in der Stille. Vielleicht kommt bald, oder irgend einmal die Zeit, wo man viel Aufhebens von der Kunst macht, viel davon spricht und schreibt, Schulen errichtet, und alles ins Geleise und gehörige Ordnung bringen will, und dann ist es wahrscheinlich mit der Kunst selbst zu Ende. Jetzt thut ein jeder, was er vermag, und nach seiner besten Überzeugung; aber ich fürchte, bald stehen die falschen Propheten auf, die eine erzwungene Ehrfurcht erheucheln. Jetzt schätzt man die Kunst und ihre Künstler wirklich; dann entsteht vielleicht der Afterenthusiasmus, der das wahrhaft Edle herabwürdigt. — Lebt wohl!"

Sie gingen aus einander, und Franz überdachte die letzten Worte, die ihm unverständlich waren.

Drittes Kapitel.

Indem Rudolf und Franz ihren Weg fortsetzten, sprachen sie über ihre Begleiter, die sie verlassen hatten. Franz sagte: „Ich kann es mir nicht erklären, vom ersten Augenblicke an empfand ich einen unbeschreiblichen Widerwillen gegen diesen Bildhauer, der sich mit jedem Worte, das er sprach, vermehrte. Selbst die freundschaftliche Art, mit der er am Ende Abschied nahm, war mir recht im Herzen zuwider."

„Der Geistliche," antwortete Rudolf, „hatte im Gegenteil etwas Anlockendes, das gleich mein Zutrauen gewann; er schien ein sanfter, freundlicher Mensch, der jedem wohlwollte."

„Er hätte uns," fuhr Sternbald fort, „die Geschichte des alten Mannes erzählen sollen, von dem er sprach. Vielleicht hätte ich daraus viel für mich selbst gelernt."

„Du bist viel zu gewissenhaft, mein Freund," sagte Rudolf weiter. „Alles in der Welt bestimmt dich und hat Einfluß auf dein Gemüt."

Ein Fußsteig führte sie in einen dichten kühlen Wald hinein, und sie bedachten sich nicht lange, ihm nachzugehn. Eine erquickende Luft zog durch die Zweige, und das mannigfaltigste, anmutigste Konzert der Vögel erschallte. Es war ein lebendiges Gewimmel in den Gebüschen; die buntgefiederten Sänger sprangen hier und dort hin; die Sonne flimmerte nur an einzelnen Stellen durch das dichte Grün.

Beide Freunde gingen schweigend neben einander, indem sie des schönen Anblicks genossen. Endlich stand Rudolf still, und sagte: „Wenn ich ein Maler wäre, Freund Sternbald, so würde ich vorzüglich Waldscenen studieren und darstellen. Schon der Gedanke eines solchen Gemäldes kann mich entzücken. Wenn ich mir unter diesen dämmernden Schatten die Göttin Diana vorübereilend denke, den Bogen gespannt, das Gewand aufgeschürzt, und die schönen Glieder leicht umhüllt, hinter ihr die Nymphen und die muntern Jagdhunde: oder stelle dir vor, daß dieser Fußweg sich immer dichter in's Gebüsch hineinwendet, die Bäume werden immer höher und wunderbarer, einzelne Laute klingen durch das verschlungene Laub, plötzlich steht eine Grotte, ein kühles Bad vor uns, und in ihm die Göttin, mit ihren Begleiterinnen, entkleidet."

„Oder," sagte Franz, „hier im tiefen Walde ein Grabmal, auf dem ein Freund ausgestreckt liegt und den Toten beweint: dazu die dunkelgrünen Schatten, der frische Rasen, die einzelnen zerspaltenen Sonnenstrahlen von oben, alles dies zusammen müßte ein vortreffliches Gemälde der Schwermut ausbilden."

„Fühlst du nicht oft," sprach Rudolf weiter, „einen wunderbaren Zug deines Herzens dem Wunderbaren und Seltsamen entgegen? Man kann sich der Traumbilder dann nicht erwehren, man erwartet eine höchst sonderbare Fortsetzung unsers gewöhnlichen Lebenslaufs. Oft ist es, als wenn der Geist von Ariosts Dichtungen über uns hinwegfliegt, und uns in seinen krystallenen Wirbel mit fassen wird; nun horchen wir auf und sind auf die neue Zukunft begierig, auf die Erscheinungen, die an uns mit bunten Zaubergewändern vorübergehn sollen; dann ist es, als wollte der Waldstrom seine Melodie deutlicher aussprechen, als würde den Bäumen die Zunge gelöst, damit ihr Rauschen in verständlichern Gesang dahinrinne. Nun fängt die Liebe an auf fernen Flötentönen heranzuschreiten, das klopfende Herz will ihr

entgegenfliegen, die Gegenwart ist wie durch einen mächtigen Bannspruch festgezaubert, und die glänzenden Minuten wagen es nicht, zu entfliehen. Ein Zirkel von Wohllaut hält uns mit magischen Kräften eingeschlossen, und eine neue verklärtere Existenz schimmert wie rätselhaftes Mondlicht in unser wirkliches Leben hinein."

„O du Dichter!" rief Franz aus, „wenn du nicht so leichtsinnig wärst, solltest du ein großes Wundergedicht erschaffen, voll von gaukelndem Glanz und irrenden Klängen, voll Irrlichter und Mondschimmer; ich höre dir mit Freuden zu, und mein Herz ist schon wunderbar von diesen Worten ergriffen."

Nun hörten sie eine rührende Waldmusik von durch einander spielenden Hörnern aus der Ferne; sie standen still und horchten, ob es Einbildung oder Wirklichkeit sei; aber ein melodischer Gesang quoll durch die Bäume ihnen wie ein rieselnder Bach entgegen, und Franz glaubte, die Geisterwelt habe sich plötzlich aufgeschlossen, weil sie vielleicht, ohne es zu wissen, das große zaubernde Wort gefunden hätten, als habe nun der geheimnisvolle unsichtbare Strom den Weg nach ihnen gelenkt, und sie in seinen Fluten aufgenommen. — Sie gingen näher, die Waldhörner schwiegen, aber eine süße melodische Stimme sang nun folgendes Lied:

Waldnacht! Jagdlust!
Leis' und ferner
Klingen Hörner,
Hebt sich, jauchzt die freie Brust.
Töne, töne nieder zum Thal
Freun sich, freun sich allzumal
Baum und Strauch beim muntern Schall.

Klinge Bergquell,
Epheuranken
Dich umschwanken,
Ries'le durch die Klüfte schnell,
Fliehet, flieht das Leben so fort,
Wandelt hier, dann ist es dort,
Hallt, zerschmilzt ein luftig Wort.

Waldnacht! Jagdlust!
Daß die Liebe
Bei uns bliebe,
Wohnen blieb' in treuer Brust.

Wandelt, wandelt sich allzumal,
Fliehet gleich dem Hörnerschall,
Einsam, einsam grünes Thal.

Klinge Bergquell!
Ach betrogen
Wasserwogen
Rauschen abwärts nicht so schnell.
Liebe, Leben sie eilen hin,
Keins von beiden trägt Gewinn,
Ach, daß ich geboren bin!

Die Stimme schwieg, und die Hörner fielen nun wieder mit schmelzenden Akkorden darein; dann verhallten sie, und eine andre Stimme sang von einem entfernteren Orte:

Treulieb' ist nimmer weit,
Nach Kummer und nach Leid
Kehrt wieder Lieb' und Freud',
Dann kehrt der holde Gruß,
Händedrücken,
Zärtlich Blicken,
Liebeskuß.

Treulieb' ist nimmer weit,
Ihr Gang durch Einsamkeit
Ist dir, nur dir geweiht.
Bald kömmt der Morgen schön,
Ihn begrüßet
Wie er küsset
Freudenthrän'.

Die Hörner schlossen auch diesen Gesang mit einigen überaus zärtlichen Tönen.

Franz und Rudolf waren indes näher geschritten, und standen jetzt still, an einen alten Baum gelehnt, der sie fast ganz beschattete. Sie sahen eine Gesellschaft von Jägern auf einem kleinen grünen Hügel gelagert, einige darunter waren diejenigen, die ihnen vorher begegnet waren. Ein schöner Jüngling, den Franz für ein verkleidetes Mädchen hielt, saß in ihrer Mitte; er hatte das erste Lied gesungen, in der Ferne saß ein junger Mann, der mit schöner voller Brust die Antwort sang, die übrigen Jäger waren zerstreut, und am Fuße des Hügels lagen die ermüdeten Hunde schnaufend.

Franz war wie bezaubert; das Mädchen erhob sich jetzt, es war eine schöne schlanke Gestalt, sie trug einen Helm mit grüner Feder auf dem Kopfe, ihr Anzug war mit vielen Bändern geschmückt; sie glich, von der Jagd erhitzt, einer Göttin. Jetzt ward sie die beiden Reisenden gewahr, und ging freundlich auf sie zu; indem sie sich erkundigte, auf welche Weise sie dorthin gekommen wären. Rudolf merkte nun, daß sie sich verirrt haben müßten, denn sie sahen jetzt keinen Weg, keinen Fußsteig vor sich. Auf den Befehl der Jägerin reichte man ihnen Wein in Bechern zur Erfrischung; dann erzählten sie unverhohlen von ihrer Wanderschaft. Da die schöne Jägerin hörte, daß Sternbald ein Maler sei, bat sie beide Freunde, dem Zuge auf ihr nahe gelegenes Schloß zu folgen, Sternbald solle ausruhen, und wenn er nachher wolle, etwas für sie malen.

Franz war wie begeistert, er wünschte jetzt nichts so sehr, als in der Nähe dieses wundervollen Wesens zu bleiben, wie sie ihm erschien. Die Jäger stiegen also wieder auf ihre Pferde, und zwei von ihnen boten Franz und Rudolf ihre Hengste an. Sie stiegen auf, und Rudolf war immer der vorderste im Zuge, wobei sich seine ausländische Tracht, seine vom Hute flatternden Bänder gut ausnahmen; Sternbald aber, der noch kein Pferd bestiegen hatte, war ängstlich und blieb hinten; er wünschte, man hätte ihn zu Fuß folgen lassen.

Jetzt eröffnete sich der Wald, eine schöne Ebene mit Gebüschen und krausen Hügeln in der Ferne lag vor ihnen. Die Pferde wieherten laut und fröhlich, als sie die Rückkehr zur Heimat merkten; das Schloß der Gräfin lag mit glänzenden Fenstern und Zinnen zur Rechten auf einer lieblichen Anhöhe. Ein Jäger, der mit Rudolf den Zug angeführt hatte, bot diesem an, einen Wettlauf bis zum Schlosse anzustellen: Rudolf war willig, beide spornten ihre Rosse und flogen mit gleicher Eile über die Ebene, Rudolf jauchzte und triumphierte, als er seinem Mitkämpfer den Vorsprung abgewann, die übrigen folgten langsam unter einer fröhlichen Musik der Hörner.

Es war um die Mittagszeit, als der Zug im Schlosse ankam, und die ganze Gesellschaft setzte sich bald darauf zur Tafel; die schöne Jägerin war aber nicht zugegen. Die Tischgesellschaft war desto lustiger, Rudolf war vom Reiten erhitzt, und da er überdies noch vielen Wein trank, war er beinahe ausgelassen.

Desto mehr aber belustigte er die Gesellschaft, die es nicht müde wurde, seine Einfälle zu belachen; Franz fühlte sich gegen seine Leichtigkeit unbeholfen und ohne alle Fähigkeit zum Umgange. Ein ältlicher Mann, der im Hause aufbewahrt wurde, galt für einen Dichter; er sagte Verse her, die ungemein gefielen, und noch mehr deswegen, weil er sie ohne alle Vorbereitung deklamierte. Unter dem lauten Beifall der Gesellschaft sang er folgendes Trinklied:

Die Gläser sind nun angefüllt,
Auf, Freunde! stoßet an,
Der edle Traubensaft entquillt
Für jeden braven Mann.
Es geht von Mund zu Mund
Das volle Glas in die Rund,
Wer krank ist, trinke sich gesund.

Es kommt vom Himmel Sonnenschein
Und schenkt uns Freud' und Trost,
Dann wächst der liebe süße Wein,
Es rauschet uns der Most.
Es geht von Mund zu Mund
Das volle Glas in die Rund,
Wer krank ist, trinke sich gesund.

Da alle das Talent des Mannes bewunderten, sagte Rudolf im Unwillen: „Es geschieht dem Wein keine sonderliche Ehre, daß Ihr ihn auf solche Art lobt, denn es klingt beinahe, als wenn Ihr aus Not ein Dichter wäret, der den lieben Wein nur besingt, weil er sich diesen Gegenstand einmal vorgesetzt hat; es ist wie ein Gelübde, das jemand mit Widerwillen bezahlt. Warum quält Ihr Euch damit, Verse zu machen? Ihr könnt den Wein so durch fünfzig Strophen verfolgen, von seiner Herkunft anfangen und seine ganze Erziehung durchgehn. Ich will Euch auf diese Art auch ein Gedicht über den Flachsbau durchsingen, und über jedes Manufakturprodukt."

„Das hören wir sehr ungern," rief einer von den Jägern.

„Wir haben den Mann immer für einen großen Dichter gehalten," sagte ein andrer, „warum macht Ihr uns in unserm Glauben irre?"

„Es ist leichter tadeln, als besser machen!" rief ein dritter.

Der Poet selber war sehr aufgebracht, daß ihm ein fremder

Ankömmling seinen Lorbeer streitig machen wollte. Er bot dem berauschten Florestan einen dichterischen Zweikampf an, den die Gesellschaft nachher entscheiden sollte. Florestan gab seine Zustimmung, und der alte Sänger begann sogleich ein schönes Lied auf den Wein, das alle Gemüter so entzückte, daß Franz für seinen Freund wegen des Ausganges des Krieges in billige Besorgnis geriet.

Während dem Liede war die Tafel aufgehoben und Florestan bestieg nun den Tisch, indem er seinen Hut aufsetzte, der mit grünem Laube geputzt war, vorher trank er noch ein großes Glas Wein, dann nahm er eine Zither in die Hand, auf der er artig spielte und dazu sang:

Erwacht, ihr Melodieen
Und tanzt auf den Saiten dahin,
Ha! meine Augen glühen,
Alle Sorgen erdwärts fliehen,
Himmelwärts entflattert der jauchzende Sinn.

In goldenen Pokalen
Verbirget die Freude sich gern,
Es funkeln in den Schalen
Ha! des Weines liebe Strahlen,
Es regt sich die Welle ein schimmernder Stern.

In tiefen Bergesklüften,
Wo Gold und der Edelstein keimt,
In Meeres fernen Schlüften,
In Adlers hohen Lüften,
Nirgend Wein wie auf glücklicher Erde schäumt.

Gern mancher sucht' in Schlünden,
Wo selber dem Bergmann graut,
In felsigen Gewinden,
Könnt' er die Wonne finden,
Die so freundlich uns aus dem Becher beschaut.

Rudolf hielt inne. „Ist es mir, Herr Poet," fragte er bescheiden, „nun wohl vergönnt, das Silbenmaß ein wenig zu verändern?"

Der Dichter besann sich ein Weilchen, dann nickte er mit

25. Schluft = Schlucht; so auch in den „Phantasieen" (oben Seite 44, 21) und bei anderen Romantikern.

dem Kopfe, um ihm diese Freiheit zuzugestehn. Rudolf fuhr mit erhöhter Stimme fort:

Als das Glück von der Erde sich wandte,
Das Geschick alle Götter verbannte,
Da standen die Felsen so kahl,
Es verstummten der Liebenden Lieder,
Sah der Mond auf Betrübte hernieder,
Vergingen die Blumen im Thal.

Sorg' und Angst und Gram ohne Ende,
Nur zur Arbeit bewegten sich Hände,
Trüb' und thränend der feurige Blick,
Sehnsucht selber war nun entschwunden,
Keiner dachte der vorigen Stunden,
Keiner wünschte sie heimlich zurück.

„Nicht wahr," unterbrach sich Rudolf selber, „das war für die arme Menschheit eine traurige Lage, die so plötzlich das goldene Zeitalter verloren hatte? Aber hört nur weiter:

Alle Götter ohn' Erbarmen
Sahn hinunter auf die Armen,
Ihr Verderben ihr Entschluß.
O, wer wäre Mensch verblieben,
Ohne Götter, ohne Lieben,
Ohne Sehnsucht, ohne Kuß? —

Bacchus sah, ein junger Gott,
Lächelnder Wang' mit Blicken munter,
Zur verlaßnen Erd' hinunter,
Ihn bewegt' der Menschheit Not.

Und es spricht die Silberstimme:
Meine Freunde sind zu wild,
Ihrem eigensinn'gen Grimme
Unterliegt das Menschenbild.

Weil kein Tod den Gott betastet,
Höhnen sie die Sterblichkeit,
Die, von ihrem Zorn belastet,
Leben fühlt im bittern Leid.

Aber, meine Freunde, ich bin des Singens und Trinkens überdrüssig." Und mit diesen Worten sprang er vom Tische herunter.

Unter der berauschten Gesellschaft entstand ein Gemurmel, weil sie stritten, welcher von den beiden Poeten den Preis verdiene. Die meisten Stimmen schienen für den alten Sänger; einige aber, die durch ihre Vorliebe für das Neue einen bessern Verstand anzudeuten glaubten, nahmen sich des Florestan mit vielem Eifer an, unter diesen war auch Sternbald.

„Man weiß nicht recht, was der junge Mensch mit seinem Gesange oder Liede will," sagte einer von den Ältesten. „Ein gutes Weinlied muß seinen stillen Gang für sich fortgehn, damit man brav Lust bekömmt mitzusingen, deshalb auch oft blinkt, klingt und singt darin angebracht sein muß, wie ich es auch noch allenthalben gefunden habe. Allein was sollen mir dergleichen Geschichten?"

„Freilich," sagte Florestan, „kann es nichts sollen; aber, lieben Freunde, was soll euch denn der Wein selber? Wenn ihr Wasser trinkt, bleibt ihr noch um vieles mäßiger."

„Nein," schrie ein andrer, „auch im Weine kann und muß man mäßig sein; der Genuß ist dazu da, daß man ihn genießt, aber nicht so gänzlich ohne Verstand."

Rudolf lachte und gab ihm recht, wodurch viele ausgesöhnt wurden und zu seiner Partei übergingen. „Ich habe nur den Tadel," sagte Sternbald, „daß dein Gedicht durchaus keinen Schluß hat."

„Und warum muß denn alles eben einen Schluß haben?" rief Florestan, „und nun gar in der entzückenden Poesie! Fangt ihr nur an zu spielen, um aufzuhören? Denkt ihr euch bei jedem Spaziergange gleich das Zurückgehn? Es ist ja schöner, wenn ein Ton leise nach und nach verhallt, wenn ein Wasserfall immer fortbraust, wenn die Nachtigall nicht verstummt. Müßt ihr denn Winter haben, um den Frühling zu genießen?"

„Es kann sein, daß ihr recht habt," antworteten einige, „ein Weinlied nun gar, das nichts als die reinste Fröhlichkeit atmen soll, kann eines Schlusses am ersten entbehren."

„Wie ihr nun wieder sprecht!" rief Florestan im tollen Mute, indem er sich hastig rund herumdrehte. „Ohne Schluß, ohne Endschaft ist kein Genuß, kein Ergötzen durchaus nicht möglich. Wenn ich einen Baumgang hinuntergehe, sei er noch so schön, so muß ich doch an den letzten Baum kommen können, um stillzustehen und zu denken: dort bin ich gegangen. Im Leben wären Liebe, Freude und Entzücken Qualen, wenn sie unaufhörlich wären; daß sie Vergangenheit sein können, macht das zukünftige Glück wieder

möglich, ja, zu jedem großen Manne mit allen seinen bewunderns-werten Thaten gehört der Tod als unentbehrlich zu seiner Größe, damit ich nur imstande bin, die ordentliche Summe seiner Vortrefflichkeit zu ziehn und ihn mit Ruhe zu bewundern. In der Kunst gar ist ja der Schluß nichts weiter als eine Ergänzung des Anfangs."

„Ihr seid ein wunderlicher Mensch," sagte der alte Poet; „so singt uns also Euren Schluß, wenn er denn so unentbehrlich ist."

„Ihr werdet aber damit noch viel weniger zufrieden sein," sagte Florestan. „Doch es soll Euch ein Genüge geschehn." — Er nahm die Zither wieder in die Hand und spielte und sang:

„Bacchus läßt die Rebe sprießen,
Saft durch ihre Blätter fließen,
Läßt sie weiche Lüfte fächeln,
Sonnet sie mit seinem Lächeln.

Um die Ulme hingeschlungen
Steht die neue Pflanz' im Licht,
Herrlich ist es ihm gelungen,
Ihn gereut die Arbeit nicht.

Läßt die Blüten rötlich schwillen
Und die Beeren saftig quillen,
Fürchtend die Götter und das Geschick
Kömmt er in Trauben verkleidet zur Welt zurück.

Nun kommen die Menschlein hergegangen
Und kosten mit süßem Verlangen
Die neue Frucht, den glühenden Most,
Und finden den Gott, den himmlischen Trost.

In der Kelter springt der mutwillige Götterknabe,
Der Menschen allerliebste Habe,
Sie trinken den Wein, sie kosten das Glück,
Es schleicht sich die goldene Zeit zurück.

Der schöne Rausch erheitert ihr Gesicht,
Sie genießen froh das neue Sonnenlicht,
Sie spüren selber Götter- und Zauberkraft,
Die ihnen die neue Gabe schafft.

Die Blicke feurig angeglommen,
Zwingen sie die Venus zurückzukommen,
Die Göttin ist da und darf nicht fliehn,
Weil sie sie mächtig rückwärts ziehn.

Die Götterschar wird zum Erstaunen bewogen,
Sie kommen alle zurückgezogen:
Wir wollen wieder bei euch wohnen,
Ihr Menschen bauet unsre Thronen.

Was brauchen wir euch und euer Geschick?
So tönt von der Erde die Antwort zurück,
Wir können euch ohne Gram entbehren,
Wenn Wein und Liebe bei uns gewähren."

Nun schwieg er still und legte mit einer anständigen Verbeugung die Zither weg. „Das ist nun gar gottlos!" riefen viele von den Zuhörern, „Euer Schluß ist das Unerlaubteste von allem, was Ihr uns vorgesungen habt."

Der Streit über den Wert der beiden Dichter fing von neuem an. Sternbald ward hitzig für seinen Freund, und da er ihn einigemal bei seinem Namen Florestan nannte, so ward der andre Poet dadurch aufmerksam gemacht; er fragte, er erkundigte sich, das Gespräch nahm eine andre Wendung. Es fand sich, daß die beiden Streitenden Verwandte waren; sie umarmten sich, sie freuten sich beide, einander so unverhofft anzutreffen, und es wurde nun weiter an keine Vergleichung ihrer Talente gedacht.

Viertes Kapitel.

Die Gesellschaft zerstreute sich hierauf und Franz verließ nach dem Getümmel gern das Haus, um sich in den Schloßgarten zu begeben. Eine geschmückte Dame, die er anfangs nicht erkannte, begegnete ihm im Gange; es war niemand als die Jägerin. Sie grüßten sich freundlich, aber nach einem kurzen Gespräch trennten sie sich wieder. Franz betrachtete sinnend einen künstlichen Springbrunnen, der mit seinen krystallenen Strahlen die Luft lieblich abkühlte und ein sanftes Geräusch ertönen ließ, zu dem die nahen Vögel williger und angenehmer sangen. Er hörte auf den mannigfaltigen Wohllaut, auf den Wechselgesang, den die Fontaine gleich-

sam mit den Waldbewohnern führte, und sein Geist verlor sich dann wieder in eine entfernte wunderbare Zaubergegend.

„Bin ich getäuscht oder ist es wirklich?“ sagte er zu sich selber; „ich werde ungewiß, ob mir allenthalben ihr süßes Bild begegnet, oder sie meine Phantasie nur in allen Gestalten wiedererkennt. Diese Gräfin gleicht ihr, die ich nicht zu nennen weiß, die ich suche und doch raste, für die ich nur lebe und sie doch gewiß verliere.“

Eine Flöte ertönte aus dem Gebüsch und Franz setzte sich auf eine schattige Rasenbank, um den Tönen ruhiger zuzuhören. Als der Spielende eine Weile musiziert hatte, sang eine wohlbekannte Stimme folgendes Lied:

„Holdes, holdes Sehnsuchtrufen
Aus dem Wald, vom Thale her:
Klimm' herab die Felsenstufen,
Folg' der Oreade Rufen
Und vertrau dem weiten Meer!

Wohl seh' ich Gestalten wanken
Durch des Waldes grüne Nacht,
Die bewegten Zweige schwanken,
Sie entschimmern wie Gedanken,
Die der Schlaf hinweggefacht.

Komm, Erinn'rung, liebe Treue,
Die mir oft im Arm geruht,
Nahe flüsternd mir und weihe
Diese Brust, dann fühlt der Scheue
Neue Kraft und Lebensmut.

Kinder lieben ja die Scherze
Und ich bin ein thöricht Kind,
Treu verblieb dir doch mein Herze,
Leichtsinn nur im frohen Scherze,
Bin noch so wie sonst gesinnt.

Wald und Thal und grüne Hügel,
Kennt die Wünsche meiner Brust,
Wie ich gern mit goldnem Flügel
Von der Abendröte Hügel
Möchte ziehn zu meiner Lust.

Erd' und Himmel nun in Küssen
Wie mit Liebesscham entbrennt,
Ach! ich muß den Frevel büßen,
Lange noch die Holde missen,
Die mein ganzes Herze nennt.

Morgenröte kommt gegangen,
Macht den Tag von Banden frei,
Erd' und Himmel bräutlich prangen,
Aber ach! ich bin gefangen,
Einsam hier im süßen Mai.

Lieb' und Mailust ist verschwunden,
Ist nur Mai in ihrem Blick,
Keine Rose wird erfunden,
Flieht und eilt, ihr trägen Stunden,
Bringt die Braut mir bald zurück."

Es war Rudolf, der nun hervortrat und sich zu Sternbald an dem Rande des Springbrunnens niedersetzte. „Ich erkannte dich wohl," sagte Franz, „aber ich wollte dich in deinem zärtlichen Gesange nicht stören; doch siehst du munterer aus, als ich dich erwartet hätte."

„Ich bin recht vergnügt," sagte Florestan, „der heutige Tag ist einer meiner heitersten; denn ich kenne nichts Schöneres, als so recht viel und mancherlei durcheinander zu empfinden und deutlich zu fühlen, wie durch Kopf und Herz gleichsam goldene Sterne ziehn und den schweren Menschen wie mit einer lieben wohlthätigen Flamme durchschimmern. Wir sollten täglich recht viele Stimmungen und frische Anklänge zu erleben suchen, statt uns aus Trägheit in uns selbst und die alltägliche Gewöhnlichkeit zu verlieren."

„Der Schluß deines heutigen Trinkliedes," antwortete Franz, „hat mir nicht gefallen; es ist doch immer unerlaubt, auf diese Art mit dem Leichtsinne zu scherzen."

„O mein Freund," rief Rudolf aus, „wie bist du denn heute so gar schwerfällig geworden, daß du es mit einer augenblicklichen Begeisterung so ernst und strenge nimmst. Laß doch der unschuldigen Poesie ihren Gang, wenn der klare Bach sich einmal ergießt, der Scherz soll ja nichts weiter als Scherz bedeuten; willst du ihn aber für eine Entweihung des Feierlichen und Erhabenen nehmen, so thust du dir selbst zu nahe. Sing dafür lieber mit mir dies Lied."

Franz mußte das vorige Lied wiederholen und Florestan begleitete ihn mit seiner Flöte; als es geendigt war, sagte Rudolf: „Ich habe diesen Gesang heute Nachmittag aufgeschrieben, als die Abendröte anfing heraufzurücken, ich hörte eine Flöte anspielen und der Ton des Instruments gab mir diese Verse ein.“

„Das ist ein Beitrag zu jenen Liedern,“ sagte Sternbald, „die du mir vor Antwerpen einmal sangest. Ich habe sie mir aufgeschrieben und kann manchmal nicht finden, daß sie sich zu den Überschriften passen.“

„Es thut nichts,“ sagte Florestan, „sie mögen auch wohl unpassend sein, aber mir kam es so vor, als ich sie machte; wer es nicht mitfühlt, dem ist es auch nicht zu beweisen. Sie sollten gleichsam die Accente sein, in die diese Instrumente freiwillig übergingen, wie sie als lebendige Wesen sprechen und sich ausdrücken würden. Man könnte sich, wenn man sonst Lust hätte, ein ganzes Gesprächstück von mancherlei Tönen aussinnen.“

„Es kann sein,“ antwortete Franz, „von Blumen kann ich es mir gewissermaßen vorstellen. Es ist freilich immer nur ein Charakter in allen diesen Dingen, wie wir ihn als Menschen wahrzunehmen vermögen.“

„So geschieht alle Kunst,“ antwortete Florestan, „die Tiere können wir schon richtiger fühlen, weil sie uns etwas näher stehn. Ich hatte einmal Lust, aus Lämmern, einigen Vögeln und andern Tieren eine Komödie zu formieren, aus Blumen ein Liebesstück und aus den Tönen der Instrumente ein Trauer- oder, wie ich es lieber nennen möchte, ein Geisterspiel.“

„Die meisten Leute würden es zu phantastisch finden,“ sagte Sternbald.

„Das würde gerade meine Absicht sein,“ antwortete Rudolf, „wenn ich mir Mühe geben wollte, es niederzuschreiben. Es ist indes schon Abend geworden. Kennst du Dantes großes Gedicht?“

„Nein,“ sagte Franz.

„Auf eine ähnliche ganz allegorische Weise ließe sich vielleicht eine Offenbarung über die Natur schreiben, voller Begeisterung und mit prophetischem Geiste durchdrungen. Ich habe dir einigemal von den seltsamen Arten der spanischen Poesie gesprochen, getraust

34. eine Offenbarung über die Natur schreiben, der Gedanke eines großen Naturgedichtes spukte in den Köpfen aller Romantiker; am meisten hat er Schelling und Goethe beschäftigt.

du dir nun mit mir ein solches Wechsellied zu singen, wie ich es dir beschrieben habe?"

„Wir könnten es versuchen," sagte Franz, „aber du mußt das Silbenmaß setzen."

Rudolf fing an:

Wer hat den lieben Frühling aufgeschlagen
Gleich wie ein Zelt
In blüh'nder Welt?
Die Wolken sich nun abwärts jagen;
Das Thal von Sonne,
Der Wald mit Wonne
Und Lied durchklungen: —
Der Liebe ist das schöne Werk gelungen.

Franz.

Der Liebe ist das schöne Werk gelungen,
Der Winter kalt
Entwich ihr bald,
Holdsel'ge Macht hat ihn bezwungen.
Die Blumen süße,
Der Quell, die Flüsse,
Befreit von Banden
Sind aus des Winters hartem Schlaf erstanden.

Rudolf.

Sind aus des Winters hartem Schlaf erstanden
Der Wechselsang,
Der Echoklang,
Die sich durch Waldgezweige fanden.
Die Nachtigallen-
Gesänge schallen,
Die Lindendüfte
Liebkosen liebevoll die Frühlingslüfte.

Franz.

Liebkosen liebevoll die Frühlingslüfte.
Die Blumenschar,
Sie beut sich dar,
Von Rosen glühn die Felsenklüfte.
Um Lauben schwanken
Die Geisblattranken,
Des Himmels Ferne
Erhellen tausend goldne kleine Sterne.

Rudolf.

Erhellen tausend goldne kleine Sterne,
So golden klein
Der Flimmerschein
Erleuchtet unsre Erde gerne.
Mit Liebesblicken,
Uns zu beglücken,
Schaut grüßend nieder
Die Lieb' und freut sich unsrer Grüße wieder.

Franz.

Die Lieb' und freut sich unsrer Grüße wieder,
Die Blumenwelt
Uns zugesellt,
Gesandt von ihr des Waldes Lieder:
Sie schickt die Rose,
Daß sie uns kose,
Daß wir ihr danken,
Streckt sie entgegen uns die Geisblattsranken.

Rudolf.

Streckt sie entgegen uns die Geisblattsranken,
Die Lilienpracht
Grüßt uns mit Macht,
Daß wir nicht fern von Lieb' erkranken.
Und leise drücken
Wir, Dank in Blicken,
Der Lilie Wange,
Damit die Lieb' von uns den Dank empfange.

Franz.

Damit die Lieb' von uns den Dank empfange
Wird Mädchenmund
Geküßt zur Stund',
Und Nacht'gall plaudert's im Gesange.
Die Liebe höret
Was jeder schwöret,
Sie wacht den Eiden,
Verfolgt den Frevelnden mit bittern Leiden.

Rudolf.

Verfolgt den Frevelnden mit bittern Leiden,
Das Mädchen flieht,
Wenn sie ihn sieht,
Ach! jede mag ihn gerne meiden.

In Händen welken
Ihm Ros' und Nelken,
Die Himmelslichter
Erblassen und er ist ein schlechter Dichter.

„Und darum wollen wir lieber aufhören,“ sagte Rudolf indem er aufstand, „denn ich gehöre selbst nicht zu den reinsten.“

Die beiden Freunde gingen nun zurück; der Abend hatte sich schon mit seinen dichtesten Schatten über den Garten ausgestreckt und der Mond ging eben auf. Franz stand sinnend am Fenster seines Zimmers und sah nach dem gegenüberliegenden Berge, der mit Tannen und Eichen bewachsen war, zu ihm hinauf schwebte der Mond, als wenn er ihn erklimmen wollte, das Thal glänzte im ersten funkelndgelben Lichte, der Strom ging brausend dem Berge und dem Schlosse vorüber, eine Mühle klapperte und sauste in der Ferne, und nun aus einem entlegenen Fenster wieder die nächtlichen Hörnertöne, die dem Monde entgegengrüßten und drüben in der Einsamkeit des Bergwaldes verhallten.

„Müssen mich diese Töne durch mein ganzes Leben verfolgen?“ seufzte Franz; „wenn ich einmal zufrieden und mit mir zur Ruhe bin, dann dringen sie wie eine feindliche Schar in mein innerstes Gemüt und wecken die kranken Kinder, Erinnerung und unbekannte Sehnsucht wieder auf. Dann drängt es mir im Herzen, als wenn ich wie auf Flügeln hinüberfliegen sollte, höher über die Wolken hinaus und von oben herab meine Brust mit neuem, schönerem Klange anfüllen und meinen schmachtenden Geist mit dem höchsten, letzten Wohllaut ersättigen. Ich möchte die ganze Welt mit Liebesgesang durchströmen, den Mondschimmer und die Morgenröte anrühren, daß sie mein Leid und Glück wiederklingen, daß die Melodie Bäume, Zweige, Blätter und Gräser ergreife, damit alle spielend meinen Gesang wie mit Millionen Zungen wiederholen müßten.“

Er war am folgenden Morgen sehr früh aufgestanden und hatte das Schloß durchwandert. In einem Zimmer hing ein Brustbild eines Mannes mit einem kostbaren Hute und einer blauen Feder geschmückt; die Miene zog ihn an, und als er es genauer betrachtete, glaubte er in diesem Kopfe das Gesicht des Mönchs zu entdecken, der den Bildhauer Bolz begleitet hatte. Je mehr er das Bild untersuchte, je überzeugender fand er die Ähnlichkeit. — Jetzt trat Rudolf zu ihm, dem er seine Entdeckung mitteilte; Florestan fand sich nach seiner leichtsinnigen Art nicht sonderlich

wichtig, sondern brach das Gespräch darüber bald ab, indem er sagte: „Ich habe gestern noch, lieber Franz, ein andres Gedicht geschrieben, in dem ich versucht habe, eine Stimmung auszudrücken und darzustellen, die schon oft meine Seele erfüllt hat." Er las:

Mondscheinlied.

Träuft vom Himmel der kühle Tau,
Thun die Blumen die Kelche zu,
Spätrot sieht scheidend nach der Au,
Flüstern die Pappeln, sinkt nieder die nächt'ge Ruh'.

Kommen und gehn die Schatten,
Wolken bleiben noch spät auf,
Und ziehn mit schwerem, unbeholfnem Lauf
Über die erfrischten Matten.

Kommen die Sterne und schwinden wieder,
Blicken winkend und flüchtig nieder,
Wohnt im Wald die Dunkelheit,
Dehnt sich finster weit und breit.

Hinterm Wasser wie flimmende Flammen,
Berggipfel, oben mit Gold beschienen,
Neigen rauschend und ernst die grünen
Gebüsche, die blinkenden Häupter zusammen.

Welle, rollst du herauf den Schein,
Des Mondes rundfreundlich Angesicht?
Es merkt's und freudig bewegt sich der Hain,
Streckt die Zweig' entgegen dem Zauberlicht.

Fangen die Geister auf den Fluten zu springen,
Thun sich die Nachtblumen auf mit Klingen,
Wacht die Nachtigall im dicksten Baum,
Verkündet dichterisch ihren Traum,
Wie helle, blendende Strahlen die Töne niederfließen
Am Bergeshang den Wiederhall zu grüßen.

Flimmern die Wellen,
Funkeln die wandernden Quellen,
Streifen durchs Gesträuch
Die Feuerwürmchen bleich. —

Wie die Wolken wandelt mein Sehnen,
Mein Gedanke bald dunkel, bald hell,
Hüpfen Wünſche um mich wie der Quell,
Kenne nicht die brennenden Thränen.

Biſt du nah, biſt du weit,
Glück, das nur für mich erblühte?
Ach! daß es die Hände biete
In des Mondes Einſamkeit.

Kömmt's aus dem Walde? ſchleicht's vom Thal,
Steigt es den Berg vielleicht hernieder?
Kommen alte Schmerzen wieder?
Aus Wolken ab die entflohne Qual?

Und Zukunft wird Vergangenheit,
Bleibt der Strom nie ruhig ſtehn,
Ach! iſt dein Glück auch noch ſo weit,
Magſt du entgegengehn,
Auch Liebesglück wird einſt Vergangenheit.

Wolken ſchwinden,
Den Morgen finden
Die Blumen wieder;
Doch iſt die Jugend einſt entſchwunden,
Ach! der Frühlingsliebe Stunden
Steigen keiner Sehnſucht nieder.

Fünftes Kapitel.

Es waren indes einige Tage verfloſſen; Sternbald hatte die Gräfin zu malen angefangen, neben ihr mußte er den Ritter zeichnen, der dem Mönche ſo ähnlich ſah. Sein Geiſt war mit der Schönheit ſeines Gegenſtandes beſchäftigt, er wußte nicht mehr, ob er ſich in Gegenwart der Jägerin ſeiner Unbekannten erinnere, oder dieſe Bildung ſelber liebgewann. Sie ließ ſich als Jägerin darſtellen, faſt ebenſo, wie er ſie zum erſtenmale geſehn hatte.

Er ließ oft Muſik in den Saal bringen und ihm war dann, als wäre ſeine Hand ſicherer und geläufiger, als würde dann ſein Geiſt zur Kunſt lieblicher angetrieben. Er zitterte oft, wenn er

25. Die folgende Partie von S. 289—292, 17 hat in der ſpäteren Umarbeitung die größte Erweiterung erfahren.

die zarten Umrisse des Busens anblickte und abzeichnete, wenn er den Glanz der schalkhaft feurigen Augen ausdrücken wollte.

Florestan hatte das Schloß verlassen und schwärmte wieder in den benachbarten Gegenden umher, weil er niemals lange an einem Orte verweilen mochte. Franz wollte diese Zeit benutzen, um seinem Dürer und Sebastian einen weitläuftigen Brief zu schreiben, allein er verschob es von einem Tage zum andern. An manchen Tagen sprach die Gräfin viel, indem er sie malte, und seine Aufmerksamkeit wurde gewöhnlich dann ganz zerstreut.

Die Gräfin war an jedem Tage in einer andern Laune, ja sie konnte sogar in derselben Stunde die Stimmung ihres Gemüts auffallend verändern. Franz fühlte einige Teilnahme, wenn sie traurig war, aber er war in einer quälenden Verlegenheit, wenn sie ihm mit vertraulicher Lustigkeit näher kam. Dann konnte ihn Musik trösten und beruhigen, es war, als wenn ihn die angeschlagenen Akkorde dreister und kühner machten, die Töne waren sein Beistand und ihm wie zärtliche Freunde nahe, seine Hand arbeitete schneller und williger und sein Gemüt war durchsichtig und rein wie ein heller Bach. Die Gräfin schien ihn mit jedem Tage lieber zu gewinnen, Franz war gewöhnlich stumm, aber sie sprach desto mehr: ihre lebhafte Beweglichkeit ertrug nicht den Stillstand einer Minute, sie machte sich immer etwas zu schaffen, sie erzählte hundert kleine Geschichten, und Sternbald wurde nicht selten durch ihre Munterkeit gestört.

So erfuhr er unter vielen andern Erzählungen, daß sie einige Verwandte in Italien und zwar in Rom habe, an die sie ihm auch Briefe mitzugeben versprach. Sie schilderte die Lebensart der ganzen Familie und die Eigenheiten eines jeden Charakters bis auf den kleinsten Umstand, sie ging so weit, daß sie Stellungen und Mienen nachahmte, wodurch dann Franz zuweilen im Malen aufgehalten wurde, ja sie unterließ nicht, die Arbeit nach ihrer Laune zu unterbrechen, um mit ihm durch den Garten zu spazieren. Oft verlor sie sich dann so plötzlich in ein trübseliges Nachsinnen, in wehmütige Klagen, daß Franz mit vieler Anstrengung das Amt eines tröstenden Freundes bei ihr übernehmen mußte.

Als Sternbald ihren Kopf fast vollendet hatte, und er nun an die Abschilderung des Ritters ging, war ihre Lebhaftigkeit noch mehr erhöht. „Ihr müßt wissen, lieber Freund,“ sagte sie, „daß jenes Bild von einem wahren Stümper in der edlen Kunst

herrührt, der es noch gar nicht einmal verstand, das Holdselige und Angenehme eines Antlitzes zu fühlen und auszudrücken, ihm war es nur darum zu thun, einen Kopf mit den gewöhnlichen Sinnen fertig zu machen, der dem Originale im Groben ähnlich sähe. Ihr müßt Euch die Klarheit der Augen, das süße Lächeln der freundlichen Lippen nur vorstellen, denn das Bild selbst giebt Euch keine Anweisung zu dergleichen. O, wenn er doch hier wäre! wenn er so vor Euch stände, und ich ihm den Arm um den schönen Nacken schlänge! Unmöglich könnt Ihr es Euch vorstellen, und das Gemälde muß notwendig kalt werden. Aber freilich sieht es ihm dann um so ähnlicher, denn er ist jetzt auch kalt und fühllos. Wo mag er umherirren, und wann kommt er zu mir zurück?"

Sie stand auf, Franz mußte die Malerei beiseite legen, sie gingen in ein benachbartes Gehölz. „Hier sah ich ihn zum letzenmale," fuhr die Gräfin fort, „hier stieg er auf sein Roß, und sagte mir sein heuchlerisches Lebewohl, er wolle noch am Abend wiederkommen; aber es ist schon in meiner Seele Abend geworden, und er ist noch nicht wieder da. Könnt' ich den Undankbaren vergessen, dies Andenken, sein Bild aus meinem Herzen verstoßen, und wieder so glücklich und zufrieden werden, als ich vormals war! Dies thörichte Herz will ihm nach, ihn in weiter Welt aufsuchen, und weiß doch nicht, wohin? Ich finde ihn niemals wieder!" — —

Sie setzten sich im Schatten nieder, und nach einem kleinen Stillschweigen fuhr die Dame fort: „Ich will Euch kürzlich meine ganze Geschichte erzählen; sie ist unbedeutend und kurz, aber Ihr habt etwas in Eurem Wesen, einen Blick Eurer Augen, das alles mir mein Zutrauen abgewinnt. Wenn man recht unglücklich ist, und sich durchaus verlassen fühlt, so sehnt man sich nach dem Mitleiden einer guten Seele, wie nach einer herrlichen Gabe, und darum will ich Euch meine Leiden vertrauen. Kurz nachher, als mich der Tod meines Vaters in den Besitz meiner Güter setzte, erschien in der Nachbarschaft hier ein junger Ritter, der vorgab, er komme aus Franken. Er war so jung, schön und liebenswürdig, daß man ihn allenthalben gern sah: es verging nur wenige Zeit, und es schien, daß er sich in meiner Gegenwart am meisten gefalle, daß ihn nur das freue, was auf mich einigen Bezug habe. Mir schmeichelte dieser Vorzug, ich kam ihm eben

so entgegen, wie er mir, ich schenkte ihm mein reinstes Wohlwollen; denn es ist einmal der Fehler unseres Geschlechts, an List und Verstellung nicht zu glauben, sondern sich von dem Irrtume blenden zu lassen, als könne jede von uns durch einen Betrüger niemals betrogen werden.

Was soll ich weitläuftig sein? Ihr kennt mein Herz nicht, und gehört selbst zu dieser hinterlistigen Rotte. Er gestand mir seine Liebe, ich ihm meine Zuneigung; er nannte mir seinen Namen, und bekannte, daß er ein armer Edelmann sei, der mir kein Glück anbieten könne; ich wollte ihn zum Herrn aller meiner Besitztümer machen, ich fand mich so groß darin, ihm mein Eigentum, mich selbst ihm zu schenken. Schon war unsre Verlobung, schon der Tag unsrer Vermählung bestimmt, als er mich plötzlich nach einer Jagd hier auf dieser Stelle verließ. Er wolle einen Freund in der Nachbarschaft besuchen, war sein Vorgeben; er lächelte noch, als er fortritt, und seitdem habe ich ihn nicht wieder gesehn."

Franz konnte nach ihrer Erzählung nichts antworten, er blieb in sich gekehrt, und wünschte seinen Freund Florestan zurück, der sich in jede Lage des Lebens mit Leichtigkeit fand. Es war indes Abend geworden, und die Jäger kamen mit einer Jagdmusik aus dem Walde zurück, dadurch wurde das Gespräch beendigt. Sternbald war verdrießlich, daß alle Gegenstände und Gespräche so hart auf sein Gemüt fielen, so daß ihn der Eindruck davon bemeisterte und sein Lebenslauf dadurch gestört wurde.

Schon seit langer Zeit hatte er viel von einem wunderbaren Menschen sprechen hören, der sich in den benachbarten Bergen aufhielt, halb wahnsinnig sein sollte, in der Einsamkeit lebte, und niemals seinen öden Aufenthalt verließ. Was Franz besonders anzog, war, daß dieser abenteuerliche Eremit auch ein Maler war, und gewöhnlich denen, die ihn besuchten, Bildnisse oder andre Malereien zeigte, sie auch um einen billigen Preis verkaufte. Man erzählte so viel Wunderbares von diesem Manne, daß Franz der Begier unmöglich widerstehen konnte, ihn selber aufzusuchen. Da Florestan immer noch nicht zurückkam, und die Gräfin wieder eine Jagd, ihre Lieblingsergötzung anstellte, machte er sich an einem schönen Morgen auf den Weg, um den bezeichneten Aufenthalt zu suchen.

Unterwegs überdachte er nach langer Zeit wieder die Veränderungen seines Lebens, es schien ihm alles so sonderbar und

doch so gewöhnlich, er wünschte die Fortsetzung seiner Schicksale und fürchtete sie, er erstaunte über sich selber, daß ihn der Enthusiasmus, der ihn zur Reise angetrieben, seitdem nur selten wieder besucht habe.

Er stand oben auf dem Hügel, und sah im Thale die versammelte Jagd, die vom Schlosse ausritt, und sich durch die Ebene verbreitete. Es klangen wieder die musikalischen Töne zu ihm hinauf, die durch den frischen Morgen in den Bergen wiederschallten, die Eichen und Tannen rührten sich bedeutungsvoll. Bald verlor er die Jagd aus dem Gesichte, die Musik der Hörner verschwand, und er wandte sich tiefer ins Gebirge hinein, wo die Gegend plötzlich ihren anmutigen Charakter verlor, und wilder und verworrener ward, die Aussicht in das ebene Land schloß sich, man verlor den vollen herrlichen Strom aus dem Gesichte, die Berge und Felsen wurden kahl und unfruchtbar.

Der Weg wand sich enge und schmal zwischen Felsen hindurch, Tannengebüsch wechselte auf dem kahlen Boden, und nach einigen Stunden stand Franz auf dem höheren Gipfel des Gebirges.

Nun war es wieder wie ein Vorhang niedergefallen, seinem Blicke öffnete sich die Ebene wieder, die kahlen Felsen unter ihm verloren sich lieblich in dem grünen Gemisch der Wälder und Wiesen, die unfreundliche Natur war verschwunden, sie war mit der lieblichen Aussicht eins, von dem übrigen verschönert, diente sie selber die andern Gegenstände zu verschönern. Da lag die Herrlichkeit der Ströme vor ihm ausgebreitet, er glaubte vor dem plötzlichen Anblick der weiten, unendlichen, mannigfaltigen Natur zu vergehen, denn es war, als wenn sie mit herzdurchdringender Stimme zu ihm hinaufsprach, als wenn sie mit feurigen Augen vom Himmel und aus dem glänzenden Strom heraus nach ihm blickte, mit ihren Riesengliedern nach ihm hindeutete. Franz streckte die Arme aus, als wenn er etwas Unsichtbares an sein ungeduldiges Herz drücken wollte, als möchte er nun erfassen und festhalten, wonach ihn die Sehnsucht so lange gedrängt: die Wolken zogen unten am Horizont durch den blauen Himmel, die Wiederscheine und die Schatten streckten sich auf den Wiesen aus, und wechselten mit ihren Farben, fremde Wundertöne gingen den Berg hinab, und Franz fühlte sich wie fest gezaubert, wie ein Gebannter, den die zaubernde Gewalt stehen heißt, und der sich dem unsichtbaren Kreise, trotz alles Bestrebens, nicht entreißen kann.

„O, unmächtige Kunst!“ rief er aus, und setzte sich auf eine grüne Felsenbank nieder; „wie lallend und kindisch sind deine Töne gegen den vollen harmonischen Orgelgesang, der aus den innersten Tiefen, aus Berg und Thal und Wald und Stromesglanz in schwellenden, steigenden Akkorden heraufquillt. Ich höre, ich vernehme, wie der ewige Weltgeist mit meisterndem Finger die furchtbare Harfe mit allen ihren Klängen greift, wie die mannigfaltigsten Gebilde sich seinem Spiel erzeugen, und umher und über die ganze Natur sich mit geistigen Flügeln ausbreiten. Die Begeisterung meines kleinen Menschenherzens will hineingreifen, und ringt sich müde und matt im Kampfe mit dem Hohen, der die Natur leise lieblich regiert, und mein Hindrängen zu ihm, mein Winken nach Hilfe in dieser Allmacht der Schönheit vielleicht nicht gewahrt. Die unsterbliche Melodie jauchzt, jubelt und stürmt über mich hinweg, zu Boden geworfen schwindelt mein Blick und starren meine Sinnen. O, ihr Thörichten! die ihr der Meinung seid, die allgewaltige Natur lasse sich verschönen, wenn ihr nur mit Kunstgriffen und kleinlicher Hinterlist eurer Ohnmacht zu Hilfe eilt, was könnt' ihr anders, als uns die Natur nur ahnden lassen, wenn die Natur uns die Ahndung der Gottheit giebt? Nicht Ahndung, nicht Vorgefühl, urkräftige Empfindung selbst, sichtbar wandelt hier auf Höhen und Tiefen die Religion, empfängt und trägt mit gütigem Erbarmen auch meine Anbetung. Die Hieroglyphe, die das Höchste, die Gott bezeichnet, liegt da vor mir in thätiger Wirksamkeit, in Arbeit, sich selber aufzulösen und auszusprechen, ich fühle die Bewegung, das Rätsel im Begriff zu schwinden, — und fühle meine Menschheit. — Die höchste Kunst kann sich nur selbst erklären, sie ist ein Gesang, deren Inhalt nur sie selbst zu sein vermag.“

Ungern verließ Sternbald seine Begeisterung, und die Gegend, die ihn entzückt hatte, ja er trauerte über diese Worte, über diese Gedanken, die er ausgesprochen, daß er sie nicht immer in frischer Kraft aufbewahren könne, daß neue Eindrücke und neue Ideen diese Empfindungen vertilgen oder überschütten würden.

Ein dichter Wald empfing ihn auf der Höhe, er warf oft den Blick zurück, und schied ungern, als wenn er das Leben verließe. Der einsame Schatten erregte ihm gegen die freie Landschaft eine seltsame Empfindung, seine Brust ward beklemmt und von Ängstlichkeit zusammengezogen. Als er kaum eine halbe

Stunde gegangen war, stand er vor einer kleinen Hütte, die offen war, in der er aber niemand antraf. Ermüdet warf er sich unter einen Baum, und betrachtete die beschränkte Wohnung, das dürftige Gerät, mit vieler Rührung eine alte Laute, die an der Wand hing, und auf der eine Saite fehlte. Paletten und Farben lagen und standen umher, einige Kleidungsstücke; Sternbald war wie in die uralte Zeit versetzt, von der wir so gern erzählen hören, wo die Thür noch keinen Riegel kennt, wo noch kein Frevler des andern Gut betastet hat.

Nach einiger Zeit kam der alte Maler zurück; er wunderte sich gar nicht, einen Fremdling vor seiner Schwelle anzutreffen, sondern ging in seine Hütte, räumte auf, und spielte dann auf der Zither, als wenn niemand zugegen wäre. Franz betrachtete den Alten mit Verwunderung, der indessen wie ein Kind in seinem Hause saß, und zu erkennen gab, wie wohl ihm sei in seiner kleinen Heimat, unter den befreundeten, wohlbekannten Tönen seines Instrumentes. Als er sein Spiel geendigt, packte er Kräuter, Moos und Steine aus seinen Taschen, und legte sie sorgfältig in kleine Schachteln zurecht, indem er jedes aufmerksam betrachtete. Über manches lächelte er, anderes schien er mit einiger Verwunderung anzuschauen, indem er die Hände zusammenschlug, oder ernsthaft den Kopf schüttelte. Immer noch sah er nach Sternbald nicht hin, bis dieser endlich in das kleine Haus hineintrat, und ihm seinen Gruß anbot. Der alte Mann gab ihm die Hand, und nötigte ihn schweigend, sich niederzusetzen, indem er sich weder verwunderte, noch ihn als einen Fremden genau beachtete.

Die Hütte war mit mannigfaltigen Steinen aufgeputzt, Muscheln standen umher, durchmengt von seltsamen Kräutern, ausgestopften Tieren und Fischen, so daß das Ganze ein höchst abenteuerliches Ansehn erhielt. Stillschweigend holte der Alte unserm Freunde einige Früchte, die er ihm ebenfalls mit stummer Gebärde vorsetzte. Als Franz einige davon gegessen hatte, indem er immer den wunderbaren Menschen beobachtete, fing er mit diesen Worten das Gespräch an: „Ich habe mich schon seit langer Zeit darauf gefreut, Euch zu sehn, ich hoffe nun, Ihr zeigt mir auch einige von Euren Malereien, denn auf diese bin ich vorzüglich begierig, da ich mich selbst zur edlen Kunst bekenne.“

„Seid Ihr ein Maler?“ rief der Alte aus, „nun wahrlich, so freut es mich, Euch hier zu sehn, seit lange ist mir keiner

begegnet. Aber Ihr seid noch sehr jung, Ihr habt wohl schwerlich schon den rechten Sinn für die große Kunst."

„Ich thue mein mögliches," antwortete Franz, „und will immer das Beste, aber ich fühle freilich wohl, daß das nicht zureicht."

„Es ist immer schon genug," rief jener aus; „freilich ist es nur wenigen gegeben, das Wahrste und Höchste auszudrücken, eigentlich können wir uns alle ihm nur nähern, aber wir haben unsern Zweck gewißlich schon erreicht, wenn wir nur das wollen und erkennen, was der Allmächtige in uns hineingelegt hat. Wir können in dieser Welt nur w o l l e n, nur in Vorsätzen leben, das eigentliche Handeln liegt jenseits, und besteht gewiß aus den eigentlichsten, wirklichsten Gedanken, da in dieser bunten Welt alles in allem liegt. So hat sich der großmächtige Schöpfer heimlich- und kindlicherweise durch seine Natur unsern schwachen Sinnen offenbart, er ist es nicht selbst, der zu uns spricht, weil wir dermalen zu schwach sind, ihn zu verstehn; aber er winkt uns zu sich, und in jedem Moose, in jeglichem Gestein ist eine geheime Ziffer verborgen, die sich nie hinschreiben, nie völlig erraten läßt, die wir aber beständig wahrzunehmen glauben. Fast ebenso macht es der Künstler: wunderliche, fremde, unbekannte Lichter scheinen aus ihm heraus, und er läßt die zauberischen Strahlen durch die Krystalle der Kunst den übrigen Menschen entgegenspielen, damit sie nicht vor ihm erschrecken, sondern ihn auf ihre Weise verstehn und begreifen. Nun vollendet sich das Werk, und dem Geoffenbarten liegt ein weites Land, eine unabsehliche Aussicht da, mit allem Menschenleben, mit himmlischem Glanz überleuchtet, und heimlich sind Blumen hineingewachsen, von denen der Künstler selber nicht weiß, die Gottes Finger hineinwirkte, und die uns mit ätherischem Zauber anduften und uns unmerkbar den Künstler als einen Liebling Gottes verkündigen. Seht, so denke ich über die Natur und über die Kunst."

Franz war vor Erstaunen wie gefesselt, denn dermaßen hatten ihn bis dahin noch keine Worte angeredet; er erschrak über sich selber, daß er aus dem Munde eines Mannes, den die übrigen Leute wahnsinnig nannten, seine eigensten Gedanken deutlich ausgesprochen hörte, so daß wie mit Bannsprüchen seine Seele aus ihrem fernen Hinterhalt hervorgezaubert ward, und seine unkenntlichen Ahndungen in anschaulichen Bildern vor ihm schwebten.

„Wie willkommen ist mir dieser Ton!“ rief er aus, „so habe ich mich denn nicht geirrt, wenn ich mit dem stillen Glauben hier anlangte, daß Ihr mir vielleicht behülflich sein würdet, mich aus der Irre zurecht zu finden.“

„Wir irren alle,“ sagte der Alte, „wir müssen irren, und jenseit dem Irrtum liegt auch gewiß keine Wahrheit, beide stehn sich auch gewiß nicht entgegen, sondern sind nur Worte, die der Mensch in seiner Unbehilflichkeit dichtete, um etwas zu bezeichnen, was er gar nicht meinte. Versteht Ihr mich?“

„Nicht so ganz,“ sagte Sternbald.

Der Alte fuhr fort: „Wenn ich nur malen, sprechen oder singen könnte, was mein eigentlichstes Selbst bewegt, dann wäre mir und auch den übrigen geholfen; aber mein Geist verschmäht die Worte und Zeichen, die sich ihm aufdrängen, und da er mit ihnen nicht hantieren kann, gebraucht er sie nur zum Spiel. So entsteht die Kunst, so ist das eigentliche Denken beschaffen.“

Franz erinnerte sich, daß Dürer einst diesen Gedanken fast mit den nämlichen Worten ausgedrückt habe. Er fragte: „Was haltet Ihr denn nun für das Höchste, wohin der Mensch gelangen könne?“

„Mit sich zufrieden zu sein,“ rief der Alte, „mit allen Dingen zufrieden zu sein, denn dann verwandelt er sich und alles um sich her in ein himmlisches Kunstwerk, er läutert sich selbst mit dem Feuer der Gottheit.“

„Können wir es dahin bringen?“ fragte Franz.

„Wir sollen es wollen,“ fuhr jener fort, „und wir wollen es auch alle, nur daß vielen, ja den meisten, ihr eigner Geist auf dieser seltsamen Welt zu sehr verkümmert wird. Daraus entsteht, daß man so selten den andern, noch seltener sich selber inne wird.“

„Ich suche nach Euren Gemälden,“ sagte Sternbald, „aber ich finde sie nicht; nach Euren Gesprächen über die Kunst darf ich etwas Großes erwarten.“

„Das dürft Ihr nicht,“ sagte der Alte mit einigem Verdruß, „denn ich bin nicht für die Kunst geboren, ich bin ein verunglückter Künstler, der seinen eigentlichen Beruf nicht angetroffen hat. Es ergreift manchen das Gelüste, und er macht sein Leben elend. Von Kindheit auf war es mein Bestreben, nur für die Kunst zu leben, aber sie hat sich unwillig von mir abgewendet, sie hat mich

niemals für ihren Sohn erkannt, und wenn ich dennoch arbeitete, so geschah es gleichsam hinter ihrem Rücken."

Er öffnete eine Thür, und führte den Maler in eine andre kleine Stube, die voller Gemälde hing. Die meisten waren Köpfe, nur wenige Landschaften, noch weniger Historien. Franz betrachtete sie mit vieler Aufmerksamkeit, indes der alte Mann schweigend einen verfallenen Vogelbauer ausbesserte. In allen Bildern spiegelte sich ein strenges, ernstes Gemüt, die Züge waren bestimmt, die Zeichnung scharf, auf Nebendinge gar kein Fleiß gewendet, aber auf den Gesichtern schwebte ein etwas, das den Blick zugleich anzog und zurückstieß, bei vielen sprach aus den Augen eine Heiterkeit, die man wohl grausam hätte nennen können, andre waren seltsamlich entzückt, und erschreckten durch ihre furchtbare Miene. Franz fühlte sich unbeschreiblich einsam, vollends wenn er aus dem kleinen Fenster über die Berge und Wälder hinübersah, wo er auf der fernen Ebene keinen Menschen, kein Haus unterscheiden konnte.

Als Franz seine Betrachtung geendigt hatte, sagte der Alte: „Ich glaube, daß Ihr etwas Besondres an meinen Bildern finden mögt, denn ich habe sie alle in einer seltsamen Stimmung verfertigt. Ich mag nicht malen, wenn ich nicht deutlich und bestimmt vor mir sehe, was ich eigentlich darstellen will. Wenn ich nun manchmal im Schein der Abendsonne vor meiner Hütte sitze, oder im frischen Morgen, der die Berge herab über die Fluren hingeht, dann rauschen oft die Bildnisse der Apostel, der heiligen Märtyrer hoch oben in den Bäumen, sie sehen mich mit allen ihren Mienen an, wenn ich zu ihnen bete, und fordern mich auf, sie abzuzeichnen. Dann greife ich nach Pinsel und Palette, und mein bewegtes Gemüt, von der Inbrunst zu den hohen Männern, von der Liebe zur verflossenen Zeit ergriffen, schattiert die Trefflichkeiten mit irdischen Farben hin, die in meinem Sinn, vor meinen Augen erglänzen."

„So seid Ihr ein glücklicher Mann," sagte Franz, der über diese Rede erstaunte.

„Wie Ihr es wollt," sagte der Alte, „der Künstler sollte nach meinem Urteile niemals anders arbeiten, und was ist seine Begeisterung denn anders? Dem Maler muß alles wirklich sein, denn was ist es sonst, das er darstellen will? Sein Gemüt muß wie ein Strom bewegt sein, so daß sich seine innere Welt bis

auf den tiefsten Grund erschüttert, dann ordnen sich aus der bunten Verwirrung die großen Gestalten, die er seinen Brüdern offenbart. Glaubt mir, noch nie ist ein Künstler auf eine andre Art begeistert gewesen; man spricht von dieser Begeisterung so oft, als von einem natürlichen Dinge, aber sie ist durchaus unerklärlich, sie kommt, sie geht, gleich dem ersten Frühlingslichte, das unvermutet aus den Wolken niederkommt, und oft, ehe du es genießest, zurückgeflohen ist."

Franz war verlegen, was er antworten sollte; er war ungewiß, ob der alte Maler wirklich vom Wahnsinn befallen sei, oder ob er nur die Sprache der Künstler rede.

„Zuweilen," fuhr der Alte fort, „redet mir auch die umgebende Natur zu, und erregt mich, daß ich mich in der Kunst üben muß: Es ist mir aber bei allen meinen Versuchen niemals um die Natur zu thun, sondern ich suche den Charakter oder die Physiognomie herauszufühlen, und irgend einen frommen Gedanken hineinzulegen, der die Landschaft wieder in eine schöne Historie verwandelt."

Er machte hierauf den jungen Maler auf eine Landschaft aufmerksam, die etwas abseits hing. Es war eine Nachtscene, Wald, Berg und Thal lag in unkenntlichen Massen durcheinander, schwarze Wolken tief vom Himmel hinunter. Ein Pilgram ging durch die Nacht, an seinem Stabe, an seinen Muscheln am Hute kennbar: um ihn zog sich das dichteste Dunkel, er selber nur von verstohlenen Mondstrahlen erschimmert; ein finsterer Hohlweg deutete sich an, oben auf einem Hügel von fern her glänzte ein Kruzifix, um das sich die Wolken teilten; ein Strahlenregen vom Monde ergoß sich, und spielte um das heilige Zeichen.

„Seht," rief der Alte, „hier habe ich das zeitliche Leben und die überirdische, himmlische Hoffnung malen wollen: seht den Fingerzeig, der uns aus dem finstern Thal herauf zur mondigen Anhöhe ruft. Sind wir etwas weiter, als wandernde, verirrte Pilgrime? Kann etwas unsern Weg erhellen, als das Licht von oben? Vom Kreuze her dringt mit lieblicher Gewalt der Strahl in die Welt hinein, der uns belebt, der unsre Kräfte aufrecht hält. Seht, hier habe ich gesucht, die Natur wieder zu verwandeln, und das auf meine menschliche künstlerische Weise zu

22. Pilgram, altertümliche Form; im Mittelhochdeutschen kommt neben pilgerim auch pilgram vor.

sagen, was die Natur selber zu uns redet; ich habe hier ein sanftes Rätsel niedergelegt, das sich nicht jedem entfesselt, das aber doch leichter zu erraten steht, als jenes erhabene, das die Natur als Bedeckung um sich schlägt."

„Man könnte," antwortete Franz, „dieses Gemälde ein allegorisches nennen."

„Alle Kunst ist allegorisch," sagte der Maler, „wie Ihr es nehmt. Was kann der Mensch darstellen, einzig und für sich bestehend, abgesondert und ewig geschieden von der übrigen Welt, wie wir die Gegenstände vor uns sehn? Die Kunst soll es auch nicht: wir fügen zusammen, wir suchen dem Einzelnen einen allgemeinen Sinn aufzuheften, und so entsteht die Allegorie. Das Wort bezeichnet nichts anders als die wahrhafte Poesie, die das Hohe und Edle sucht, und es nur auf diesem Wege finden kann."

Unter diesen Gesprächen war ein Hänfling unvermerkt aus seinem Käfig entwischt, der Alte hatte die Thür in der Zerstreuung offen gelassen. Er schrie erschreckend auf, als er seinen Verlust bemerkte, er suchte umher, er öffnete das Fenster, und lockte pfeifend und liebkosend den Flüchtigen, der nicht wiederkam. Er konnte sich auf keine Weise zufrieden geben, er hörte auf Sternbalds Worte nicht, der ihn zu trösten suchte.

Sternbald sagte, um ihn zu zerstreuen: „Ich glaube es einzusehn, wie Ihr über die Landschaften denkt, und mich dünkt, Ihr habt recht. Denn was soll ich mit allen Zweigen und Blättern? Mit dieser genauen Kopie der Gräser und Blumen? Nicht diese Pflanzen, nicht die Berge will ich abschreiben, sondern mein Gemüt, meine Stimmung, die mich gerade in diesem Momente regiert, diese will ich mir selber festhalten, und den übrigen Verständigen mitteilen."

„Ganz gut," rief der Alte aus, „aber was kümmert mich das jetzt, da mein Hänfling auf und davon ist?"

„War er Euch denn so lieb?" fragte Franz.

Der Alte sagte verdrießlich: „So lieb wie mir alles ist, was ich liebe. Ich mache da eben nicht sonderliche Unterschiede. Ich denke an seinen schönen Gesang, an seine Liebe, die er immer zu mir bewies, und darum hätte ich mir diese Treulosigkeit um so weniger vermutet. Nun ist sein Gesang nicht mehr für mich, sondern er durchfliegt den Wald, und dieser einzelne, mir so bekannte Vogel vermischt sich mit den übrigen seines Geschlechts.

Ich gehe vielleicht einmal aus und höre ihn, und sehe ihn, und kenne ihn doch nicht wieder, sondern halte ihn für eine ganz fremde Person. So haben mich schon so viele Freunde verlassen. Ein Freund, der stirbt, thut auch nichts weiter, als daß er sich wieder mit der großen allmächtigen Erde vermischt, und mir unkenntlich wird. So sind sie auch in den Wald hineingeflogen, die ich sonst wohl kannte, so daß ich sie nun nicht wieder herausfinden kann. Wir sind Thoren, wenn wir sie verloren wähnen: Kinder, die schreien und jammern, wenn die Eltern mit ihnen Versteckens spielen, denn das thun die Gestorbenen nur mit uns, der kurze Augenblick zwischen Jetzt und dem Wiederfinden ist nicht zu rechnen. Und daß ich das Gleichnis vollende: so ist Freundschaft auch wohl einem Käfige gleich, ich trenne den Vogel von den übrigen, um ihn zu kennen und zu lieben, ich umgebe ihn mit einem Gefängnisse, um ihn mir so recht eigentlich abzusondern. Der Freund sondert den Freund von der ganzen übrigen Welt, und hält ihn in seinen ängstlichen Armen eingeschlossen; er läßt ihn nicht zurück, er soll nur für ihn so gut, so zärtlich, so liebevoll sein, die Eifersucht bewacht ihn vor jeder fremden Liebe, verlöre jener sich im Strudel der allgemeinen Welt, so wäre er auch dem Freunde verloren und abgestorben. — Sieh her, mein Sohn, er hat sein Futter nicht einmal verzehrt, so lieb ist es ihm gewesen, mich zu verlassen. Ich habe ihn so sorgfältig gepflegt, und doch ist ihm die Freiheit lieber."

„Ihr habt die Menschen gewißlich recht von Herzen geliebt!" rief Sternbald aus.

„Nicht immer," sagte jener, „die Tiere stehn uns näher, denn sie sind wie kindische Kinder, deren Liebe immer unterhalten sein will, weil sie ungewiß und unbegreiflich ist, mit dem Menschen rechnen wir gern, und wenn wir Bezahlung wahrnehmen, vermissen wir schon die Liebe; gegen Tiere sind wir duldend, weil sie unsre Trefflichkeiten nicht bemerken können, und wir ihnen dadurch immer wieder gleich stehn; indem wir aber ihre dumpfe Existenz fühlen und einsehn, entsteht eine magische Freundschaft, aus Mitleiden, Zuneigung, ja ich möchte sagen aus Furcht, gemischt, die sich durchaus nicht erklären läßt. Ich will Euch kürzlich meine Geschichte im Auszuge erzählen, damit Ihr begreifen könnt, wie ich hierher geraten bin."

Sie verließen die Hütte und setzten sich in den Schatten eines

alten Baumes, sie schwiegen eine Weile, dann fing der alte Maler folgende Erzählung an:

„Ich bin in Italien geboren und heiße Anselm. Weiter kann ich Euch eben von meiner Jugend nichts sagen. Meine Eltern starben früh und hinterließen mir ein kleines Vermögen, das mir zufiel, als ich mündig war. Meine Jugend war wie ein leichter Traum verflogen, keine Erinnerung war in meinem Gedächtnisse gehaftet, ich hatte nicht eine Erfahrung gemacht. Aber ich hatte die entflohene Zeit auf meine Art genossen, ich war immer zufrieden und vergnügt gewesen.

Jetzt nahm ich mir vor, ins Leben einzutreten und auch, wie andre, einen Platz anzufüllen, damit von mir die Rede sei, daß ich geachtet würde. Schon von meiner Kindheit hatte ich in mir einen großen Trieb zur Kunst gespürt, die Malerei war es, die meine Seele angezogen hatte, der Ruhm der damaligen Künstler begeisterte mich. Ich ging nach Perugia, wo damals Pietro in besonderm Rufe stand, ihm wollte ich mich in die Lehre geben. Aber bald ermüdete meine Geduld, ich lernte junge Leute kennen, deren ähnliche Gemütsart mich zu ihrem vertrauten Freunde machte. Wir waren lustig miteinander, wir sangen, wir tanzten und scherzten, an die Kunst ward wenig gedacht."

Franz fiel ihm in die Rede, indem er fragte: „Könnt Ihr Euch vielleicht erinnern, ob damals bei diesem Meister Pietro noch Rafael in der Lehre stand? Rafael Sanzio?"

„O ja," sagte der Alte, „es war ein kleiner unbedeutender Knabe, auf den niemand sonderlich Rücksicht nahm. Ich erstaune, daß Ihr den Namen so eigentlich wißt."

„Und ich erstaune über das, was Ihr mir sagt," rief Sternbald aus. „So wißt Ihr es denn gar nicht, daß dieser Knabe seitdem der erste von allen Malern geworden ist? daß jedermann ihn im Munde führt, jeder ihn anbetet? Er ist seit einem Jahre gestorben und ganz Europa trauert über seinen Verlust, wo Menschen wohnen, die die Kunst kennen, da ist auch er gekannt, noch keiner hat die Göttlichkeit der Malerei so tief ergründet."

Anselm stand eine Weile in sich gekehrt, dann brach er aus: „O wunderbare Vergangenheit! Wo ist all mein Bestreben geblieben, wie ist es gekommen, daß dieser mir Unbekannte meine innigsten

16. Pietro Perugino (1486—1524), der Lehrer Rafaels.

Wünsche ergriffen und zu seinem Eigentume gemacht hat? Ja, ich habe wahrlich umsonst gelebt. Aber ich will meine Erzählung beendigen.

Damals schien die ganze Welt glänzend in mein junges Leben hinein, ich erblickte auf allen Wegen Freundschaft und Liebe. Unter den Mädchen, die ich kennen lernte, zog eine besonders meine ganze Aufmerksamkeit auf sich, ich liebte sie innig, nach einigen Wochen war sie meine Gattin. Ich hemmte meine Freude und meine Entzückungen durch nichts, ein blendender, ungestörter Strom war mein Lebenslauf. In der Gesellschaft der Freunde und der Liebe, vom Wein erhitzt, war es mir oft, als wenn sich wunderbare Kräfte in meinem Innersten entwickelten, als beginne mit mir die Welt eine neue Epoche. In den Stunden, die mir die Freude übrig ließ, legte ich mich wieder auf die Kunst, und es war zuweilen, als wenn vom Himmel herab goldene Strahlen in mein Herz hineinschienen und alle meine Lebensgeister erläuterten und erfrischten. Dann drohte ich mir gleichsam mit ungebornen und unsterblichen Werken, die meine Hand noch ausführen sollte, ich sah auf die übrige Kunst wie auf etwas Gemeines und Alltägliches hinab, ich wartete selber mit Sehnsucht auf die Malereien, durch die sich mein hoher Genius ankündigen würde. Diese Zeit war die glücklichste meines Lebens.

Indessen war mein kleines Vermögen aufgegangen. Meine Freunde wurden kälter, meine Freude erlosch, meine Gattin war krank, denn ihre Entbindung war nahe, und ich fing an, an meinem Kunsttalent zu zweifeln. Wie ein dürrer Herbstwind wehte es durch alle meine Empfindungen hindurch, wie ein Traum wurde mein frischer Geist von mir entrückt. Meine Not ward größer, ich suchte Hilfe bei meinen Freunden, die mich verließen, die sich bald ganz von mir entfremdeten. Ich hatte geglaubt, ihr Enthusiasmus würde nie erlöschen, es könne mir an Glück niemals mangeln, und nun sah ich mich plötzlich einsam. Ich erschrak, daß mir mein Streben als etwas Thörichtes erschien, ja, daß ich in meinem Innersten ahndete, ich habe die Kunst niemals geliebt.

O, wenn ich an jene drückenden Monate zurückdenke! Wie sich nun in meinem Herzen alles entwickelte, wie grausam sich die Wirklichkeit von meinen Phantasieen losarbeitete und trennte! Ich suchte allenthalben Hilfe, ich versuchte die schmählichsten Mittel, und kaum fristete ich mich dadurch von einem Tage zum andern

hin. Nun fühlte ich das Treiben der Welt, nun lernte ich die Not kennen, die meine armen Brüder mit mir teilten. Vorher hatte ich die menschliche Thätigkeit, diese mitleidswürdige Arbeitseligkeit verachtet, mit Thränen in den Augen verehrte ich sie jetzt, ich schämte mich vor dem zerlumpten Tagelöhner, der im Schweiße seines Angesichts sein tägliches Brot erwirbt und nicht höher hinausdenkt, als wie er morgen von neuem beginnen will. Vorher hatte ich in der Welt die schönen Formen mit lachenden Augen aufgesucht und mir eingeprägt, jetzt sah ich im angespannten Pferde und Ochsen nur die Sklaverei, die Dienstbarkeit, die den Landmann ernährte, ich sah neidisch in die kleinen schmutzigen Fenster der Hütten hinein, nicht mehr um seltsame poetische Ideen anzutreffen, sondern um den Hausstand und das Glück dieser Familien zu berechnen. O, ich errötete, wenn man das Wort Kunst aussprach, ich fühlte mich unwürdig, und das, was mir vorher als das Göttlichste erschien, kam mir nun als ein müßiges, zeitverderbendes Spielwerk vor, als eine Anmaßung über die leidende und arbeitende Menschheit. Ich war meines Daseins überdrüssig.

Einer meiner Freunde, der mir vielleicht geholfen hätte, war verreist. Ich überließ mich der Verzweiflung. Meine Gattin starb im Wochenbette, das Kind war tot. Ich lag in der Kammer nebenan und alles erlosch vor meinen Augen. Alles, was mich geliebt hatte, trat in einer fürchterlichen Gleichgiltigkeit auf mich zu: alles, was ich für mein gehalten hatte, nahm wie ein Fremdling von mir auf immer Abschied.

Alle Gestalten der Welt, alles, was sich je in meinem Innern bewegt hatte, verwirrte sich verwildert durcheinander. Es war, als wenn ich mich verlor, und das Fremdeste, mir bis dahin Verhaßteste mein Selbst wurde. So rang ich im Kampfe und konnte nicht sterben, sondern verlor nur meine Vernunft. Ich wurde wahnsinnig. Ich weiß nicht, wo ich mich herumtrieb, was ich damals erlebt habe. In einer kleinen Kapelle einige Meilen von hier fand ich zuerst mich und meine Besinnung wieder. Wie man aus einem Traume erwacht und einen längst vergessenen Freund vor sich stehen sieht, so seltsam überrascht, so durch mich erschreckt war ich selber.

Seitdem wohne ich hier. Mein Gemüt ist dem Himmel gewidmet. Ich habe alles vergessen. Ich brauche wenig, und dies Wenige besitze ich durch die Gutheit einiger Menschen.

Seitdem," fuhr er nach einigem Stillschweigen fort, „ist die Natur mein vorzüglichstes Studium. Ich finde allenthalben wunderbare Bedeutsamkeit und rätselhafte Winke. Jede Blume, jede Muschel erzählt mir eine Geschichte, so wie ich Euch eine erzählt habe. Seht diese wunderbaren Moose. Ich weiß nicht, was alles dergleichen in der Welt soll, und doch besteht daraus die Welt. So tröste ich mich über mich und die übrigen Menschen. Die unendliche Mannigfaltigkeit der Gestalten, die sich bewegen, die gleichsam mehr ein Leben erstreben und andeuten, als wirklich leben, beruhigt mich, daß auch ich vielleicht so sein mußte und mich von meiner Bahn niemals so sehr verirrt habe, als ich wohl ehemals wähnte."

Es war indessen spät geworden. Franz wollte gehen, ihm aber gern vorher etwas abkaufen, damit er ihm auf eine leichtere Art ein Geschenk machen könne. Er sah noch einmal umher und begriff es selber nicht, wie ihm ein kleines Bild habe entgehn können, das er nun jetzt erst bemerkte. Es war das genaue Bildnis seiner Unbekannten, jeder Zug, jede Miene, soviel er sich erinnern konnte. Er nahm es hastig herab und verschlang es mit den Augen, sein Herz klopfte ungestüm. Als er danach fragte, erzählte der Alte, daß es ein junges Frauenzimmer sei, die er vor einem Jahre gemalt habe: sie habe ihn besucht, und ihr holdseliges Gesicht habe sich seinem Gedächtnisse dermaßen eingeprägt, daß er es nachher mit Leichtigkeit habe zeichnen können. Weitere Nachricht konnte er von dem Mädchen nicht geben.

Franz bat um das Bild, das ihm der Alte gern bewilligte: Franz drückte ihm hierauf ein größeres Geschenk in die Hand, als er ihm anfangs zugedacht hatte. Der Alte steckte es ein, ohne die Goldstücke nur zu besehn, dann umarmte er ihn und sagte: „Bleibe immer herzlich und treu gesinnt, mein Sohn, liebe deine Kunst und dich, dann wird es dir immer wohl gehn. Der Künstler muß sich selber lieben, ja verehren, er darf keiner nachteiligen Verachtung den Zugang zu sich verstatten. Sei in allen Dingen glücklich!"

Franz drückte ihn an seine Brust, und ging dann den Berg hinunter.

Er war durch die Erzählung des alten Malers wehmütig geworden, es leuchtete ihm ein, daß es ihm möglich sei, sich auch über seine Bestimmung zu irren, dabei war mit frischer Kraft

das Andenken und das Bild seiner Geliebten in seine Seele zurückgekommen. Er kam zum Schlosse, indem er den Weg kaum bemerkt hatte, von der Gräfin war er schon vermißt, sie war auf ihr Bildnis begierig, und er mußte gleich am folgenden Morgen weiter malen. Franz fand sie an diesem Tage ungemein liebenswürdig, ja, er war auch in ihrer Gesellschaft weniger verlegen; er erzählte ihr von seiner Wallfahrt zum alten Maler, dessen Geschichte er ihr kürzlich wiederholte. Die Gräfin sagte: „Nun wahrlich, der alte Einsiedler muß Euch auf eine ungemeine Art liebgewonnen haben, da er soviel mit Euch gesprochen hat, denn es ist sonst schon eine große Gefälligkeit, wenn er dem Fragenden nur ein einziges Wort antwortet, soviel ich aber weiß, hat er bisher noch keinem einzigen seine Geschichte erzählt.“

Franz zeigte ihr hierauf das Gemälde, das er gekauft hatte, ohne den Zusammenhang zu erwähnen, den dieses Bild mit seinem Leben hatte. Die Gräfin erstaunte. „Ja, sie ist es!“ rief sie aus, „es ist meine arme, unglückliche Schwester!“

„Eure Schwester?“ sagte Franz erschrocken, „und Ihr nennt sie unglücklich?“

„Und mit Recht,“ antwortete die Gräfin, „jetzt ist sie seit neun Monaten tot.“

Franz verlor die Sprache, seine Hand zitterte, es war ihm unmöglich, weiter zu malen. Jene fuhr fort: „Sie trug und quälte sich mit einer unglücklichen Liebe, die ihr Leben wegzehrte; vor einem Jahre machte sie eine Reise durch Deutschland, um sich zu zerstreuen und gesunder zu werden, aber sie kam zurück und starb. Der Alte hat sie damals noch gesehen, und wie ich jetzt erfahre, nachher gemalt.“

Franz war durch und durch erschüttert. Er stand auf und verließ den Saal. Er irrte umher und warf sich endlich weinend an der dichtesten Stelle des Gehölzes nieder: die Worte, die ihn betäubt hatten, schallten noch immer in seinen Ohren. — „So ist sie denn auf ewig mir verloren, die niemals mein war!“ rief er aus. „O wie hart ist die Weise, mit der mich das Schicksal von meinem Wahnsinn heilen will! O ihr Blumen, ihr süßen Worte, die ihr mir so erfreulich wart, du holdselige Schreibtafel, die ich seitdem immer bei mir trage, — ach! nun ist alles vorüber! Von diesem Tage, von heute ist meine Jugend beschlossen, alle jungen Wünsche, alle liebreizenden Hoffnungen verlassen mich nun, alles

ruht tief im Grabe. Nun ist mein Leben mir kein Leben mehr, mein Ziel, nach dem ich strebte, ist hinweggenommen, ich bin einsam. Das Haupt, das meine Sonne war, nach dem ich mich wie die Blume wandte, liegt nun im Grabe und ist unkenntlich. Ja, Anselm, sie ist nun auch in den großen weiten Wald wieder hineingeflogen, meine liebste Sängerin, die ich so gern an diesem Herzen beherbergt hätte, aller Gesang erinnert mich nur an sie, die fließenden Waldbäche hier ermuntern mich, immer fort zu weinen, so wie sie selber thun. Was soll mir Kunst, was Ruhm, wenn sie nicht mehr ist, der ich alles zu Füßen legen wollte?"

Am folgenden Tage kam Rudolf zurück, vor dem Franz sein Geheimnis nun noch geflissentlicher verbarg; er fürchtete den heitern Mutwillen seines Freundes und mochte diese Schmerzen nicht seinen Spöttereien preisgeben. Rudolf erzählte ihm mit kurzen Worten die Geschichte seiner Wanderschaft, wo er sich herumgetrieben, was er in diesen Tagen erlebt. Franz hörte kaum darauf hin, weil er mit seinem Verluste zu innig beschäftigt war.

„Du hast ja hier einen Verwandten gefunden," sagte Sternbald endlich, „aber mich dünkt, du freust dich darüber nicht sonderlich."

„Meine Familie," sagte jener, „ist ziemlich ausgebreitet, ich bin noch niemals lange an einem Orte geblieben, ohne einen Vetter oder eine Muhme anzutreffen. Darum ist mir dergleichen nichts Ungewöhnliches. Dieser da ist ein guter langweiliger Mann, mit dem ich nun schon alles gesprochen habe, was er zu sagen weiß. Ihr führt aber übrigens hier ein recht langweiliges Leben, und du, mein lieber Sternbald, wirst darüber ganz traurig und verdrießlich, so wie es sich auch ziemt. Ich habe also dafür gesorgt, daß wir einige Beschäftigung haben, womit wir uns die Zeit vertreiben können."

Er hatte alle Diener des Schlosses auf seine Seite gebracht und beredet, auch einige andre, besonders Mädchen aus der Nachbarschaft eingeladen, um am folgenden Tage ein lustiges Fest im Walde zu begehn. Franz entschuldigte sich, daß er ihm nicht Gesellschaft leisten könne, aber Florestan hörte nicht darauf. „Ich werde nie wieder vergnügt sein," sagte Franz, als er sich allein sah, „meine Jugend ist vorüber, ich kann auch nicht mehr arbeiten, wenn ich in der Zukunft vielleicht auch geschäftig bin."

Der folgende Tag erschien. Florestan hatte alles angeordnet. Man versammelte sich nachmittags im Walde, die Gräfin hatte

allen die Erlaubnis erteilt, der kühlste, schattigste Platz wurde ausgesucht, wo die dicksten Eichen standen, wo der Rasen am grünsten war. Rudolf empfing jeden Ankömmling mit einem fröhlichen Schalmeiliede, die Mädchen waren zierlich geputzt, die Jäger und Diener mit Bändern und bunten Zieraten geschmückt. Nun kamen auch die Spielleute, die lustig aufspielten, wobei Wein und verschiedene Kuchen in die Runde gingen. Die Hitze des Tages konnte an diesen Ort nicht dringen, die Bäche und fernen Gewässer spielten wie eine liebliche Waldorgel dazu, alle Gemüter waren fröhlich.

Im grünen Grase gelagert, wurden Lieder gesungen, die alle Fröhlichkeit atmeten: da war von Liebe und Kuß die Rede, da wurde des schönen Busens erwähnt, und die Mädchen lachten fröhlich dazu. Franz wehrte sich anfangs gegen die Freude, die alle beseelte, er suchte seine Traurigkeit; aber der helle, liebliche Strom ergriff auch ihn mit seinen krystallenen plätschernden Wellen, er genoß die Gegenwart und vergaß, was er verloren hatte. Er saß neben einem blonden Mädchen, mit der er bald ein freundliches Gespräch begonn, und den runden frischen Mund, die lieblichen Augen, den hebenden Busen ununterbrochen betrachtete.

Als es noch kühler ward, ordnete man auf dem runden Rasenplatze einen lustigen Tanz an. Rudolf hatte sich auf seine Art phantastisch geschmückt, und glich einer schönen idealischen Figur auf einem Gemälde. Er war der Ausgelassenste, aber in ihm spiegelte sich die Fröhlichkeit am lieblichsten. Franz tanzte mit seiner blonden Emma, die manchen Händedruck erwiderte, wenn sie den Reigen herunter ihm entgegen kam.

Da aber der Platz für den Tanz fast ein wenig zu eng war, so sonderten sich einige ab, um auszuruhen; unter diesen waren Florestan, Sternbald und die Blonde. Abseits befestigten Franz und Rudolf ein Seil zwischen zwei dicken, nahestehenden Eichen, ein Brett war bald gefunden und die Schaukel fertig. Emma setzte sich furchtsam hinein, und flog nun nach dem Takte und Schwunge der Musik im Waldschatten auf und ab. Es war lieblich, wie sie bald hinauf in den Wipfel schwankte, bald wieder wie eine Göttin herabkam, und mit leichter Bewegung einen schönen Zirkel beschrieb. Franz fand sie immer schöner; der Busen war verräterisch halb bloß, die Bewegung der Schaukel entblößte eine Wade und ein schönes rundes Knie, wenn der Schwung sie etwas höher trieb, entdeckte das lüsterne Auge den runden, weißen

Schenkel, sie aber saß ängstlich und unbefangen oben, und dachte nicht daran, vorsichtiger zu sein, weil sie zu vorsichtig war und nur den Fall befürchtete.

„Nun, mein Freund," rief Rudolf öfter, „bist du nun nicht vergnügt? Laß alle Grillen schwinden!" Franz sah nur die reizende Gestalt, die sich in der Luft bewegte.

Als man des Tanzes überdrüssig war, setzte man sich wieder nieder, und ergötzte sich an Liedern und aufgegebenen Rätseln. Jetzt ertrug Sternbald den Mutwillen der Poesie, die in alten Reimen die Reize der Liebsten lobpries: er stimmte mit ein, und verließ die blonde Emma niemals, wenigstens mit den Augen.

Der Abend brach ein, in gespaltenen Schimmern floß das Abendrot durch den Wald, die lieblichste, stillste Luft umgab die Natur, und bewegte auch nicht die Blätter am Baume. Rudolf, dessen Phantasie immer geschäftig war, ließ nun eine lange Tafel bereiten, auf die ebensoviele Blumen als Speisen gesetzt wurden, dazwischen die Lichter, die kein Wind verlöschte, sondern die ruhig fortbrannten, und einen zauberischen, berauschenden Anblick gewährten. Man aß unter schallender Musik, dann wurden die Tische aus einander geschoben, und umher zwischen den Bäumen verteilt, die Wachskerzen brannten auch hier. Nun kam ein mutwilliges Pfänderspiel in den Gang, bei dem Sternbald manchen herzlichen Kuß von seiner Blonden empfing, wobei ihm jedesmal das Blut in die Wangen stieg.

Jetzt war es Nacht, man mußte sich trennen. Die Leute aus dem Dorfe und der kleinen Stadt gingen zurück, Rudolf und Sternbald begleiteten den Zug, Laternen gingen voran, dann folgten die Spielleute, die fast beständig ihre Musik erschallen ließen, und dadurch den Zug im Takte erhielten; Franz führte seine Emma, er schlang seinen Arm um ihren Leib, seine Hand fiel auf ihre schöne Brust, er wagte es, von der Dunkelheit, von der Musik berauscht, das Gewand zurückzuschieben, sie widersetzte sich nur schwach. Er drückte die schöne volle Brust mit zitternden Fingern, die ihm mutwillig entgegenquoll. — Jetzt standen sie vor dem Dorfe, er nahm mit einem herzlichen Kusse Abschied; Emma war stumm, er konnte kein Wort hervorbringen.

Schweigend ging er mit Rudolf durch den Wald zurück: als sie heraustraten, glänzte ihnen über die Ebene herüber der aufgehende Mond entgegen: das Schloß brannte in sanften goldenen Flammen.

Sechstes Kapitel.

Das Bildnis der Gräfin und des fremden Ritters war beendigt, sie war sehr zufrieden, und belohnte den Maler reichlicher, als es beide Freunde erwartet hatten. Franz und Emma sahen sich oft, und Franzens Wünsche und Bitten wurden immer ungestümer und ungeduldiger; er dachte auch dieser Bekanntschaft wegen ungern an die Abreise, an die ihn Rudolf oft erinnerte, um ihn zu ängstigen.

Franz erstaunte oft in einsamen Stunden über sich selber, über die Ungenügsamkeit, die ihn peinigte. Er betrachtete dann mit wehmütiger Ungeduld das Bild seiner ehemaligen Geliebten, er wollte sie seiner Phantasie in aller vorigen Klarheit zurückzaubern, aber sein Geist und seine Sinne waren wie mit ehernen Banden in der Gegenwart festgehalten.

„Bravo!“ sagte an einem Morgen Rudolf zu seinem Freunde, „du gefällst mir, denn ich sehe, du lernst von mir. Du ahmst mir nach, daß du auch eine Liebschaft hast, die deine Lebensgeister in Thätigkeit erhält, glaube mir, man kann im Leben durchaus nicht anders zurecht kommen. So aber verschönert sich uns jede Gegend, der Name der Dörfer und Städte wird uns teuer und bedeutend, unsre Einbildung wird mit lieblichen Bildern angefüllt, so daß wir uns allenthalben wie in einer ersehnten Heimat fühlen.“

„Aber wohin führt uns dieser Leichtsinn?“ fragte Franz.

„Wohin?“ rief Rudolf aus, „o mein Freund, verbittere dir nicht mit dergleichen Fragen deinen schönsten Lebensgenuß, denn wohin führt dich das Leben endlich?“

„Aber die Sinnlichkeit,“ sagte Franz, „hörst du nicht jeden rechtlichen Menschen schlecht davon sprechen?“

„O, über die rechtlichen Menschen!“ sagte Florestan lachend, „sie wissen selbst nicht, was sie wollen. Der Himmel giebt sich die Mühe, uns die Sinnen anzuschaffen, nun, so wollen wir uns deren auch nicht schämen, nach unserm löblichen Tode wollen wir uns dann mit des Himmels Beistand zur Freude besser gebärden.“

„Was war das für ein Mädchen,“ fragte Franz, „das du in der Gegend von Antwerpen besuchtest?“

„O, das ist eine Geschichte,“ antwortete jener, „die ich dir schon lange einmal habe erzählen wollen. Ich war vor einem

Jahre auf der Reise, und ritt übers Feld, um schneller fortzukommen. Ich war müde, mein Pferd fing an zu hinken, die Meile kam uns unendlich lang vor. Ich sang ein Liedchen, ich besann mich auf hundert Schwänke, die mich in vielen andern Stunden erquickt hätten, aber alles war vergebens. Indem ich mich noch abquäle, sehe ich eine hübsche niederländische Bäuerin am Wege sitzen, die sich die Augen abtrocknet. Ich frage, was ihr fehlt, und sie erzählt mir mit der liebenswürdigsten Unbefangenheit, daß sie schon so weit gegangen sei, sich nun zu müde fühle, noch zu ihren Eltern nach Hause zu kommen, und darum weine sie, wie billig. Die Dämmerung war indes schon eingebrochen, mein Entschluß war bald gefaßt: ohne weiter um Rat zu fragen, bot ich ihr das müde Pferd an, um bequemer fortzukommen. Sie ließ sich eine Weile zureden, dann stieg sie hinauf, und setzte sich vor mich: ich hielt sie mit den Armen fest. Nun fing ich an, die Meile noch länger zu wünschen, der niedlichste Fuß schwebte vor mir, von der Bewegung entblößt, die frische rote Wange dicht an der meinigen, die freundlichen Augen mir nahe gegenüber. So zogen wir über das Feld, indem sie mir ihre Herkunft und Erziehung erzählte: wir wurden bald vertrauter, und sie sträubte sich gegen meine Küsse nicht mehr.

Nun wurde es Nacht, und die Bangigkeit, die sie erfüllte, erlaubte mir, dreister zu sein. Endlich kamen wir in der Nähe ihrer Behausung, sie stieg behende herunter, wir hatten schon unsre Abrede genommen. Sie eilte voraus, ich blieb eine Weile zurück, dann zwang ich mein Pferd, in einer Art von Galopp mit mir vor das Haus zu sprengen. Es war ein altes weitläufiges Gebäude, das abseits vom übrigen Dorfe lag; das Mädchen kam mir entgegen, ich trat als ein verirrter Fremdling ein, und bat demütig um ein Nachtlager. Die Eltern bewilligten es mir gern, die Kleine spielte ihre Aufgabe gut durch, sie zeigte mir verstohlen, daß sie neben der Kammer schlafen würde, die man mir einräumte; sie wollte die Thür offen lassen. Das Abendessen, die umständlichen Gespräche wurden mir sehr lang, endlich ging alles schlafen, meine Freundin aber hatte in der Wirtschaft noch allerhand zu besorgen. Ich betrachtete indessen meine Kammer, sie führte auf der einen Seite nach dem Schlafzimmer des Mädchens, auf der andern in einen langen Gang, dessen äußerste Thür geöffnet war. Freundlich schien durch diese die runde Scheibe des

Mondes, das schöne Licht lockt mich hinaus, ein Garten empfängt mich. Ich durchwandere auch diesen, gehe durch ein Gatterthor, und verliere mich voller Erwartungen im Felde.

Man ist indessen sorgsam gewesen, alle Thüren zu verschließen, es war das letzte Geschäft des Vaters, nach allen Riegeln im Hause zu sehn. Bestürzt komme ich zurück, die Gartenthür ist verschlossen; ich rufe, ich klopfe, niemand hört mich, ich versuche überzusteigen, aber meine Mühe war vergebens. Ich verwünsche den Mond und die Schönheiten der Natur, ich sehe die Freundliche vor mir, die mich erwartet und mein Zögern nicht begreifen kann.

Unter Verwünschungen und unnützen Bemühungen sah ich mich genötigt, den Morgen auf dem freien Felde abzuwarten: alle Hunde wurden wach, aber kein Mensch hörte mich, der mich eingelassen hätte. O, wie segnete ich die ersten Strahlen des Frührots! Die Alten bedauerten mein Unglück, das Mädchen war so verdrießlich, daß sie anfangs nicht mit mir sprechen wollte, ich versöhnte sie aber endlich, ich mußte fort, und versprach ihr, auf meiner Rückreise von England sie gewiß wieder zu besuchen. Und du sahst damals, daß ich ihr auch Wort hielt.

Ich kam an: schon sah ich mit Verdruß und klopfendem Herzen den Garten mit der mir so wohl bekannten Mauer, schon suchte mein Auge das Mädchen, aber die Sachen hatten sich indessen sehr verändert. Sie war verheiratet, sie wohnte in einem andern Hause, und was das Schlimmste war, sie liebte sogar ihren Mann; als ich sie besuchte, bat sie mich mit der höchsten Angst, doch ja je eher je lieber wieder fortzugehn. Ich gehorchte ihr, um ihr Glück nicht zu stören, — Siehst du, mein Freund, das ist die unbedeutende Geschichte einer Bekanntschaft, die sich ganz anders endigte, als ich erwartet hatte."

„Dir geschieht schon recht," sagte Franz, „wenn du manchmal für deinen übertriebenen Mutwillen bestraft wirst."

„O, daß ihr allenthalben Übertreibungen findet!" rief Florestan aus, „ihr seid immer besorgt, euch in allen Gedanken und Gefühlen zu mäßigen. Aber es gelingt niemals und ist unmöglich, in einem Gebiete zu messen und zu wägen, wo kein Maß und Gewicht anerkannt wird. Es freut mich, dich auch einmal verliebt zu sehn."

Franz sagte: „Ich weiß nicht, ob ich verliebt bin, aber du

ängstigest mich mit deinen Reden; wozu wäre es auch, da wir so bald abreisen müssen?"

Florestan lachte, und gab ihm gar keine Antwort. — „Nun, wie haben dir die neulichen Lieder gefallen?" sagte er, „und die Lichter, der Wald? Nicht wahr, es war der Mühe wert, fröhlich zu sein?"

Er stellte sich vor Sternbald hin, und sang ihm einen von jenen altfränkischen Gesängen:

Wann ich durch die Gassen schwärme,
Suche dort und suche hier
Bei der sanften Frühlingswärme,
Steht die Liebste vor der Thür.
„Wen erwart'st du auf dem Platz?" —
„Ach! ich suche meinen Schatz."

„Komm', ich will dein Schatz dir werden,
Findest keinen Treuern nicht." —
„Nein, er ist der Schönst' auf Erden,
Meiner Augen liebstes Licht." —
„Nimm mich an zu dieser Frist,
Allzutreu nicht löblich ist." —

„Willst du wohl das Küssen lassen?
Nein, ich bin ja nicht dein Kind,
Geh', ich fange an zu hassen,
Keiner so bei mir gewinnt.
Wider Willen küßt mein Mund,
Macht mit Frevlern keinen Bund." —

„Aber schön sind deine Küsse,
Deine Lippen kirschenrot,
Ihr Berühren honigsüße,
Hier vergeß' ich meine Not.
Mädchen, ach, wie klopft dein Herz!
Ist es Freude, ist es Schmerz?" — —

„Laß das Herz, es ist im Schelten
Über deine freche Hand,
Nein, bei mir darf das nicht gelten,
Aufzulösen jedes Band.
Erst suchst du das Herz mit List,
Nun dein Mund den Busen küßt." —

9 ff. Den Tadel Karolinens, daß im zweiten Teile zu viel Lyrik eingestreut sei, hat Tieck sich wohl zu Herzen genommen und diesen, wie viele der folgenden Gesänge, später weggelassen.

„O, je freier von Gewändern
Du nur um so schöner prangst,
Häßlich putze sich mit Bändern,
Du gewandlos Ruhm erlangst,
Dich verdunkelt nur dein Kleid,
Überschattet dich mit Neid.

Herrlich ist es, wenn die Hülle,
Sich von jedem Gliede neigt,
Und des zarten Busens Fülle
Unserm Blick entgegensteigt,
Wenn das Knie sich uns entblößt,
Gürtel von den Hüften löst.“

„Du marterst mich nur,“ sagte Sternbald, als Rudolf geendigt hatte, „sprich wie du willst, ich werde niemals deiner Meinung sein. Man kann sich in einem leichtsinnigen Augenblicke vergessen, aber wenn man freiwillig den Sinnen den Sieg über sich einräumt, so erniedrigt man sich dadurch unter sich selbst.“

„Du willst ein Maler sein und sprichst so?“ rief Rudolf aus, „o, laß ja die Kunst fahren, wenn dir deine Sinnen nicht lieber sind, denn durch diese allein vermagst du die Rührungen hervorzubringen. Was wollt ihr mit allen euren Farben darstellen und ausrichten, als die Sinnen auf die schönste Weise ergötzen? Durch nichts kann der Künstler unsre Phantasie so gefangen nehmen, als durch den Reiz der vollendeten Schönheit, das ist es, was wir in allen Formen entdecken wollen, wonach unser gieriges Auge allenthalben sucht. Wenn wir sie finden, so sind es auch nicht die Sinne allein, die in Bewegung sind, sondern alle unsre Entzückungen erschüttern uns auf einmal auf die lieblichste Weise. Der freie unverhüllte Körper ist der höchste Triumph der Kunst, denn was sollen mir jene beschleierten Gestalten? Warum treten sie nicht aus ihren Gewändern heraus, die sie ängstigen und sind sie selbst? Gewand ist höchstens nur Zugabe, Nebenschönheit. Das griechische Altertum verkündigt sich in seinen nackten Figuren am göttlichsten und menschlichsten. Die Decenz unsers gemeinen prosaischen Lebens ist in der Kunst unerlaubt, dort in den heitern, reinen Regionen ist sie ungeziemlich, sie ist unter uns selbst das Dokument unsrer Gemeinheit und Unsittlichkeit. Der Künstler darf seine Bekanntschaft mit ihr nicht verraten, oder er giebt zu erkennen, daß ihm die Kunst nicht das Liebste und Beste ist, er gesteht,

daß er sich nicht ganz aussprechen darf, und doch ist sein verschlossenes Innerstes gerade das, was wir von ihm begehren."

In einigen Tagen war ihre Abreise beschlossen; die Gräfin hatte den versprochenen Brief an die italienische Familie geschrieben, den Sternbald mit großer Gleichgiltigkeit in seine Brieftasche legte; er zeigte ihn auch seinem Freunde nicht, sondern war sogar ungewiß, ob er ihn abgeben solle.

Es war einer der heißesten Tage gewesen, als Sternbald gegen Abend das Gehölz besuchte, um sich seinen Gedanken zu überlassen. Im Walde erreichte der durchfließende Bach an der schönsten Stelle eine ziemliche Breite und Tiefe, der Ort war abgelegen, dichtes Gebüsch wuchs umher, und machte hier die Kühlung noch schöner. Franz entkleidete sich, und warf sich in die kühlen Wellen des kleinen Flusses. Sein Gemüt ward heiterer, als er sich rings vom frischen Elemente umgeben spürte, die Gebüsche rauschten um ihn, sein Auge verlor sich in die schöne Dunkelheit des dichten Waldes, und ihm fielen allerhand Gemälde ein, auf denen er ähnliche Darstellungen angetroffen hatte.

Indem er so nach dem Walde hineinschaute, sah er Emma aus der Dunkelheit hervorkommen. Erst traute er seinen eigenen Augen nicht, aber sie war es wirklich. Er verbarg sich in das dichte Gebüsch: sie kam näher, und schien von der Hitze des Tages und des Weges ermattet, sie sank auf den Rasen hin, der mit frischem Grün den Bach umkränzte, dann löste sie die Schuhe ab und erprobte mit dem nackten Fuße und Beine die Kälte des Wassers. Sternbald fand sie schöner als je, er wandte seine Augen in keinem Momente von ihr; sie sah schüchtern und vorsichtig umher, dann machte sie den Busen frei und löste die goldgelben Haare auf. Jetzt war sie nur noch mit einem dünnen Gewande bekleidet, das die schönen, vollen Formen ihres Körpers verriet, im Augenblicke stand sie nackt, verschämt und errötend da, und stieg so in das Bad. Franz konnte sich in seiner Verborgenheit nicht länger zurückhalten, er stürzte hervor, sie erschrak, der grüne Rasen, die dichten Gebüsche waren Zeugen ihrer Versöhnung und ihres Glücks. —

Als sie das Schloß verlassen hatten, als beide Freunde sich auf der weiten Heerstraße befanden, gestand Franz seinem Vertrauten

8 ff. Die folgende Badescene hat Tieck später weggelassen.

diesen Vorfall, er erzählte ihm, wie Emma bei ihrem Abschiede geweint, wie sie gewünscht, ihn wiederzusehn. Rudolf blieb bei dieser Erzählung nachdenklich, er war weniger fröhlich und leichtsinnig, als man ihn sonst sah, er schien Erinnerungen zu bekämpfen, die ihn beinahe schwermütig machten.

„Kein Mensch", rief er endlich aus, „kann seine frohe Laune verbürgen, es kommen Augenblicke und Empfindungen, die ihn wie in einen Kerker verschließen, und ihn nicht wieder freigeben wollen. Ich denke eben daran, wie ohne Not und ohne Zweck ich mich hier herumtreibe, und indessen das vernachlässige, was doch das einzige Glück in der Welt ist. Wahrlich, ich könnte in manchen Augenblicken so schwermütig, sein, daß ich weinte, oder tiefsinnige Elegieen niederschriebe, daß ich auf meinen Instrumenten Töne hervorsuchte, die in Steine und Felsen Mitleiden hineinzwängen. O, mein Freund, wir wollen uns nicht mit unnützem Gram den gegenwärtigen Augenblick verkümmern, diese Gegenwart, in der wir jetzt sind kömmt nicht zum zweitenmale wieder, mag doch ein jeder Tag für das Seine sorgen.

Auf, mein Freund, durch die Welt
Über Feld
Berg und Thal
Blum' und Blümlein ohne Zahl.

Heute hier, morgen dort
Jeder Ort
Freuden hegt
Wenn nur froh dein Herze schlägt.

Darum, mein Freund entschlage dich aller deiner trübseligen Gedanken, keine schlechtere Frucht hat die menschliche Seele in ihrer Verderbtheit hervorgebracht, als die Reue: man sei frisch und froh ein andrer Mensch, wenn es sein muß, nur quäle man sich nicht mit vergeblichen Wünschen, daß man die Vergangenheit zurückruft, und darüber sein Herz mit einer fürchterlichen Leere anfüllt; oder man begehe unbekümmert dieselbe Thorheit wieder, wenn es die Umstände so mit sich bringen."

Es wurde Abend, ein schöner Himmel erglänzte mit seinen wunderbaren, buntgefärbten Wolkenbildern über ihnen. „Sieh," fuhr Rudolf fort, „wenn ihr Maler mir dergleichen darstellen könntet, so wollte ich euch oft eure beweglichen Historien, eure

leidenschaftlichen und verwirrten Darstellungen mit allen unzähligen Figuren erlassen. Meine Seele sollte sich an diesen grellen Farben ohne Zusammenhang, an diesen mit Gold ausgelegten Luftbildern ergötzen und genügen, ich würde da Handlung, Leidenschaft, Komposition und alles gern vermissen, wenn ihr mir, wie die gütige Natur heute thut, so mit rosenrothem Schlüssel die Heimat aufschließen könntet, wo die Ahndungen der Kindheit wohnen, das glänzende Land, wo in dem grünen, azurnen Meere die goldensten Träume schwimmen, wo Lichtgestalten zwischen feurigen Blumen gehn und uns die Hände reichen, die wir an unser Herz drücken möchten. O, mein Freund, wenn ihr doch diese wunderliche Musik, die der Himmel heute dichtet, in eure Malerei hineinlocken könntet! Aber euch fehlen Farben, und Bedeutung im gewöhnlichen Sinne ist leider eine Bedingung eurer Kunst.“

„Ich verstehe, wie du es meinst,“ sagte Sternbald, „und die freundlichen Himmelslichter entwanken und entfliehen, indem wir sprechen. Wenn du auf der Harfe musizierst, und mit den Fingern die Töne suchst, die mit deinen Phantasieen verbrüdert sind, so daß beide sich gegenseitig erkennen, und nun Töne und Phantasie in der Umarmung gleichsam entzückt immer höher, immer mehr himmelwärts jauchzen, so hast du mir schon oft gesagt, daß die Musik die erste, die unmittelbarste, die kühnste von allen Künsten sei, daß sie einzig das Herz habe, das auszusprechen, was man ihr anvertraut, da die übrigen ihren Auftrag immer nur halb ausrichten und das Beste verschweigen: ich habe dir so oft recht geben müssen, aber, mein Freund, ich glaube darum doch, daß sich Musik, Poesie und Malerei oft die Hand bieten, ja daß sie oft ein und dasselbe auf ihren Wegen ausrichten können. Freilich ist es nicht nötig, daß immer nur Handlung, Begebenheit mein Gemüt entzücke, ja es scheint mir sogar schwer zu bestimmen, ob in diesem Gebiete unsre Kunst ihre schönsten Lorbeeren antreffe: allein erinnere dich nur selbst der schönen, stillen, heiligen Familien, die wir angetroffen haben; liegt nicht in einigen unendlich viele Musik, wie du es nennen willst? Ist in ihnen die Religion, das Heil der Welt, die Anbetung des Höchsten nicht wie in einem Kindergespräche offenbart und ausgedrückt? Ich habe bei den Figuren nicht bloß an die Figuren gedacht, die Gruppierung war mir nur Nebensache, ja auch der Ausdruck der Mienen, insofern ich ihn auf die gegenwärtige Geschichte, auf den wirklichen

Zusammenhang bezog. Der Maler hat hier Gelegenheit, die Einbildung in sich selbst zu erregen, ohne sie durch Geschichte, durch Beziehung vorzubereiten. — Die Gemälde von Landschaften scheinen mir aber besonders dazu Veranlassung zu geben.“

„Bist du denn auch der Meinung,“ fragte Rudolf, „daß jede Landschaft mit Figuren ausstaffiert sein muß, damit dadurch Leben und Interesse in das Bild hineinkomme?“

„Soviel ich darüber habe einsehen können,“ antwortete Franz, „scheint es mir unnötig. Eine gute Landschaft kann etwas Wunderbares ausdrücken, so daß die Einsamkeit gerade eine vortreffliche Wirkung thut: auch können so mancherlei Empfindungen erregt werden, daß sich eine Vorschrift darüber wohl schwerlich in so allgemeine Worte fassen läßt. Es können nur selten die Figuren sein, die die Teilnahme erregen, die es beleben, wer sie blos dazu braucht, scheint mir von seiner Kunst wenig begriffen zu haben, aber sie können vielleicht jenes Spiel der Ideen, jene Musik mit erregen helfen, die alle Kunstwerke zu geheimnisvollen Wunderwerken macht. Aber denke dir eine Waldgegend, die sich im Hintergrunde öffnet, und die Durchsicht in eine Wiese läßt, die Sonne steigt herauf und ganz in der Ferne wirst du ein kleines Haus gewahr, mit rotem freundlichen Dache, das gegen das Grün der Büsche und der Wiese lebhaft absticht, so erregt schon diese Einsamkeit ohne alle lebendige Gestalten eine wehmütige, unbegreifliche Empfindung in dir.“

„Am meisten ist mir das, was ich so oft von der Malerei wünsche, bei allegorischen Gemälden einleuchtend,“ sagte Rudolf.

„Gut, daß du mich daran erinnerst!“ rief Franz aus, „hier ist recht der Ort, wo der Maler seine große Imagination, seinen Sinn für die Magie der Kunst offenbaren kann: hier kann er gleichsam über die Grenzen seiner Kunst hinausschreiten, und mit dem Dichter wetteifern. Die Begebenheit, die Figuren sind ihm nur Nebensache, und doch machen sie das Bild, es ist Ruhe und Lebendigkeit, Fülle und Leere, und die Kühnheit der Gedanken, der Zusammensetzung findet erst hier ihren rechten Platz. Ich habe es ungern gehört, daß man diesen Gedichten so oft den Mangel an Zierlichkeit vorrückt, daß man hier thätige Bewegung und schnellen Reiz einer Handlung fordert, wenn sie statt eines

5. Die folgenden Bemerkungen über Landschaftsmalerei hat Tieck später weggelassen.



Der Triumph des Todes. Auf dem Campo Santo in Pisa (S. 320).

einzelnen Menschen die Menschheit ausdrücken, statt eines Vorfalls eine erhabene Ruhe. Gerade diese anscheinende Kälte, die Unbiegsamkeit im Stoffe ist das, was mir so oft einen wehmütigen Schauder bei der Betrachtung erregte: daß hier allgemeine Begriffe in sinnlichen Gestalten mit so ernster Bedeutung aufgestellt sind, Kind und Greis in ihren Empfindungen vereinigt, daß das Ganze unzusammenhängend erscheint, wie das menschliche Leben, und doch eins um des andern notwendig ist, wie man auch im Leben nichts aus seiner Verkettung reißen darf, alles dies ist mir immer ungemein erhaben erschienen."

„Ich erinnere mich," antwortete Rudolf, „eines alten Bildes in Pisa, das schon über hundert Jahr alt wurde, und das dir auch vielleicht gefallen wird; wenn ich nicht irre, ist es von Andrea Orgagna gemalt. Dieser Künstler hat den Dante mit besondrer Vorliebe studiert, und in seiner Kunst auch etwas ähnliches dichten wollen. Auf seinem großen Bilde ist in der That das ganze menschliche Leben auf eine recht wehmütige Art abgebildet. Ein Feld prangt mit schönen Blumen von frischen und glänzenden Farben, geschmückte Herren und Damen gehen umher, und ergötzen sich an der Pracht. Tanzende Mädchen ziehen mit ihrer muntern Bewegung den Blick auf sich, in den Bäumen, die von Orangen glühn, erblickt man Liebesgötter, die schalkhaft mit ihren Geschossen herunterzielen, über den Mädchen schweben andre Amorinen, die nach den geschmückten Spaziergängern zur Vergeltung zielen. Spielleute blasen auf Instrumenten zum Tanz, eine bedeckte Tafel steht in der Ferne. — Gegenüber sieht man steile Felsen, auf denen Einsiedler Buße thun und in andächtiger Stellung beten, einige lesen, einer melkt eine Ziege. Hier ist die Dürftigkeit des armutseligen Lebens dem üppigen glückseligen recht herzhaft gegenüber gestellt. — Unten sieht man drei Könige, die mit ihren Gemahlinnen auf die Jagd reiten, denen ein heiliger Mann eröffnete Gräber zeigt, in denen man von Königen verweste Leichname sieht. — Durch die Luft fliegt der Tod, mit schwarzem Gewand, die Sense in der Hand, unter ihm Leichen aus allen Ständen, auf die er hindeutet. — Dieses Bild mit seinen treuherzigen Reimen, die vielen Personen aus dem Munde gehn, hat immer in mir das Bild des großen menschlichen Lebens hervor-

11 f. eines alten Bildes in Pisa, es ist der „Triumph des Todes" auf dem Campo Santo in Pisa (S. 319) gemeint, welcher neuerdings dem Orcagna abgesprochen wird.

gebracht, in welchem keiner vom andern weiß, und sich alle blind und taub durch einander bewegen."

Unter diesen Gesprächen waren sie an eine dichte Stelle im Walde gekommen, abseits an einer Eiche gelehnt lag ein Rittersmann, mit dem sich ein Pilgrim beschäftigte, und ihm eine Wunde zu verbinden suchte. Die beiden Wanderer eilten sogleich hinzu, sie erkannten den Ritter, Franz zuerst, es war derselbe, den sie vor einiger Zeit als Mönch gesehen hatten, und den Sternbald im Schlosse gemalt hatte. Der Ritter war in Ohnmacht gesunken, er hatte viel Blut verloren, aber durch die vereinigte Hilfe kam er bald wieder zu sich. Der Pilgrim dankte den beiden Freunden herzlich, daß sie ihm geholfen, den armen Verwundeten zu pflegen, sie machten in der Eile eine Trage von Zweigen und Blättern, worauf sie ihn legten und so abwechselnd trugen. Der Ritter erholte sich bald, so daß er bat, sie möchten diese Mühe unterlassen; er versuchte es auf die Füße zu kommen, und es gelang ihm, daß er sich mit einiger Beschwerlichkeit und langsam fortbewegen konnte, die übrigen führten und unterstützten ihn. Der Ritter erkannte Franz und Rudolf ebenfalls, er gestand, daß er derselbe sei, den sie neulich in einer Verkleidung getroffen. Der Pilgrim erzählte, daß er nach Loretto wallfahrte, um ein Gelübde zu bezahlen, das er in einem Sturm auf der See gethan.

Es wurde dunkel, als sie immer tiefer in den Wald heineingerieten und kaum noch den Weg bemerken konnten. Franz und Rudolf riefen laut, um jemand herbeizulocken, der ihnen raten, der sie aus der Irre führen könne, aber vergebens, sie hörten nichts als das Echo ihrer eignen Stimme. Endlich war es, als wenn sie durch die Verworrenheit der Gebüsche ein fernes Glöcklein vernähmen, und sogleich richteten sie nach diesem Schalle ihre Schritte. Der Pilger insonderheit war sehr ermüdet, und wünschte einen Ruheplatz anzutreffen, er gestand es ungern, daß ihn sein übereiltes Gelübde schon oft gereut habe, daß er es aber nun schuldig sei zu bezahlen, um Gott nicht zu irren. Er seufzte fast bei jedem Schritte, und der Ritter konnte es nicht unterlassen, so ermüdet er selber war, bisweilen über ihn zu spotten. Franz und Rudolf sangen Lieder, um die Ermüdeten zu trösten und anzufrischen, sehnten sich aber auch herzlich nach einer ruhigen Herberge.

Jetzt sahen sie ein Licht ungewiß durch die Zweige schimmern,

und die Hoffnung von allen wurde gestärkt, das Glöcklein ließ sich von Zeit zu Zeit wieder hören, und viel vernehmlicher. Sie glaubten sich in der Nähe eines Dorfes zu befinden, als sie aber noch eine Weile gegangen waren, standen sie vor einer kleinen Hütte, in der ein Licht brannte, das ihnen entgegenglänzte, ein Mann saß darin, und las mit vieler Aufmerksamkeit in einem Buche, ein großer Rosenkranz hing an seiner Seite, über der Hütte war eine Glocke angebracht, die er abwechselnd anzog, und die den Schall verursacht hatte.

Er erstaunte, als er von der Gesellschaft in seinen Betrachtungen gestört wurde, doch nahm er alle sehr freundlich auf. Er bereitete schnell aus Kräutern einen Saft, mit dem er die Wunde des Ritters verband, wonach dieser sogleich Linderung spürte, und zum Schlafe geneigt war. Auch Franz war müde, der Pilgrim war schon in einem Winkel des Hauses eingeschlafen, nur Rudolf blieb munter, und verzehrte einiges von den Früchten, Brot und Honig, das der Einsiedler aufgetragen hatte. „Ihr seid in meiner Einsamkeit willkommen,“ sagte dieser zu Florestan, „und es ist mein tägliches Gebet zu Gott, daß er mir Gelegenheit geben möge, zuweilen einiges Gute zu thun, und so ist sie mir denn heute wider Erwarten gekommen. Sonst bringe ich meine Zeit mit Andacht und Beten zu, auch lasse ich nach gewissen Gebeten immer mein Glöcklein erschallen, damit die Hirten und Bauern im Walde, oder die Leute im nächsten Dorfe wissen mögen, daß ich munter bin und für sie dem Herrn danke, das einzige, was ich zur Vergeltung für ihre Wohlthaten zu thun imstande bin.“

Rudolf blieb mit dem Einsiedler noch lange munter, sie sprachen allerhand, doch ließ sich der Alte nicht zu lange von seinen vorgesetzten Gebeten abwendig machen, sondern wiederholte sie während ihrer Erzählung. Franz hörte im Schlummer die beiden mit einander sprechen, dann zuweilen das Glöcklein klingen, den Gesang des Alten, und es dünkte ihm unter seinen Träumen alles höchst wunderbar.

Gegen Morgen schlief Rudolf auch ein, so viel Mühe er sich auch gab, wach zu bleiben, der Alte sang indes:

Bald kommt des Morgens früher Strahl
Und funkelt tief ins ferne Thal

35. Der Gesang des Alten wurde von Tieck später fortgelassen.

Und macht die Leutlein munter:
Dann regt zur Arbeit alles sich
Und preist den Schöpfer festiglich,
Weicht Nacht und Schlaf hinunter,
Weil' nicht
Süß' Licht,
Morgenröte
Magst die Öde
Hell entzünden
Gottes Lieb' zu uns verkünden.

Das Morgenrot brach liebreich herauf, und schimmerte erst an den Baumwipfeln, an den hellen Wolken, dann sah man die ersten Strahlen der Sonne durch den Wald leuchten. Die Vögel wurden rege, die Lerchen jubelten aus den Wolken herab, der Morgenwind schüttelte die Zweige. Die Schläfer wurden nach und nach wieder wach: der Ritter fühlte sich gestärkt und munter, der Einsiedel versicherte, daß seine Wunde nichts zu bedeuten habe. Franz und Rudolf machten einen Spaziergang durch den Wald, wo sie eine Anhöhe erstiegen und sich niedersetzten.

„Sind die Menschen nicht wunderlich?“ fing Florestan an, „dieser Pilgrim kreuzt durch die Welt, verläßt sein geliebtes Weib, wie er uns selber erzählt hat, um Gott zu Gefallen die Kapelle zu Loretto zu besuchen. Der Einsiedler hat mir in der Nacht seine ganze Geschichte erzählt: er hat die Welt auf immer verlassen, weil er unglücklich geliebt hat, das Mädchen, das ihn entzückte, hat sich einem andern ergeben, und darum will er nun sein Leben in der Einsamkeit beschließen, mit seinem Rosenkranze, Buche und Glocke beschäftigt.“

Franz dachte an das Bildnis, an den Tod seiner Geliebten, und sagte seufzend: „O, laß ihn, denn ihm ist wohl, tadle nicht zu strenge die Glückseligkeit andrer Menschen, weil sie nicht die deinige ist. Wenn er wirklich geliebt hat, was kann er nun noch in der Welt wollen? In seiner Geliebten ist ihm die ganze Welt abgestorben, nun ist sein ganzes Leben ein ununterbrochenes Andenken an sie, ein immerwährendes Opfer, das er der Schönsten bringt. Ja, seine Andacht vermischt sich mit seiner Liebe, seine Liebe ist seine Religion, und sein Herz bleibt rein und geläutert. Sie strahlt ihm wie Morgensonne in sein Gedächtnis, — kein gewöhnliches Leben hat ihr Bild entweiht, und so ist sie ihm

Madonna, Gefährtin und Lehrerin im Gebet. O, mein Freund, in manchen Stunden möchte ich mich so wie er der Einsamkeit ergeben, und von Vergangenheit und Zukunft Abschied nehmen. Wie wohl würde mir das Rauschen des Waldes thun, die Wiederkehr der gleichförmigen Tage, der ununterbrochene leise Fluß der Zeit, der mich so unvermerkt ins Alter hineintrüge, jedes Rauschen ein andächtiger Gedanke, ein Lobgesang. Müssen wir uns denn nicht doch einst von allem irdischen Glücke trennen? Was ist dann Reichtum und Liebe und Kunst? Die edelsten Geister haben müssen Abschied nehmen, warum sollen es die schwächern nicht schon früher thun, um sich einzulernen?"

Florestan verwunderte sich über seinen Freund, doch bezwang er diesmal seinen Mutwillen, und antwortete mit keinem Scherze, weil Franz zu ernstlich gesprochen hatte. Er vermutete im Herzen Sternbalds einen geheimen Kummer, er gab ihm daher schweigend die Hand, und Arm in Arm gingen sie herzlich zur Hütte des armen Klausners zurück.

Der Ritter stand angekleidet vor der Thür. Die Röte war auf seine Wangen zurückgekommen und sein Gesicht glänzte im Sonnenschein, seine Augen funkelten freundlich, er war ein schöner Mann. Der Pilgrim und der Einsiedler hatten sich zu einer Andachtsübung vereinigt, und saßen in tiefsinnigen Gebeten im kleinen Hause.

Die drei setzten sich im Grase nieder, und Rudolf faßte die Hand des Fremden und sagte mit lachendem Gesicht: „Herr Ritter, Ihr dürft es mir wahrlich nicht verargen, wenn ich nun meine Neugier nicht mehr bezähmen kann, Ihr seid überdies auch ziemlich wieder hergestellt, so daß Ihr wohl die Mühe des Erzählens über Euch nehmen könnt. Ich und mein Freund haben Euer Bildnis in dem Schlosse einer schönen Dame angetroffen, sie hat uns vertraut, wie sie mit Euch verbunden ist, Ihr könnt kein andrer sein, Ihr dürft also gegen uns nicht weiter rückhalten."

„Ich will es auch nicht," sagte der junge Ritter, „schon neulich, als ich Euch sah, faßte ich ein recht herzliches Vertrauen zu Euch und Eurem Freunde Sternbald, daher will ich Euch recht gern erzählen, was ich selber von mir weiß, denn noch nie habe ich mich in solcher Verwirrung befunden. Ich bedinge es mir aber aus, daß Ihr niemand von dem etwas sagt, was ich jetzt erzählen werde; Ihr dürft darum keine seltsamen Geheimnisse er-

warten, sondern ich bitte euch bloß darum, weil ich nicht weiß, in welche Verlegenheiten mich etwa künftig euer Mangel an Verschwiegenheit setzte dürfte.

Wißt also, daß ich kein Deutscher bin, sondern ich bin aus einer edlen italienischen Familie entsprossen, meine Name ist Roderigo. Meine Eltern gaben mir eine sehr freie Erziehung, mein Vater, der mich übermäßig liebte, sah mir in allen Wildheiten nach, und als ich daher älter wurde und er mit seinem guten Rate nachkommen wollte, war es natürlich, daß ich auf seine Worte gar nicht achtete. Seine Liebe zu mir erlaubte ihm aber nicht, zu strengern Mitteln als gelinden Verweisen seine Zuflucht zu nehmen, und darüber wurde ich mit jedem Tage wilder und ausgelassener. Er konnte es nicht verbergen, daß er über meine unbesonnenen Streiche mehr Vergnügen und Zufriedenheit als Kummer empfand, und das machte mich in meinem seltsamen Lebenslaufe nur desto sicherer. Er war selbst in seiner Jugend ein wilder Bursche gewesen, und dadurch hatte er eine Vorliebe für solche Lebensweise behalten, ja er sah in mir nur seine Jugend glänzend wieder aufleben.

Was mich aber mehr als alles übrige bestimmte und begeisterte, war ein junger Mensch von meinem Alter, der sich Ludoviko nannte, und bald mein vertrautester Freund wurde. Wir waren unzertrennlich, wir streiften in Romanien, Calabrien und Oberitalien umher, denn die Reisesucht, das Verlangen, fremde Gegenden zu sehen, das in uns beiden fast gleich stark war, hatte uns zuerst an einander geknüpft. Ich habe nie wieder einen so wunderbaren Menschen gesehn, als diesen Ludoviko, ja ich kann wohl sagen, daß mir ein solcher Charakter auch vorher in der Imagination nicht als möglich vorgekommen war. Immer eben so heiter als unbesonnen, auch in der verdrießlichsten Lage fröhlich und voll Mut: jede Gelegenheit ergriff er, die ihn in Verwirrung bringen konnte, und seine größte Freude bestand darin, mich in Not oder Gefahr zu verwickeln, und mich nachher stecken zu lassen. Dabei war er so unbeschreiblich gutmütig, daß ich niemals auf ihn zürnen konnte. So vertraut wir mit einander waren, hat er mir doch niemals entdeckt, wer er eigentlich sei, welcher Familie er angehörte, so oft ich ihn darum fragte, wies er mich mit der Antwort zurück: daß mir dergleichen völlig gleichgültig bleiben müsse, wenn ich sein wirklicher Freund sei. Oft

verließ er mich wieder auf einige Wochen, und schwärmte für sich allein umher, dann erzählten wir uns unsre Abenteuer, wenn wir uns wiederfanden."

„So giebt es doch noch so vernünftige Menschen in der Welt!" rief Rudolf heftig aus, „wahrlich, das macht mir ganz neue Lust, in meinem Leben auf meine Art weiter zu leben! O, wie freut es mich, daß ich Euch habe kennen lernen, fahrt um Gottes Willen in Eurer vortrefflichen Erzählung fort!"

Der Ritter lächelte über diese Unterbrechung, und fuhr mit folgenden Worten fort: „Es war fast kein Stand, keine Verkleidung zu erdenken, in der wir nicht das Land durchstreift hätten, als Bauern, als Bettler, als Künstler, oder wieder als Grafen zogen wir umher, als Spielleute musizierten wir auf Hochzeiten und Jahrmärkten, ja der mutwillige Ludoviko verschmähte es nicht, zuweilen als eine artige Zigeunerin herumzuwandern, und den Leuten, besonders den hübschen Mädchen, ihr Glück zu verkündigen. Von den lächerlichen Drangsalen, die wir oft überstehen mußten, so wie von den verliebten Abenteuern, die uns ergötzten, laßt mich schweigen, denn ich würde euch in der That ermüden."

„Gewiß nicht," sagte Rudolf, „aber macht es, wie es Euch gefällt, denn ich glaube selbst, Ihr würdet über die Mannigfaltigkeit Eurer Erzählungen müde werden."

„Vielleicht," sagte der Ritter. „Von meinem Freunde glaubte ich heimlich, daß er seinen Eltern entlaufen sei und sich nun auf gut Glück in der Welt herumtreibe. Aber dann konnte ich wieder nicht begreifen, daß es ihm fast niemals an Gelde fehle, mit dem er verschwenderisch und unbeschreiblich großmütig umging. Fast so oft er mich verließ, kam er mit einer reichen Börse zurück. Unsre größte Aufmerksamkeit war auf die schönen Mädchen aus allen Ständen gerichtet; in kurzer Zeit war unsre Bekanntschaft unter diesen außerordentlich ausgebreitet, wo wir uns aufhielten, wurden wir von den Eltern ungern gesehn, nicht selten wurden wir verfolgt, oft entgingen wir nur mit genauer Not der Rache der beleidigten Liebhaber, den Nachstellungen der Mädchen, wenn wir sie einer neuen Schönheit aufopferten. Aber diese Gefährlichkeiten waren eben die Würze unsres Lebens, wir vermieden mit gutem Willen keine.

Die Reiselust ergriff meinen Freund oft auf eine so gewaltsame Weise, daß er weder auf die Vernunft, noch selber auf meine

Einwürfe hörte, der ich doch Thor gern genug war. Nachdem wir Italien genug zu kennen glaubten, wollte er plötzlich nach Afrika übersetzen. Die See war von den Korsaren so beunruhigt, daß kein Schiff gern überfuhr, aber er lachte, als ich ihm davon erzählte, er zwang mich beinahe, sein Begleiter zu sein, und wir schifften mit glücklichem Winde fort. Er stand auf dem Verdecke und sang verliebte Lieder, alle Matrosen waren ihm gut, jedermann drängte sich zu ihm, die afrikanische Küste lag schon vor uns. Plötzlich entdeckten wir ein Schiff, das auf uns zusegelte, es waren Seeräuber. Nach einem hartnäckigen Gefechte, in welchem mein Freund Wunder der Tapferkeit that, wurden wir erobert und gefangen fortgeführt. Ludoviko verlor seine Munterkeit nicht, er verspottete meinen Kleinmut, und die Korsaren beteuerten, daß sie noch nie einen so tollkühnen Wagehals gesehen hätten. Was soll mir das Leben? sagte er dagegen in ihrer Sprache, die wir beide gelernt hatten, heute ist es da, morgen wieder fort; jedermann sei froh, so hat er seine Pflicht gethan, keiner weiß, was morgen ist, keiner hat das Angesicht der zukünftigen Stunde gesehn. Spotte über die Falten, über das Zürnen, das uns Saturn oft im Vorüberfliegen vorhält, der Alte wird schon wieder gut, er ist wacker und lächelt endlich über seine eigne Verspottung, er bittet euch, wie Alte Kindern thun, nachher seine Unfreundlichkeit ab. Heute mir, morgen dir: wer Glück liebt, muß auch sein Unglück willkommen heißen. Das ganze Leben ist nicht der Sorge wert.

So stand er mit seinen Ketten unter ihnen, und wahrlich, ich vergaß über seinem Heldenmut mein eignes Elend. — Wir wurden ans Land gesetzt und als Sklaven verkauft: noch als wir getrennt wurden, nickte Ludoviko mir ein freundliches Lebewohl zu.

Wir arbeiteten in zwei benachbarten Gärten, ich verlor in meiner Dürftigkeit, in dieser Unterjochung allen Mut; aber ich hörte ihn aus der Ferne seine gewöhnlichen Lieder singen, und wenn ich ihn einmal sah, war er so freundlich und vergnügt wie immer. Er that gar nicht, als wäre etwas Besonderes vorgefallen. Ich konnte innerlich über seinen Leichtsinn recht von Herzen böse sein, und wenn ich dann wieder sein lächelndes Gesicht vor mir sah, war aller Zorn verschwunden, alles vergessen.

Nach acht Wochen steckte er mir ein Briefchen zu, er hatte andre Christensklaven auf seine Seite gebracht, sie wollten sich eines Fahrzeugs bemächtigen und darauf entfliehen: er meldete

mir, daß er mich mitnehmen wolle, wenn dieser Vorsatz gleich seine Flucht um vieles erschwere; ich solle den Mut nicht verlieren.

Ich verließ mich auf sein gutes Glück, daß uns der Vorsatz gelingen werde. Wir kamen in einer Nacht am Ufer der See zusammen, wir bemächtigten uns des kleinen Schiffs, der Wind war uns anfangs günstig. Wir waren schon tief ins Meer hinein, wir glaubten uns bald der italienischen Küste zu nähern, als sich mit dem Anbruche des Morgens ein Sturm erhob, der immer stärker wurde. Ich riet, ans nächste Land zurückzufahren und uns dort zu verbergen, bis sich der Sturm gelegt hätte, aber mein Freund war andrer Meinung, er glaubte, wir könnten dann von unsern Feinden entdeckt werden, er schlug vor, daß wir auf der See bleiben und uns lieber der Gnade des Sturms überlassen sollten. Seine Überredung drang durch, wir zogen alle Segel ein und suchten uns soviel als möglich zu erhalten, denn wir konnten überzeugt sein, daß bei diesem Ungewitter uns niemand verfolgen würde. Der Wind drehte sich, Sturm und Donner nahmen zu, das empörte Meer warf uns bald bis in die Wolken, bald verschlang uns der Abgrund. Alle verließ der Mut, ich brach in Klagen aus, in Vorwürfe gegen meinen Freund. Ludoviko, der bis dahin unablässig gearbeitet und mit allen Elementen gerungen hatte, wurde nun zum erstenmale in seinem Leben zornig, er ergriff mich und warf mich im Schiffe zu Boden. Bist du, Elender, rief er aus, mein Freund, und unterstehst dich zu klagen, wie die Sklaven dort? Roderigo, sei munter und fröhlich, das rat' ich dir, wenn ich dir gewogen bleiben soll, denn wir können ins Teufels Namen nicht mehr als sterben! Und unter diesen Worten setzte er mir mit derben Faustschlägen dermaßen zu, daß ich bald alle Besinnung verlor und den Donner, die See und den Sturm nicht mehr vernahm.

Als ich wieder zu mir kam, sah ich Land vor mir, der Sturm hatte sich gelegt, ich lag in den Armen meines Freundes. Vergieb mir, sagte er leutselig, wir sind gerettet, dort ist Italien, du hättest den Mut nicht verlieren sollen. — Ich gab ihm die Hand und nahm mir im Herzen vor, den Menschen künftig zu vermeiden, der meinem Glücke und Leben gleichsam auf alle Weise nachstellte; aber ich hatte meinen Vorsatz schon vergessen, noch ehe wir ans Land gestiegen waren, denn ich sah ein, daß er mein eigentliches Glück sei."

Rudolf, der mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört hatte, konnte sich nun nicht länger halten, er sprang heftig auf und rief: „Nun, bei allen Heiligen, Euer Freund ist ein wahrer Teufelskerl! Wie lumpig ist alles, was ich erlebt habe, und worauf ich mir wohl manchmal etwas zu gute that, gegen diesen Menschen! Ich muß ihn kennen lernen, wahrhaftig, und sollte ich nach dieser Seltenheit bis ans Ende der Welt laufen!"

„Wenn er nur noch lebt," antwortete Roderigo, „denn nun ist es schon länger als ein Jahr, daß ich ihn nicht gesehen habe. Ich habe euch diesen Vorfall nur darum weitläufiger erzählt, um euch einigermaßen einen Begriff von seinem Charakter zu geben. Meine Eltern priesen sich glücklich, als sie mich wiedersahen, aber Ludoviko hatte mich bald wieder in neue Abenteuer verwickelt. Ich wollte die Schweiz und Deutschland besuchen, er wollte ohne meine Gesellschaft eine andre Reise unternehmen, es war nichts Geringeres, als daß er nach Ägypten gehen wollte; die seltsamen uralten Pyramiden, das wunderbare rote Meer, die Sandwüsten mit ihren Sphinxen, der fruchtbare Nil, diese Gegenstände, von denen man schon in der Kindheit so viel hört, waren es, die ihn dorthin riefen. Unser Abschied war überaus zärtlich, er versprach mir, in einem Jahre nach Italien zurückzukommen; ich nahm auf ebensolange von meinen Eltern Urlaub und trat meine Reise nach Deutschland an.

Ich fühlte mich ohne meinen Gefährten recht einsam und verlassen, der Mut wollte sich anfangs gar nicht einstellen, der mich sonst aufrecht gehalten hatte. Die hohen Gebirge der Schweiz und in Tirol, die furchtbare Majestät der Natur, alles stimmte mich auf lange Zeit traurig, ich bereute es oft, ihm nicht wider seinen Willen gefolgt zu sein und an seinem Wahnsinne teilzunehmen. Einigemal war ich im Begriff, zu meiner Familie zurückzukehren, aber die Sucht, ein fernes Land, fremde Menschen zu sehn, trieb mich wieder vorwärts, auch die Scham, einer Lebensart untreu zu werden, die bis dahin mein höchstes Glück ausgemacht hatte. Ich will euch die einzelnen Vorfälle verschweigen und mich zu der Begebenheit wenden, die Ursache ist, daß ihr mich hier angetroffen.

Nach manchen lustigen Abenteuern, nach manchen angenehmen Bekanntschaften langte ich in der Gegend des Schlosses an, wo ihr gekannt seid. Ich saß auf einer Anhöhe und überdachte die

Mannigfaltigkeiten meines Lebenslaufs, als eine fröhliche Jagdmusik mich aufmerksam machte. Ein Zug von Jägern kam näher, in ihrer Mitte eine schöne Dame, die einen Falken auf der Hand trug; die Einsamkeit, ihr schimmernder Anzug, alles trug dazu bei, sie ungemein reizend darzustellen. Meine Sinne waren gefangen genommen, ich konnte die Augen nicht von ihr abwenden: alle Schönheiten, die ich sonst gesehn hatte, schienen mir gegen diese alltäglich, es war nicht dieser und jener Zug, der mich an ihr entzückte, nicht der Wuchs, nicht die Farbe der Wangen oder der Blick der Augen, sondern auf geheimnisvolle Weise alles dies zusammen. Es war ein Gefühl in meinem Busen, das ich bis dahin noch nicht empfunden hatte, es durchdrang mich ganz, nur sie allein sah ich in der weiten Welt, jenseits ihres Besitzes lag kein Wunsch mehr in der Welt.

Ich suchte ihre Bekanntschaft, ich verschwieg ihr meinen Namen. Ich fand sie meinen Wünschen geneigt, ich war auf dem höchsten Gipfel meiner Seligkeit. Wie arm kam mir mein Leben bis dahin vor, wie entsagte ich allen meinen Schwärmereien! Der Tag unsrer Hochzeit war festgesetzt.

O meine Freunde, ich kann euch nicht beschreiben, ich kann sie selber nicht begreifen, die wunderbare Veränderung, die nun mit mir vorging! Ich sah ein bestimmtes Glück vor mir liegen, aber ich war an diesem Glücke festgeschmiedet: wie wenn ich in Meeresstille vor Anker läge und nun sähe, wie Mast und Segel vom Schiffe heruntergeschlagen würden, um mich hier, nur hier ewig festzuhalten.

O süße Reiselust! sagte ich zu mir selber, geheimnisreiche Ferne, ich werde nun von euch Abschied nehmen und eine Heimat dafür besitzen! Lockt mich nicht mehr weit weg, denn alle eure Töne sind vergeblich, ihr ziehenden Vögel, du Schwalbe mit deinen lieblichen Gesängen, du Lerche mit deinen Reiseliedern! Keine Städte, keine Dörfer werden mir mehr mit ihren glänzenden Fenstern entgegenblicken, und ich werde nun nicht mehr denken: Welche weibliche Gestalt steht dort hinter den Vorhängen und sieht mir den Berg herauf entgegen? Bei keinem fremden liebreizenden Gesichte darf mir nunmehr einfallen: Wir werden bekannter miteinander werden, dieser Busen wird vielleicht am meinigen ruhn, diese Lippen werden mit meinen Küssen vertraut sein.

Mein Gemüt war hin- und zurückgezogen, häusliche Heimat,

rätselhafte Fremde; ich stand in der Mitte und wußte nicht wohin. Ich wünschte, die Gräfin möchte mich weniger lieben, ein anderer möchte mich aus ihrer Gunst verdrängen, dann hätte ich sie zürnend und verzweifelt verlassen, um wieder umherzustreifen und in den Bergen, im Thalschatten, den frischen, lebendigen Geist wiederzusuchen, der mich verlassen hatte. Aber sie hing an mir mit allem Feuer der ersten Liebe, sie zählte die Minuten, die ich nicht bei ihr zubrachte: sie haderte mit meiner Kälte. Noch nie war ich so geliebt, und die Fülle meines Glücks übertäubte mich. Sehnsüchtig sah ich jedem Wandersmann nach, der auf der Landstraße vorüberzog; wie wohl ist dir, sagte ich, daß du dein ungewisses Glück noch suchst! ich habe es gefunden!

Ich ritt aus, um mich zu sammeln. Ich hielt mir in der Einsamkeit meinen Undank vor. Was willst du in der Welt als Liebe? so redete ich mich selber an; siehe, sie ist dir geworden, sei zufrieden, begnüge dich, du kannst nicht mehr erobern: was du in einsamen Abenden mit aller Sehnsucht des Herzens erwünschtest, wonach du in Wäldern jagtest, was die Bergströme dir entgegensangen, dies unnennbare Glück ist dir geworden, ist wirklich dein, die Seele, die du weit umher gesucht, ist dir entgegen gekommen.

Wie es kam, daß die Dörfer mit ihren kleinen Häusern so seltsamlich vor mir lagen? daß mir jede Heimat zu enge und beschränkt dünkte? Das Abendrot schien in die Welt hinein, da ritt ich vor einem niedrigen Bauernhause vorbei, auf dem Hofe stand ein Brunnen, davor war ein Mägdlein, das sich bückte, den schweren gefüllten Eimer heraufzuziehen. Sie sah zu mir herauf, indem ich stillhielt, der Abendschein lag auf ihren Wangen, ein knappes Mieder schloß sich traulich um den schönen vollen Busen, dessen genaue Umrisse sich nicht verbergen ließen. Wer ist sie? sagte ich zu mir, warum hat sie dich betrachtet? Ich grüßte, sie dankte und lächelte. Ich ritt fort und rettete mich in die Dämmerung des Waldes hinein: mein Herz klopfte, als wenn ich dem Tode entgegenginge, als mir die Lichter aus dem Schlosse entgegenglänzten. Sie wartet auf dich, sagte ich zu mir, freundlich hat sie das Abendessen bereitet, sie sorgt, daß du müde bist, sie trocknet dir die Stirn. Nein, ich liebe sie, rief ich aus, wie sie mich liebt.

In der Nacht tönte der Lauf der Bergquellen in mein Ohr,

die Winde rauschten durch die Bäume, der Mond stieg herauf und ging wieder unter: alles, die ganze Natur in freier, willkürlicher Bewegung, nur ich war gefesselt. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als ich wieder durch das Dorf ritt, es traf sich, daß das Mädchen wieder am Brunnen stand; ich war meiner nicht mehr mächtig. Ich stieg vom Pferde, sie war ganz allein, sie antwortete so freundlich auf alle meine Fragen, ich war in meinem Leben zum erstenmal mit einem Weibe verlegen, ich machte mir Vorwürfe, ich wußte nicht, was ich sprach. Neben der Thür des Hauses war eine dichte Laube, wir setzten uns nieder; die schönsten blauen Augen sahen mich an, ich konnte den frischen Lippen nicht widerstehen, die zum Kuß einluden, sie war nicht strenge gegen mich, ich vergaß die Stunde. Nachdenkend ritt ich zurück, ich wußte nun bestimmt, daß ich in dieser Einschränkung, in der Ehe mit der schönen Gräfin nicht glücklich sein würde. Ich hatte es sonst oft belacht, daß man mit dem gewechselten Ringe die Freiheit fortschenkte, jetzt erst verstand ich den Sinn dieser Redensart. Ich vermied die Gräfin, ihre Schönheit lockte mich wieder an, ich verachtete mich, daß ich zu keinem Entschlusse kommen konnte. Der Hochzeitstag war indes ganz nahe herangerückt, meine Braut machte alle Anstalten, ich hörte immer schon von den künftigen Einrichtungen sprechen; mein Herz schlug mir bei jedem Worte.

Man erzählt, daß man vor dem letzten Unglück des Markus Antonius wunderbare Töne wie von Instrumenten gehört habe, wodurch sein Schutzgott Herkules von ihm Abschied genommen: so hört ich in jedem Lerchengesange, in jedem Klang einer Trompete, jeglichen Instruments das Glück, das mir seinen Abschied wehmütig zurief. Immer lag mir die gründämmernde Laube im Sinne, das blaue Auge, der volle Busen. Ich war entschlossen. Nein, Ludoviko, rief ich aus, ich will dir nicht untreu werden, du sollst mich nicht als Sklav wiederfinden, nachdem du mich von der ersten Kette losgemacht hast. Soll ich ein Ehemann werden, weil ich liebte? Seltsame Folge!

Ich nahm Abschied von ihr, ich versteckte mich in die Kleidung eines Mönchs, so streifte ich umher, und so traf ich auf jenen Bildhauer Bolz, der eben aus Italien zurückkam.

Ich glaubte in ihm einige Züge von meinem Freunde anzutreffen, und entdeckte ihm meine seltsame Leidenschaft. Er ward

mein Begleiter. Wie genau lernte ich nun Laube, Haus und Garten meiner Geliebten kennen! Wie oft saßen wir da in den Nachtstunden Arm in Arm geschlungen, indem uns der Vollmond ins Gesicht schien! In der Kleidung eines gemeinen Bauern machte ich auch mit den Eltern Bekanntschaft, und schmeckte nun nach langer Zeit wieder die Süßigkeiten meiner sonstigen Lebensweise.

Dann brach ich plötzlich wieder auf; nicht weit von hier wohnt ein schönes Mädchen, die die Eltern dem Kloster bestimmt haben, sie beweint ihr Schicksal. Ich war bereit, sie in dieser Nacht zu entführen; ich vertraute dem Gefährten meinen Plan, dieser Tückische, der sie anbetet, lockt mich hierher in den dichten Wald, und versetzt mir heimlich diese Wunde. Darauf verließ er mich schnell. Seht, das ist meine Geschichte.

Unaufhörlich schwebt das Bild der Gräfin nun vor meinen Augen. Soll ich sie lassen? kann ich sie wiederfinden? soll ich einem Wesen mein ganzes Leben opfern?"

Franz sagte: „Eure Geschichte ist seltsam, die Liebe heilt Euch vielleicht einmal, daß Ihr Euch in der Beschränkung durchaus glücklich fühlt, denn noch habt Ihr die Liebe nicht gekannt."

„Du bist zu voreilig, mein Freund," sagte Florestan, „nicht alle Menschen sind wie du, und genau genommen, weißt du auch noch nicht einmal, wie du beschaffen bist."

Der Einsiedler kam, um nach der Wunde des Ritters zu sehn, die sich sehr gebessert hatte. Rudolf nahm seine Schreibtafel und schrieb etwas hinein, Franz ging sinnend im Walde hin und her.

Nach einer halben Stunde suchte Florestan seinen Freund, nnd las ihm folgendes Gedicht vor, das Sternbald sehr bewegte.

Das Kind.

Ach! wie schön die Welt!
Ruht der freundliche Glanz auf den grünen Bergen,
Winkt mir der goldne Strahl durch die Bäume,
Durch den dichten Wald.
Welch' ein schönes Land mag hinter den Bergen anfangen,
Hör' ich wie bunte Hähne von dorther krähen,
Hör' ich Hündchen bellen, mich locken,
Aber ich darf nicht folgen.

30 ff. Auch dieses Gedicht hat Tieck später weggelassen.

Über Wiesen kommen mir vielleicht mit vielen Blumen
Schöne Kinder entgegen,
Goldne Haare hängen über die Stirne,
Herrliches, wunderbares Spielzeug halten sie in den kleinen Händen,
Alles wollen sie mir gern und freundlich geben.
Meine Lippen würden sie küssen,
Gingen dann mit einander
Über die bunte, blumenglänzende Wiese.

Ach! und einsam muß ich nun hier stehn,
Die Kinder, die ich kenne, gefallen mir nicht,
Sie spielen mit mir und ich muß weinen,
Daß ich die Herrlichkeiten in der Ferne nicht suchen darf.
O, wär' ich groß und stark, und dürfte der Vater
Nicht mehr schelten, die Mutter nicht mehr sorgen,
Wie wollt' ich eilen hinein in die Welt, und alles suchen,
Was ich mir wünsche.

Der Jüngling.

Rastlos irrt' ich hin und her
Durch die Länder, übers Meer,
Weiter drängte mich der Mut,
Suchte unbekanntes Gut,
Immer weiter lockten die Sterne,
Immer ferner die zaubrische Ferne,
Suchte immer in Meer und Land,
Was mir gebrach, was ich doch nicht fand.
Schmachtend kam ich stets zurück,
Nirgend auf weiter Erde mein Glück.
O Thor, und hast es nicht gefunden,
Wonach alle Sehnsucht rang,
Dem dein Herz entgegen drang
In den bittersüßen Stunden?
Zu ihr, zu ihr mein Herz gerissen
Entgegen ihren Wonneküssen!

Diese Trauer beengte die Brust,
Vergällte jede Lebensluft,
Daß keiner dies mein Herz verstand,
Jedweder Sinn mir abgewandt;
Das trieb mich her, das trieb mich hin,
Und nirgend war mein Leben mir Gewinn.
Die Schwesterseele mein Geist gefunden,
Und Seele mit Seele fest verbunden,

Das halbe Wort, der Blick, der Ton,
Mir mehr als Rede verständlich schon:
Seh' ich des Auges Holdseligkeit,
Ihr Geist den süßen Gruß mir beut,
Die Lippe nicht allein, die küßt,
Im Küssen ein Geist im andern ist,
Himmelsodem umweht mich mit Engelsschwingen,
Alle Pulse Wonn' und Entzücken klingen.
Keine Sehnsucht weckt des Waldes Ton,
Blickt mich an der holde Augenstern,
Fliegt mein Geist nach Strömen nicht davon,
Lockt mich keine zauberreiche Fern,
Bleibe in der Heimat gern.

Der Mann.

Irrte der Mensch in der schönsten Zeit des Lebens nicht rastlos
Über Klippen und Fels, glücklich wäre der Mensch.
Aber er sucht in Bergen, im Thal das befreundete Wesen,
Jenes bleibt ihm fremd, er nur sich selber getreu.
Könnte Vernunft durchs Leben den raschen Jüngling geleiten,
Daß er das Leben nicht selbst wie ein Verschwender verlör',
Suchend, was niemals noch vor ihm ein Einz'ger gefunden,
Daß er doch glaubte, was ihn Mutter Erfahrung belehrt,
Lernte zum Nutzen für sich und andre die Kräfte beherrschen,
Die zur Zerstörung nur leider die Jugend gebraucht. —
Hohen Mut und Geisterkraft empfind' ich im Innern,
Aber noch ist nichts Würdiges durch mich geschehn,
Doch, zu Thaten soll mich die schönste Hoffnung begeistern,
Alles, was ich bin, Wohlthat für jeglichen sei,
Heiter seh' ich dann am Abend ins Leben zurücke,
Mich beruhigt es dann, daß ich gewirkt und genützt,
Daß ich gethan, so viel das Geschick mir immer erlaubte
Und von meinem Platz niemals den Bessern verdrängt.

Der Greis.

Von der langen Lebensreise müde,
Bin ich an des Todes Thor gekommen,
Sitze da und schau auf meinen Weg. —
Viele mühevolle Schritte, wie vergeblich,
Aber mich gereut nicht einer.
Unerfüllt dem Jüngling des Kindes Sehnsucht,
Ward die Hoffnung des Mannes betrogen,
Aber ich traure nicht darob.

Hier im Baumschatten ruhend schau ich
Wohlgemut nach meinen gepflanzten Blumen,
Die mit süßen Düften mich erquicken;
Denke bei den kleinen Blumen jeder Gegend,
Die ich sonst wohl sah, die mir jetzt fern liegt,
Aber nun lockt mich die Ferne nicht mehr.

Rasche Jünglinge nennen meine Blumensorge
Spiel des Alters, was gewinnen sie mit
Ihrer stürmenden Kraft?
Diese Blumen wachsen, blühn und duften,
Alle meine Wünsche sind erfüllt.
In des Lebens harten Felsen stecken sie
Ach! manche Hoffnung und wünschen ihr Gedeihn,
Wie selten, daß der Same grün emporschießt,
Wie seltner, daß er Blüten trägt!

Um mich sammeln sich die Kinder
Und es freut mich, Spielwerk für sie zu schnitzen,
Dann seh' ich den ernsten Mann wohl lächeln,
Der den Geschäften sein Leben weiht.
Nennt mein Beginnen kindisch, und weiß nicht,
Daß er mit unzufried'nen Kindern nur zu thun hat,
Denen er das Spielzeug nimmer recht macht.

Thöricht ist es, auf- und abzutreiben,
Der Seele Heimat hier auf Erden suchend,
Sie kann auf dieser Erde nirgend sein.
Auf meinen Blumen zittert das Abendrot
Und versinkt dann hinter Bergen.
O, daß ich so in die kühle grüne Erde sänke,
Dann suchte die freie Seele durch den Luftraum
Die schön're Heimat unter den Gestirnen,
Dann fänd' ich den geliebten Bruder,
Den ich vergeblich mit Schmerzen hier gesucht,
Dann träf' ich die wirkende Kraft und Dauer,
Da ich mich hier in vergeblicher Arbeit abgequält.

Franz Sternbald suchte den Ritter wieder auf, nachdem Florestan ihn verlassen hatte, und sagte: „Ihr seid vorher gegen meinen Freund so willfährig gewesen, daß Ihr mich dreist gemacht habt, Euch um die Geschichte jenes alten Mannes zu bitten, dessen Ihr an dem Morgen erwähntet, als wir uns hinter Straßburg trafen.“

„So viel ich mich erinnern kann, sagte der Ritter, will ich Euch erzählen. — Auf einer meiner einsamen Wanderungen kam ich in ein Gehölz, das mich bald zu zwei einsamen Felsen führte, die sich wie zwei Thore gegenüberstanden. Ich bewunderte die seltsame Symmetrie der Natur, als ich auf einen schönen Baumgang aufmerksam wurde, der sich hinter den Felsen eröffnete. Ich ging hindurch, und fand einen weiten Platz, durch den die Allee von Bäumen gezogen war, ein schöner heller Bach floß auf der Seite, Nachtigallen sangen, und eine schöne Ruhe lud mich ein, mich niederzusetzen und auf das Plätschern einer Fontäne zu hören, die aus dichtem Gebüsche herausplauderte.

Ich saß eine Weile, als mich der liebliche Ton einer Harfe aufmerksam machte, und als ich mich umsah, ward ich die Büste Ariosts gewahr, die über einem kleinen Altar erhaben stand, unter dieser spielte ein schöner Jüngling auf dem Instrumente."

Hier wurde die Erzählung des Ritters durch einen sonderbaren Vorfall unterbrochen.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

In der Klause entstand ein Geräusch und Gezänk, gleich darauf sah man den Eremiten und Pilgrim, beide erhitzt, heraustreten, aus dem Walde kam ein großer ansehnlicher Mann, auf den Roderigo sogleich hinzueilte und ihn in seine Arme schloß. „O, mein Ludoviko!“ rief er aus, „bist du wieder da? Wie kommst du hierher? Geht es dir wohl? Bist du noch wie sonst mein Freund?“

Jener konnte vor dem Entzücken Roderigos immer noch nicht zu Worte kommen, indessen die heiligen Männer in ihrem eifrigen Gezänk fortfuhren. Da Florestan den Namen Ludoviko nennen hörte, verließ er auch Sternbald, und eilte zu den beiden, indem er aufrief: „Gott sei gedankt, wenn Ihr Ludoviko seid! Ihr seid uns hier in der Einsamkeit unaussprechlich willkommen!“

Ludoviko umarmte seinen Freund, indem Sternbald voller Erstaunen verlassen da stand, dann sagte er lustig: „Mich freut es, dich zu sehn, aber wir müssen doch dort die streitenden Parteien auseinander bringen.“

Als sie den fremden schönen Mann auf sich zukommen sahen, der ganz so that, als wenn es seine Sache sein müßte, ihren Zwist zu schlichten, ließen sie freiwillig von einander ab. Sie waren von der edlen Gestalt wie bezaubert, Roderigo war vor Freude trunken, seinen Freund wieder zu besitzen, und Florestan konnte kein Auge von ihm verwenden. „Was haben die beiden heiligen Männer gehabt?“ fragte Ludoviko.

Der Eremit fing an, seinen Unstern zu erzählen. Der Pilger sei derselbe, der seine Geliebte geheiratet habe, diese Entdeckung

habe sich unvermutet während ihrer Gebete hervorgethan, er sei darüber erbittert worden, daß er nun noch zum Überfluß seinem ärgsten Feinde Herberge geben müßte.

Der Pilgrim verantwortete sich dagegen: daß es seine Schuld nicht sei, daß jener gegen die Gastfreiheit gehandelt und ihn mit Schimpfreden überhäuft habe.

Ludoviko sagte: „Mein lieber Pilger, wenn dir die Großmut recht an die Seele geheftet ist, so überlaß jenem eifrigen Liebhaber deine bisherige Frau, und bewohne du seine Klause. Vielleicht, daß er sich bald hierher zurücksehnt, und du dann gewiß nicht zum zweitenmale den Tausch eingehn wirst.“

Rudolf lachte laut über den wunderlichen Zank und über diese lustige Entscheidung, Franz aber erstaunte, daß Einsiedler, heilige Männer so unheiligen und gemeinen Leidenschaften, als dem Zorne, Raum verstatten könnten. Der Pilgrim war gar nicht willens, seine Frau zu verlassen, um ein Waldbruder zu werden, der Eremit schämte sich seiner Heftigkeit.

Alle Parteien waren ausgesöhnt, und sie setzten sich mit friedlichen Gemütern an das kleine Mittagsmahl.

„Du hast dich gar nicht verändert,“ sagte Roderigo.

„Und muß man sich denn immer verändern?“ rief Ludoviko aus; „nein, auch Ägypten mit seinen Pyramiden und seiner heißen Sonne kann mir nichts anhaben. Nichts ist lächerlicher als die Menschen, die mit ernsthaftern Gesichtern zurückkommen, weil sie etwa entfernte Gegenden gesehn haben, alte Gebäude und wunderliche Sitten. Was ist es denn nun mehr? Nein, mein Roderigo, hüte dich vor dem Anderswerden, denn an den meisten Menschen ist die Jugend noch das Beste, und was ich habe, ist mir auf jeden Fall lieber, als was ich erst bekommen soll. Eine Wahrheit, die nur bei einer Frau eine Ausnahme leidet. Nicht wahr, mein lieber Pilgrim? Du selbst kommst mir aber etwas anders vor.“

„Und wie steht es denn in Ägypten?“ fragte Florestan, der gern mit dem seltsamen Fremden bekannter werden wollte.

„Die alten Sachen stehn noch immer am alten Fleck,“ sagte jener, „und wenn man dort ist, vergißt man, daß man sich vorher darüber verwundert hat. Man ist dann so eben und gewöhnlich mit sich und allem außer sich, wie mir hier im Walde ist. Der Mensch weiß nicht, was er will, wenn er Sehnsucht nach der Fremde fühlt, und wenn er dort ist, hat er nichts. Das

Lächerlichste an mir ist, daß ich nicht immer an demselben Orte bleibe."

„Habt Ihr die seltsamen Kunstsachen in Augenschein genommen?" fragte Franz bescheiden.

„Was mir vor die Augen getreten ist," sagte Ludoviko, „habe ich ziemlich genau betrachtet. Die Sphinxe sehn unsereins mit gar wunderlichen Augen an, sie stehn aus dem fernen Altertum gleichsam spöttisch da, und fragen: Wo bist du her? Was willst du hier? Ich habe in ihrer Gegenwart meiner Tollkühnheit mich mehr geschämt, als wenn vernünftige Leute mich tadelten, oder andre mittlern Alters mich lobten."

„O, wie gern möchte ich Euer Gefährte gewesen sein!" rief Franz aus, „die Gegenden wirklich und wahrhaftig zu sehn, die schon in der Imagination unsrer Kindheit vor uns stehn, die Örter zu besuchen, die gleichsam die Wiege der Menschheit sind. Nun dem wunderbaren Laufe des alten Nils zu folgen, von Ruinen in fremder, schauerlicher, halbverständlicher Sprache angeredet zu werden, Sphinxe im Sande, die hohen Pyramiden, Memnons wundersame Bildsäule, und immer das Gefühl der alten Geschichten mit sich herumzutragen, noch einzelne lebende Laute aus der längst entflohenen Heidenzeit zu vernehmen, übers Meer nach Griechenland hinüberzublicken, zu träumen, wie die Vorwelt aus dem Staube sich wieder emporgearbeitet, wie wieder griechische Flotten landen — o, alles das in unbegreiflicher Gegenwart nun vor sich zu haben, könnt Ihr gegen Euer Glück wirklich so undankbar sein?"

„Ich bin es nicht," sagte Ludoviko, „und mir sind diese Empfindungen auch oft auf den Bergen, an der Seeküste durch die Brust gegangen. Oft faßte ich aber auch eine Handvoll Sand und dachte: Warum bist du nun so mühsam, mit so mancher Gefahr, so weit gereist, um dies Teilchen Erde zu sehn, das Sage und Geschichte dir nun so lange nennt? Ist denn die übrige Erde jünger? Darfst du dich in deiner Heimat nicht verwundern? Sieh die ewigen Felsen dort an, den Ätna in Sicilien, den alten Schlund der Charybdis. Und mußt du dich verwundern, um glücklich zu sein? — Ich sagte dann zu mir selber: Thor! Thor! und wahrlich, ich verachtete in eben dem Augenblicke den Menschen, der diese Thorheit nicht mit mir hätte begehn können."

Unter mancherlei Erzählungen verstrich auch dieser Tag, der

Einsiedel sagte oft: „Ich begreife nicht, wie ich in eurer Gesellschaft bin, ich bin wohl und sogar lustig, ja meine Lebensweise ist mir weniger angenehm, als bisher. Ihr steckt uns alle mit der Reisesucht an; ich glaubte über alle Thorheiten des Lebens hinüber zu sein, und ihr weckt eine neue Lust dazu in mir auf.“

Am folgenden Morgen nahmen sie Abschied; der Pilgrim hatte sich mit dem Einsiedel völlig versöhnt, sie schieden als gute Freunde. Ludoviko führte den Zug an, die übrigen folgten ihm.

Auf dem Wege erkundigte sich Ludoviko nach Sternbald und seinem Gefährten Florestan, er lachte über diesen oft, der sich alle Mühe gab, von ihm bemerkt zu werden, Sternbald war still, und begleitete sie in tiefen Gedanken. Ludoviko sagte zu Franz, als er hörte, dieser sei ein Maler: „Nun, mein Freund, wie treibt Ihr es mit Eurer Kunst? Ich bin gern in der Gesellschaft von Künstlern, denn gewöhnlich sind es die wunderlichsten Menschen, auch fallen wegen ihrer seltsamen Beschäftigung alle ihre Launen mehr in die Augen, als bei andern Leuten. Ihr Stolz macht einen wunderlichen Kontrast mit ihrem übrigen Verhältnis im Leben, ihre poetischen Begeisterungen tragen sie nur zu oft in alle Stunden über, auch unterlassen sie es selten, die Gemeinheit ihres Lebens in ihre Kunstbeschäftigungen hineinzunehmen. Sie sind schmeichelnde Sklaven gegen die Großen, und doch verachten sie alles in ihrem Stolze, was nicht Künstler ist. Aus allen diesen Mißhelligkeiten entstehen gewöhnlich Charaktere, die lustig genug ins Auge fallen.“

Franz sagte beschämt: „Ihr seid ein sehr strenger Richter, Herr Ritter.“

Ludoviko fuhr fort: „Ich habe noch wenige Künstler gesehen, bei denen man es nicht in den ersten Augenblicken bemerkt hätte, daß man mit keinen gewöhnlichen Menschen zu thun habe. Fast alle sind unnötig verschlossen und zudringlich offenherzig. Ich habe mich selbst zuweilen geübt, dergleichen Leute darzustellen, und es niemals unterlassen, diese Seltsamkeiten in das hellste Licht zu stellen. Es fällt gewiß schwer, Mensch wie die übrigen zu bleiben, wenn man sein Leben damit zubringt, etwas zu thun und zu treiben, wovon ein jeder glaubt, daß es übermenschlich sei: in jedem Augenblicke zu fühlen, daß man mit dem übrigen Menschengeschlechte eben nicht weiter zusammenhänge. Diese Sterblichen leben nur in Tönen, in Zeichen, gleichsam in einem Luftreviere

wie Feen und Kobolde, es ist nur scheinbar, wenn man sie glaubt die Erde betreten zu sehen."

„Ihr mögt in einiger Hinsicht nicht unrecht haben," sagte Franz.

„Wer sich der Kunst ergiebt," sagte jener weiter, „muß das, was er als Mensch ist und sein könnte, aufopfern. Was aber das Schlimmste ist, so suchen jene Leute, die sich für Künstler wollen halten lassen, noch allerhand Seltsamkeiten und auffallende Thorheiten zusammen, um sie recht eigentlich zur Schau zu tragen, als Orden oder Ordenskreuz, in Ermangelung dessen, damit man sie in der Ferne gleich erkennen soll, ja sie halten darauf mehr, als auf ihre wirkliche Kunst. Hütet Euch davor, Herr Maler."

„Man erzählt doch von manchem großen Manne," sagte Fanz, „der von dergleichen Thorheiten frei geblieben ist."

„Nennt mir einige," rief Ludoviko.

Sternbald sagte: „Zum Beispiel der edle Malergeist Rafael Sanzio von Urbin."

„Ihr habt recht," sagte der heftige Ritter, „und überhaupt," fuhr er nach einem kleinen Nachdenken fort, „laßt Euch meine Rede nicht so sehr auffallen, denn sie braucht gar nicht so ganz wahr zu sein. Ihr habt mich mit dem einzigen Namen beschämt und in die Flucht geschlagen, und alle meine Worte erscheinen mir nun wie eine Lästerung auf die menschliche Größe. Ich bin selbst ein Thor, das wollen wir für ausgemacht gelten lassen."

Roderigo sagte: „Du hast manche Seiten von dir selbst geschildert."

„Mag sein," sagte sein Freund, „man kann nichts Bessers und nichts Schlechters thun. Laßt uns lieber von der Kunst selber sprechen. Ich habe mir in vielen Stunden gewünscht, ein Maler zu sein."

Sternbald fragte: „Wie seid Ihr darauf gekommen?"

„Erstlich," antwortete der junge Ritter, „weil es mir ein großes Vergnügen sein würde, manche von den Mädchen so mit Farben vor mich hinzustellen, die ich wohl ehemals gekannt habe, dann mir andre noch schönere abzuzeichnen, die ich manchmal in glücklichen Stunden in meinem Gemüte gewahr werde. Dann erleide ich auch zuweilen recht sonderbare Begeisterung, so daß mein Geist sehr heftig bewegt ist, dann glaube ich, wenn mir die Geschicklichkeit zu Gebote stände, ich würde recht wunderbare und

merkwürdige Sachen ausarbeiten können. Seht, mein Freund, dann würde ich einsame, schauerliche Gegenden abschildern, morsche zerbrochene Brücken über zwei schroffen Felsen, einem Abgrunde hinüber, durch den sich ein Waldstrom schäumend drängt: verirrte Wandersleute, deren Gewänder im feuchten Winde flattern, furchtbare Räubergestalten aus dem Hohlwege heraus, angefallene und geplünderte Wägen, Kampf mit den Reisenden. — Dann wieder eine Gemsenjagd in einsamen, furchtbaren Felsenklippen, die kletternden Jäger, die springenden, gejagten Tiere von oben herab, die schwindelnden Abstürze. Figuren, die oben auf schmalen überragenden Steinen Schwindel ausdrücken, und sich eben in ihren Fall ergeben wollen, der Freund, der jenen zu Hülfe eilt, in der Ferne das ruhige Thal. Einzelne Bäume und Gesträuche, die die Einsamkeit nur noch besser ausdrücken, auf die Verlassenheit noch aufmerksamer machen. — Oder dann wieder den Bach und Wassersturz mit dem Fischer, der angelt, mit der Mühle, die sich dreht, vom Monde beschienen. Ein Kahn auf dem Wasser, ausgeworfene Netze. — Zuweilen kämpft meine Imagination, und ruht nicht und giebt sich nicht zufrieden, um etwas durchaus Unerhörtes zu ersinnen und zustande zu bringen. Äußerst seltsame Gestalten würde ich dann hinmalen, in einer verworrenen, fast unverständlichen Verbindung, Figuren, die sich aus allen Tierarten zusammenfänden und unten wieder in Pflanzen endigten: Insekten und Gewürme, denen ich eine wundersame Ähnlichkeit mit menschlichen Charakteren aufdrücken wollte, so daß sie Gesinnungen und Leidenschaften possierlich und doch furchtbar äußerten; ich würde die ganze sichtbare Welt aufbieten, aus jedem das Seltsamste wählen, um ein Gemälde zu machen, das Herz und Sinnen ergriffe, das Erstaunen und Schauder erregte, und wovon man noch nie etwas ähnliches gesehn und gehört hätte. Denn ich finde das an unsrer Kunst zu tadeln, daß alle Meister ohngefähr nach einem Ziele hinarbeiten, es ist alles gut und löblich, aber es ist immer mit wenigen Abänderungen das Alte."

Franz war einen Augenblick stumm, dann sagte er: „Ihr würdet auf eine eigene Weise das Gebiet unsrer Kunst erweitern, mit wunderbaren Mitteln das Wunderbarste erringen, oder in Euren Bemühungen erliegen. Eure Einbildung ist so lebhaft und lebendig, so zahlreich an Gestalt und Erfindung, daß ihr das Unmöglichste nur ein leichtes Spiel dünkt. O, wie viel billigere

Forderungen muß der Künstler aufgeben, wenn er zur wirklichen Arbeit schreitet!"

Hier stimmte der Pilgrim plötzlich ein geistliches Lied an, denn es war nun die Tageszeit gekommen, an welcher er es nach seinem Gelübde absingen mußte. Das Gespräch wurde unterbrochen, weil alle aufmerksam zuhörten, ohne daß eigentlich einer von ihnen wußte, warum er es that.

Mit dem Schlusse des Gesanges traten sie in ein anmutiges Thal, in dem eine Herde weidete, eine Schalmei tönte herüber, und Sternbalds Gemüt ward so heiter und mutig gestimmt, daß er von freien Stücken Florestans Schalmeilied zum Ergötzen der übrigen wiederholte; als er geendigt hatte, stieg der mutwillige Ludoviko auf einen Baum, und sang von oben in den Tönen einer Wachtel, eines Kuckucks und einer Nachtigall herunter. „Nun haben wir alle unsre Pflicht gethan," sagte er, „jetzt haben wir es wohl verdient, daß wir uns ausruhen dürfen, wobei uns der junge Florestan mit einem Liede erquicken soll."

Sie setzten sich auf den Rasen nieder, und Florestan fragte: „welcher Inhalt soll denn in meinem Liede sein?"

„Welcher du willst," antwortete Ludoviko, „wenn es dir recht ist, gar keiner; wir sind mit allem zufrieden, wenn es dir nur gemütlich ist, warum soll eben Inhalt den Inhalt eines Gedichts ausmachen?"

Rudolf sang:

Durch den Himmel zieht der Vögel Zug,
Sie sind auf Wanderschaft begriffen,
Da hört man gezwitschert und gepfiffen
Von groß und klein der Melodieen genug.

Der Kleine singt mit feiner Stimm',
Der Große krächzt gleich wie im Grimm
Und ein'ge stottern, andre schnarren,
Und Drossel, Gimpel, Schwalbe, Staren,

Sie wissen alle nicht, was sie meinen,
Sie wissen's wohl und sagen's nicht,
Und wenn sie auch zu reden scheinen,
Ist ihr Gerede nicht von Gewicht.

— „Holla! warum seid Ihr auf der Reise?“ —
Das ist nun einmal unsre Weise.
— „Warum bleibt Ihr nicht zu jeglicher Stund?“ —
Die Erd' ist allenthalben rund.

Auf die armen Lerchen wird Jagd gemacht,
Die Schnepfen gar in Dohnen gefangen,
Dort sind die Vöglein aufgehangen
An keine Rückfahrt mehr gedacht.

— Ist das die Art, mit uns zu sprechen?
Uns armen Vögeln den Hals zu brechen?
— Verständlich ist doch diese Sprache,
So ruft der Mensch, sie dient zur Sache,
In allen Natur die Sprache regiert,
Daß eins mit dem andern Kriege führt,
Man dann am besten räsonniert und beweist,
Wenn eins vom andern wird aufgespeist:
Die Ströme sind im Meere verschlungen,
Vom Schicksal wieder der Mensch bezwungen,
Den tapfersten Magen hat die Zeit,
Ihr nimmermehr ein Essen gereut.
Doch wie von der Zeit eine alte Fabel besagt,
Macht auf sie das jüngste Gericht einst Jagd.
Ein' andre Speise giebt's nachher nicht,
Heißt wohl mit Recht das letzte Gericht.

Rudolf sang diese tollen Verse mit so lächerlichen Bewegungen, daß sich keiner des Lachens enthalten konnte. Als der Pilgrim wieder ernsthaft war, sagte er sehr feierlich: „Verzeiht mir, man wird unter euch wie ein Trunkener, wenn ihr mich noch lange begleitet, so wird aus meiner Pilgerschaft gleichsam eine Narrenreise.“

Man verzehrte auf der Wiese ein Mittagsmahl, das sie mitgenommen hatten, und Ludoviko wurde nicht müde, sich bei Roderigo nach allerhand Neuigkeiten zu erkundigen. Roderigo verschwieg, ob aus einer Art von Scham, oder weil er vor den beiden die Erzählung nicht wiederholen mochte, seine eigne Geschichte. Er kam durch einen Zufall auf Luther und die Reformation zu sprechen.

„O, schweig mir davon,“ rief Ludoviko aus, „denn es ist mir ein Verdruß zu hören. Jedweder, der sich für klug hält, nimmt in unsern Tagen die Partei dieses Mannes, der es gewiß gut und

6. Dohne, Schlinge zum Vogelfang.

redlich meint, der aber doch immer mit seinen Ideen nicht recht weiß, wo er hinaus will."

„Ihr erstaunt mich!" sagte Franz.

„Ihr seid ein Deutscher," fuhr Ludoviko fort, „ein Nürnberger, es nimmt mich nicht Wunder, wenn Ihr Euch der guten Sache annehmt, wie sie Euch wohl erscheinen muß. Ich glaube auch, daß Luther einen wahrhaft großen Geist hat, aber ich bin ihm darum doch nicht gewogen. Es ist schlimm, daß die Menschen nichts einreißen können, nicht die Wand eines Hofs, ohne gleich darauf Lust zu kriegen, ein neues Gebäude aufzuführen. Wir haben eingesehn, daß Irren möglich sei, nun irren wir lieber noch jenseits, als in der geraden lieblichen Straße zu bleiben. Ich sehe schon im voraus die Zeit kommen, die die gegenwärtige Zeit fast notwendig hervorbringen muß, wo ein Mann sich schon für ein Wunder seines Jahrhunderts hält, wenn er eigentlich nichts ist. Ihr fangt an zu untersuchen, wo nichts zu untersuchen ist, Ihr tastet die Göttlichkeit unsrer Religion an, die wie ein wunderbares Gedicht vor uns da liegt, und nun einmal keinem andern verständlich ist, als der sie versteht: hier wollt Ihr ergrübeln und widerlegen, und könnt mit allem Trachten nicht weiter vorwärts dringen, als es dem Blödsinne auch gelingen würde, da im Gegenteil die höhere Vernunft sich in der Untersuchung wie in Netzen würde gefangen fühlen, und lieber die edle Poesie glauben, als sie den Unmündigen erklären wollen."

„O, Martin Luther!" seufzte Franz, „Ihr habt da ein kühnes Wort über ihn gesprochen."

Ludoviko sagte: „Es geht eigentlich nicht ihn an, auch will ich die Mißbräuche des Zeitalters nicht in Schutz nehmen, gegen die er vornehmlich eifert, aber mich dünkt doch, daß diese ihn zu weit führen, daß er nun zu ängstlich strebt, das Gemeine zu sondern, und darüber das Edelste mit ergreift. Wie es den Menschen geht, seine Nachfolger mögen leicht ihn selber nicht verstehn, und so erzeugt sich statt der Fülle einer göttlichen Religion eine dürre vernünftige Leerheit, die alle Herzen schmachtend zurückläßt, der ewige Strom voll großer Bilder und kolossaler Lichtgestalten trocknet aus, die dürre gleichgiltige Welt bleibt zurück und einzeln, zerstückt und mit ohnmächtigen Kämpfen muß das wieder erobert werden, was verloren ist, das Reich der Geister ist entflohen, und nur einzelne Engel kehren zurück."

„Du bist ein Prophet geworden," sagte Roderigo, „seht, meine Freunde, er hat die ägyptische Weisheit heimgebracht."

„Wie könnt Ihr nur," sagte der Pilgrim, „so weise und so thörichte Dinge in einem Atem sprechen und verrichten? Sollte man Euch diese frommen Gemütsbewegungen zutrauen?" —

Rudolf stand auf und gab dem Ludoviko die Hand, und sagte: „Wollt Ihr mein Freund sein, oder mich fürs erste nur um Euch dulden, so will ich Euch begleiten, wohin Ihr auch geht, seid Ihr mein Meister, ich will Euer Schüler werden. Ich opfere Euch jetzt alles auf, Braut und Vater und Geschwister."

„Habt Ihr Geschwister?" fragte Ludoviko.

„Zwei Brüder," antwortete Rudolf, „wir lieben uns von Kindesbeinen, aber seitdem ich Euch gesehen habe, fühle ich gar keine Sehnsucht mehr, Italien wiederzusehn."

Ludoviko sagte: „Wenn ich über etwas in der Welt traurig werden könnte, so wäre es darüber, daß ich nie eine Schwester, einen Bruder gekannt habe. Mir ist das Glück versagt, in die Welt zu treten, und Geschwister anzutreffen, die gleich dem Herzen am nächsten zugehören. Wie wollte ich einen Bruder lieben, wie hätte ich ihm mit voller Freude begegnen, meine Seele in die seinige fest hineinwachsen wollen, wenn er schon meine Kinderspiele geteilt hätte! Aber ich habe mich immer einsam gefunden, mein tolles Glück, mein wunderliches Landschwärmen sind mir nur ein geringer Ersatz für die Bruderliebe, die ich immer gesucht habe. Zürne mir nicht, Roderigo, denn du bist mein bester Freund. Aber wenn ich ein Wesen fände, in dem ich den Vater, sein Temperament, seine Launen wahrnähme, mit welchem Erschrecken der Freude und des Entzückens würde ich darauf zueilen und es in meine brüderlichen Arme schließen! Mich selbst, im wahrsten Sinn, fände ich in einem solchen wieder. — Aber ich habe eine einsame Kindheit verlebt, ich habe niemand weiter gekannt, der sich um mein Herz beworben hätte, und darum kann es wohl sein, daß ich keinen Menschen auf die wahre Art zu lieben verstehe, denn durch Geschwister lernen wir die Liebe, und in der Kindheit liebt das Herz am schönsten. — So bin ich hartherzig geworden, und muß mich nun selber dem Zufalle verspielen, um die Zeit nur hinzubringen. Die schönste Sehnsucht ist mir unbekannt geblieben, kein brüderliches Herz weiß von mir und schmachtet nach mir, ich darf meine Arme nicht in die weite Welt hinein-

strecken, denn es kommt doch keiner meinem schlagenden Herzen entgegen.“

Franz trocknete sich die Thränen ab, er unterdrückte sein Schluchzen. Es war ihm, als drängte ihn eine unsichtbare Gewalt aufzustehn, die Hand des Unbekannten zu fassen, ihm in die Arme zu stürzen und auszurufen: „Nimm mich zu deinem Bruder an!“ Er fühlte die Einsamkeit, die Leere in seinem eignen Herzen, Ludoviko sprach die Wünsche aus, die ihn so oft in stillen Stunden geängstigt hatten, er wollte seinen Klagen, seinem Jammer den freien Lauf lassen, als er wieder innerlich fühlte: „Nein, alle diese Menschen sind mir doch fremd, er kann ja doch nicht mein Bruder werden, und vielleicht würde er nur meine Liebe verspotten.“

Unter allerhand Liedern, gegen die der andächtige Gesang des Pilgers wunderlich abstach, gingen sie weiter. Roderigo sagte: „Mein Freund, du hast nun ein paarmal deines Vaters erwähnt, willst du mir nicht endlich einmal seinen Namen sagen?“

„Und wißt Ihr denn nicht,“ fiel Rudolf hastig ein, „daß Euer Freund dergleichen Fragen nicht liebt? Wie könnt Ihr ihn nur damit quälen?“

„Du kennst mich schon besser, als jener,“ sagte Ludoviko, „ich denke, wir sollen gute Kameraden werden. Aber warum ist dein Freund Sternbald so betrübt?“

Sternbald sagte: „Soll ich darüber nicht trauern, daß der Mensch mich nun verläßt, mit dem ich so lange gelebt habe? Denn ich muß nun doch meine Reise fortsetzen, ich habe mich nur zu lange aufhalten lassen. Ich weiß selbst nicht, wie es kommt, daß ich meinen Zweck fast ganz und gar vergesse.“

„Man kann seinen Zweck nicht vergessen,“ fiel Ludoviko ein, „weil der vernünftige Mensch sich schon so einrichtet, daß er gar keinen Zweck hat. Ich muß nur lachen, wenn ich Leute so große Anstalten machen sehe, um ein Leben zu führen, das Leben ist dahin, noch ehe sie mit den Vorbereitungen fertig sind.“

Unter solchen Gesprächen zogen sie wie auf einem Marsche über Feld, Rudolf ging voran, indem er auf seiner Pfeife ein munteres Lied blies, seine Bänder flogen vom Hute in der spielenden Luft, in seiner Schärpe trug er einen kleinen Säbel. Ludoviko war noch seltsamer gekleidet; sein Gewand war hellblau, ein schönes Schwert hing an einem zierlich gewirkten Bandelier über seine

38. Bandelier, franz. bandelier, ital. bandoliera, Band.

Schulter, eine goldne Kette trug er um den Hals, sein braunes Haar war lockig. Roderigo folgte in Rittertracht, neben dem der Pilgrim mit seinem Stabe und einfachen Anzuge gut kontrastierte. Sternbald glaubte oft einen seltsamen Zug auf einem alten Gemälde anzusehn.

Es war gegen Abend, als sie alle sehr ermüdet waren, und noch ließ sich keine Stadt, kein Dorf antreffen. Sie wünschten wieder einen gutmütigen stillen Einsiedel zu finden, der sie bewirtete, sie horchten, ob sie nicht Glockenschall vernähmen, aber ihre Bemühung war ohne Erfolg. Ludoviko schlug vor, im Walde das Nachtlager aufzuschlagen, aber alle außer Florestan waren dagegen, der die größte Lust bezeigte, sein Handwerk als Abenteurer recht sonderbar und auffallend anzufangen. Der Pilgrim glaubte, daß sie sich verirrt hätten, und daß alles vergebens sein würde, bis sie den rechten Weg wieder angetroffen hätten. Rudolf wollte den längern Streit nicht mit anhören, sondern blies mit seiner Pfeife dazwischen: alle waren in Verwirrung, und sprachen durch einander, jeder that Vorschläge, und keiner ward gehört. Während des Streites zogen sie in der größten Eile fort, als wenn sie vor jemand flöhen, so daß sie in weniger Zeit eine große Strecke Weges zurücklegten. Der Pilgrim sank endlich fast atemlos nieder, und nötigte sie auf diese Weise stille zu halten.

Als sie sich ein wenig erholt hatten, glänzten die Wolken schon vom Abendrot; sie gingen langsam weiter. — Sie zogen durch ein kleines, angenehmes Gehölz, und fanden sich auf einem runden, grünen Rasenplatz, vor ihnen lag ein Garten, mit einem Stakete umgeben, durch dessen Stäbe und Verzierungen man hindurchblicken konnte. Alles war artig eingerichtet, das Geländer war allenthalben durchbrochen gearbeitet, eiserne Thüren zeigten sich an etlichen Stellen, kein Palast war sichtbar. Dichte Baumgänge lagen vor ihnen, kühle Felsengrotten, Springbrunnen hörte man aus der Ferne plätschern. Alle standen still, in dem zauberischen Anblicke verloren, den niemand erwartet hatte: späte Rosen glühten ihnen von schlanken, erhabenen Stämmen entgegen, weiter ab standen dunkelrote Malven, wie die krause gewundene Säulen die dämmerndgrünen Gänge zu stützen schienen. Alles umher war still, keine Menschenstimme war zu vernehmen.

27. Stakete, Einfriedung aus Stäben oder Pfählen (Staken).

„Ist dieser Feengarten," rief Roderigo aus, „nicht wie durch Zauberei hierher gekommen? Wenn wir mit dem Besitzer des Hauses bekannt wären, wie erquicklich müßte es sein, in diesen anmutigen Grotten auszuruhen, in diesen dunkeln Gängen zu spazieren, und sich mit süßen Früchten abzukühlen? Wenn wir nur einen Menschen wahrnähmen, der uns die Erlaubnis erteilen könnte!"

Indem wurde Ludoviko einige Bäume mit sehr schönen Früchten gewahr, die im Garten standen, große saftige Birnen und hochrote Pflaumen. Er hatte einen schnellen Entschluß gefaßt. „Laßt uns, meine guten Freunde," rief er aus, „ohne Zeremonieen über das Spalier dieses Gartens steigen, uns in jener Grotte ausruhen, mit Früchten sättigen, und dann den Mondschein abwarten, um unsre Reise fortzusetzen."

Alle waren über seine Verwegenheit in Verwunderung gesetzt, aber Rudolf ging sogleich zu seiner Meinung über. Sternbald und der Pilgrim widersetzten sich am längsten, aber indem sie noch sprachen, war Ludoviko, ohne danach hinzuhören, schon in den Garten geklettert und gesprungen, er half Florestan nach, Roderigo rief den Rückbleibenden ebenfalls zu, Sternbald bequemte sich, und der Pilgrim, den auch nach dem Obste gelüstete, fand es bedenklich, ganz ohne Gesellschaft seine Reise fortzusetzen. Er machte nachher noch viele Einwendungen, auf die niemand hörte, denn Ludoviko fing an aus allen Kräften die Bäume zu schütteln, die auch reichlich Obst hergaben, das die übrigen mit vieler Emsigkeit auffammelten.

Dann setzten sie sich in der kühlen Grotte zum Essen nieder und Ludoviko sagte: „Wenn uns nun auch jemand antrifft, was ist es denn mehr? Er müßte sehr ungesittet sein, wenn er auf unsre Bitte um Verzeihung nicht hören wollte, und sehr stark, wenn wir ihm nicht vereinigt widerstehn sollten."

Als der Pilger eine Weile gegessen hatte, fing er an, große Reue zu fühlen, aber Florestan sagte im lustigen Mute: „Seht, Freunde, so leben wir im eigentlichen Stande der Unschuld, im goldenen Zeitalter, das wir so oft zurückwünschen, und das wir uns eigenmächtig, wenigstens auf einige Stunden erschaffen haben. O wahrlich, das freie Leben, das ein Räuber führt, der jeden Tag erobert, ist nicht so gänzlich zu verachten: wir verwöhnen uns in unsrer Sicherheit und Ruhe zu sehr. Was kann es geben, als höchstens einen kleinen Kampf? Wir sind gut be-

waffnet, wir fürchten uns nicht, wir sind durch uns selbst gesichert."

Sie horchten auf, es war, als wenn sie ganz in der Ferne Töne von Waldhörnern vernähmen, aber der Klang verstummte wieder. „Seid unverzagt," rief Ludoviko aus, „und thut, als wenn ihr hier zu Hause wäret, ich stehe euch für alles."

Der Pilgrim mußte nach dem Springbrunnen, um seine Flasche mit Wasser zu füllen, sie tranken alle nach der Reihe mit großem Wohlbehagen. Der Abend ward immer kühler, die Blumen dufteten süßer, alle Erinnerungen wurden im Herzen geweckt. „Du weißt nicht, mein lieber Roderigo," fing Ludoviko von neuem an, „daß ich jetzt in Italien, in Rom wieder eine Liebe habe, die mir mehr ist, als mir je eine gewesen war. Ich verließ das schöne Land mit einem gewissen Widerstreben, ich sah mit unaussprechlicher Sehnsucht nach der Stadt zurück, weil Marie dort zurückblieb. Ich habe sie erst seit Kurzem kennen gelernt, und ich möchte dir fast vorschlagen, gleich mit mir zurückzureisen, dann blieben wir alle, so wie wir hier sind, in einer Gesellschaft. O Roderigo, du hast die Vollendung des Weibes noch nicht gesehn, denn du hast sie nicht gesehn! all' der süße, geheime Zauber, der die Gestalt umschwebt, das Heilige, das dir aus blauen verklärten Augen entgegenblickt: die Unschuld, der lockende Mutwille, der sich auf der Wange, in den liebreizenden Lippen abbildet; — ich kann es dir nicht schildern. In ihrer Gegenwart empfand ich die ersten Jugendgefühle wieder, es war mir wieder, als wenn ich mit dem ersten Mädchen spräche, da mir die andern alle als meinesgleichen vorkommen. Es ist ein Zug zwischen den glatten schönen Augenbraunen, der die Phantasie in Ehrfurcht hält, und doch stehn die Braunen, die langen Wimpern wie goldene Netze des Liebesgottes da, um alle Seele, alle Wünsche, alle fremde Augen wegzufangen. Hat man sie einmal gesehn, so sieht man keinem andern Mädchen mehr nach, kein Blick, kein verstohlenes Lächeln lockt dich mehr, sie wohnt mit aller ihrer Holdseligkeit in deiner Brust, dein Herz ist wie eine treibende Feder, die dich ihr, nur ihr durch alle Gassen, durch alle Gärten nachdrängt; und wenn dann ihr himmelsüßer Blick dich nur im Vorübergehen streift, so zittert die Seele in dir, so schwindelt dein Auge von dem Blick in das rote Lächeln der Lippen hinunter, in die Lieblichkeit der Wangen verirrt, gern

und ungern auf dem schönsten Busen festgehalten, den du nur erraten darfst. O Himmel, gieb mir nur dies Mädchen in meine Arme, und ich will deine ganze übrige Welt, mit allem, allem was sie Köstliches hat, ohne Neid jedem andern überlassen!"

„Du schwärmst," sagte Roderigo, „in dieser Sprache habe ich dich noch niemals sprechen hören."

„Ich habe die Sprache noch nicht gekannt," fuhr Ludoviko fort, „ich habe noch nichts gekannt, ich bin bis dahin taub und blind gewesen. Was fehlt uns hier, als daß Rudolf nur noch ein Lied sänge? Eins von jenen leichten, scherzenden Liedern, die die Erde nicht berühren, die mit luftigem Schritt über den goldenen Fußboden des Abendrots gehn, und von dort in die Welt hineingrüßen. Laß einmal alle Liebe, die du je empfandest, in deinem Herzen aufzittern, und dann sprich die Rätselsprache, die nur der Eingeweihte versteht."

„So gut ich kann, will ich Euch dienen," sagte Rudolf, „mir fällt soeben ein Lied von der Sehnsucht ein, das Euch vielleicht gefallen wird."

Warum die Blume das Köpfchen senkt,
Warum die Rosen so blaß?
Ach! die Thräne am Blatt der Lilie hängt,
Vergangen das schön frische Gras.
　Die Blumen erbleichen,
　Die Farben entweichen,
　Denn sie, denn sie ist weit
　Die allerholdseligste Maid.

Keine Anmut auf dem Feld,
Keine süße Blüte am Baume mehr,
Die Farben, die Töne durchstreifen die Welt
Und suchen die Schönste weit umher.
　Unser Thal ist leer
　Bis zur Wiederkehr,
　Ach! bringt sie gefesselt in Schöne
　Zurücke ihr Farben, ihr Töne.

Regenbogen leuchtet voran
Und Blumen folgen ihm nach,
Nacht'gall singt auf der Bahn,
Rieselt der silberne Bach:

Thun als wäre der Frühling vergangen,
Doch bringen sie sie nur gefangen,
Wird Frühling aus dem Herbst alsbald,
Herrscht über uns kein Winter kalt.

Ach! ihr findet sie nicht, ihr findet sie nicht,
Habt kein Auge, die Schönste zu suchen;
Euch mangelt der Liebe Augenlicht,
Ihr ermüdet über dem Suchen.
Treibt wie Blumen die Sache als fröhlichen Scherz,
Ach! nehmet mein Herz,
Damit nach dem holden Engelskinde
Der Frühling den Weg gewißlich finde.

Und habt ihr Kinder entdeckt die Spur,
O so hört, o so hört mein ängstlich Flehn,
Müßt nicht zu tief in die Augen ihr sehn,
Ihre Blicke bezaubern, verblenden euch nur.
Kein Wesen vor ihr besteht,
All's in Liebe vergeht,
Mag nichts anders mehr sein
Als ihre Lieb' allein.

Bedenkt, daß Frühling und Blumenglanz
Wo ihr Fuß wandelt, immer schon ist,
Kommt zu mir zurück mit leichtem Tanz,
Daß Frühling und Nacht'gall doch um mich ist;
Muß dann spät und früh
Mich behelfen ohne sie,
Mit bittersüßen Liebesthränen
Mich einsam nach der Schönsten sehnen.

Aber bleibt, aber bleibt nur wo ihr seid,
Mag euch auch ohne sie nicht wiedersehn,
Blumen und Frühlingston wird Herzeleid,
Will indes hier im bittersten Tode vergehn.
Mich selber zu strafen,
Im Grabe tief schlafen,
Fern von Lied, fern von Sonnenschein
Lieber gar ein Toter sein.

Ach! es bricht in der Sehnsucht schon
Heimlich mein Herz in der treu'sten Brust,
Hat die Treu' so schwer bittern Lohn?
Bin keiner Sünde mir innig bewußt.
Muß die Liebste alles erfreun,
Mir nur die quälendste Pein?
Treulose Hoffnung, du lächelst mich an:
Nein, ich bin ein verlorner Mann!

Es war lieblich, wie die Gebüsche umher von diesen Tönen gleichsam erregt wurden, einige verspätete Vögel erinnerten sich ihrer Frühlingslieder, und wiederholten sie jetzt wie in einer schönen Schläfrigkeit. Roderigo war durch seinen Freund beherzt geworden, er erzählte nun auch sein Abenteuer mit der schönen Gräfin, und seine Freunde hörten ihn die Geschichte gern noch einmal erzählen. „Und nun, was soll ich euch sagen?" so schloß Roderigo, „ich habe sie verlassen, und denke jetzt nichts, als sie; immer sehe ich sie vor meinen Augen schweben, und ich weiß mich in mancher Stunde vor peinigender Angst nicht zu lassen. Ihr edler Anstand, ihr munteres Auge, ihr braunes Haar, alles, alle ihre Züge sah ich in meiner Einbildung. So oft bin ich in den Nächten unter dem hellgestirnten Himmel gewandelt, von meinem Glücke voll, zauberte ich mir dann ihre Gestalt vor meine Augen, und es war mir dann, als wenn die Sterne noch heller funkelten, als wenn das Dach des Himmels nur mit Freude ausgelegt sei. Ich sage dir, Freund Ludoviko, alle Sinne werden ihr wie dienstbare Sklaven nachgezogen, wenn das Auge sie nur erblickt hat: jede ihrer sanften, reizenden Bewegungen beschreibt in Linien eine schöne Musik, wenn sie durch den Wald geht, und das leichte Gewand sich dem Fuße, der Lende geschmeidig anlegt, wenn sie zu Pferde steigt und im Galopp die Kleider auf- und niederwogen, oder wenn sie im Tanz wie eine Göttin schwebt, alles ist Wohllaut in ihr, wie man sie sieht, mag man sie nie anders sehn, und doch vergißt man in jeder neuen Bewegung die vorige. Es ist mehr Wollust, sie mit den Augen zu verfolgen, als in den Armen einer andern zu ruhn."

„Nur Wein fehlt uns," rief Florestan aus, „die Liebe ist wenigstens im Bilde zugegen."

„Wenn ich mir denke," sprach Roderigo erhitzt weiter, „daß sich ein andrer jetzt um ihre Liebe bewirbt, daß sie ihn mit

freundlichen Augen anblickt, ich könnte unsinnig werden. Ich bin auf jedermann böse, der ihr nur vorübergeht; ich beneide das Gewand, das ihren zarten Körper berührt und umschließt. Ich bin lauter Eifersucht, und dennoch habe ich sie verlassen können."

Ludoviko sagte: „Du darfst dich darüber nicht verwundern. Ich bin nicht nur bei jedem Mädchen, das ich liebte, eifersüchtig gewesen, sondern auch bei jeder andern, wenn sie nur hübsch war. Hatte ich ein artiges Mädchen bemerkt, das ich weiter gar nicht kannte, das von mir gar nichts wußte, so stand meine Begier vor ihrem Bilde gleichsam Wache, ich war auf jedermann neidisch und böse, der nur durch den Zufall zu ihr ins Haus ging, der sie grüßte und dem sie höflich dankte. — Sprach einer freundlich mit ihr, so konnte ich mir diesen Unbekannten auf mehrere Tage auszeichnen und merken, um ihn zu hassen. O, diese Eifersucht ist noch viel unbegreiflicher als unsre Liebe, denn wir können doch nicht alle Weiber und Mädchen zu unserm Eigentum machen; aber das lüsterne Auge läßt sich keine Schranken setzen, unsre Phantasie ist wie das Faß der Danaiden, unser Sehnen umfängt und umarmt jeglichen Busen."

Indem war es ganz finster geworden, der müde Pilgrim war eingeschlafen, einige Hörnertöne erschallten, aber fast ganz nahe an den Sprechenden, dann sang eine angenehme Stimme:

Treulieb' ist nimmer weit,
Nach Kummer und nach Leid
Kehrt wieder Lieb' und Freud',
  Dann kehrt der holde Gruß,
  Händedrücken,
  Zärtlich Blicken,
  Liebeskuß.

„Nun werden die Obstdiebe ertappt werden," rief Ludoviko aus.

„Ich kenne diese Melodie, ich kenne diese Worte," sagte Sternbald, „und wenn ich mich recht erinnere — —"

Wieder einige Töne, dann fuhr die Stimme fort zu singen:

Treulieb' ist nimmer weit,
Ihr Gang durch Einsamkeit
Ist dir, nur dir geweiht.
  Bald kommt der Morgen schön,
  Ihn begrüßet
  Wie er küsset
  Freudenthrän'.

Jetzt kamen durchs Gebüsch Gestalten, zwei Damen gingen voran, mehrere Diener folgten. Die fremde Gesellschaft war indes aufgestanden, Roderigo trat vor, und mit einem Ausruf des Entzückens lag er in den Armen der Unbekannten. Die Gräfin war es, die vor Freude erst nicht die Sprache wiederfinden konnte. „Ich habe dich wieder!“ rief sie dann aus, „o gütiges Schicksal, sei gedankt!“

Man konnte sich anfangs wenig erzählen. Sie hatte, um sich zu zerstreuen, eine Freundin ihrer Jugend besucht, dieser gehörte Schloß und Garten. Von dem Unerlaubten des Übersteigens war gar die Rede nicht.

Die Abendmahlzeit stand bereit, der Pilgrim ließ sich nach seiner mühseligen Wanderschaft sehr wohl sein, Franz ward von der Freundin Adelheids (dies war der Name der Gräfin) sehr vorgezogen, da sie die Kunst vorzüglich liebte. Auch ihr Gemahl sprach viel über Malerei, und lobte den Albert Dürer vorzüglich, von dem er selbst einige schöne Stücke besaß.

Alle waren wie berauscht, sie legten sich früh schlafen, nur Roderigo und die Gräfin blieben länger munter.

Franz konnte nicht bemerken, ob Roderigo und die Gräfin sich so völlig ausgesöhnt hatten, um sich zu vermählen, er wollte nicht länger als noch einen Tag zögern, um seine Reise fortzusetzen, er machte sich Vorwürfe, daß er schon zu lange gesäumt habe. Er hätte gern von Roderigo sich die Erzählung fortsetzen lassen, die beim Eremiten in ihrem Anfange abgebrochen wurde, aber es fand sich keine Gelegenheit dazu. Der Herr des Schlosses nötigte ihn zu bleiben, aber Franz fürchtete, daß das Jahr zu Ende laufen und er noch immer nicht in Italien sein möchte.

Nach zweien Tagen nahm er von allen Abschied, Ludoviko wollte bei seinem Freunde bleiben, auch Florestan blieb bei den beiden zurück. Jetzt fühlte Sternbald erst, wie lieb ihm Rudolf sei, auch ergriff ihn eine unerklärliche Wehmut, als er dem Ludoviko die Hand zum Abschied reichte. Florestan war auf seine Weise recht gerührt, er versprach unserm Freunde, ihm bald nach Italien zu folgen, ihn binnen kurzem gewiß in Rom anzutreffen. Sternbald konnte seine Thränen nicht zurückhalten, als er zur Thür hinausging, den Garten noch einmal mit einem flüchtigen Blicke durchirrte. Der Pilgrim war sein Gefährte.

Draußen in der freien Landschaft, als er nach und nach das

Schloß verschwinden sah, fühlte er sich erst recht einsam. Der Morgen war frisch, er ging stumm neben dem Pilger hin, erinnerte sich aller Gespräche, die sie miteinander geführt, aller kleinen Begebenheiten, die er in Rudolfs Gesellschaft erlebt hatte. Sein Kopf wurde wüst, ihm war, als habe er die Freude seines Lebens verloren. Der Pilgrim verrichtete seine Gebete, ohne sich sonderlich um Sternbald zu kümmern.

Nachher gerieten sie in ein Gespräch, worin der Pilger ihm den genauen Zustand seiner Haushaltung erzählte. Sternbald erfuhr alle die Armseligkeiten des gewöhnlichen Lebens, wie jener ein Kaufmann von mittelmäßigen Glücksumständen sei, wie er danach trachte, mehr zu gewinnen und seine Lage zu verbessern. Franz, dem die Empfindung drückend war, aus seinem leichten poetischen Leben so in das wirkliche zurückgeführt zu werden, antwortete nicht, und gab sich Mühe, gar nicht danach hinzuhören. Jeder Schritt seines Weges ward ihm sauer, er kam sich ganz einsam vor, es war ihm wieder, als wenn ihn seine Freunde verlassen hätten und sich nicht um ihn kümmerten.

Sie kamen in eine Stadt, wo Franz einen Brief von seinem Sebastian zu finden hoffte, von dem er seit lange nichts gehört hatte. Er trennte sich hier von dem Pilgrim und eilte nach dem bezeichneten Mann. Es war wirklich ein Brief für ihn da, er erbrach ihn begierig und las:

„Liebster Franz!

Wie Du glücklich bist, daß Du in freier, schöner Welt herumwanderst, daß Dir nun das alles in Erfüllung geht, was Du sonst nur in Entfernung dachtest, dieses Dein großes Glück sehe ich nun erst vollkommen ein. Ach, lieber Bruder, es will mir manchmal vorkommen, als sei mein Lebenslauf durchaus verloren: aller Mut entgeht mir, so in der Kunst, als im Leben fortzufahren. Jetzt ist es dahin gekommen, daß Du mich trösten könntest, wie ich Dir sonst wohl oft gethan habe.

Unser Meister fängt an, oft zu kränkeln, er kam damals so gesund von seiner Reise zurück, aber diese schöne Zeit hat sich nun schon verloren. Er ist in manchen Stunden recht melancholisch: dann wird er es nicht müde, von Dir zu sprechen, und Dir das beste Schicksal zu wünschen.

Ich bin fleißig, aber meine Arbeit will nicht auf die wahre

Art aus der Stelle rücken, mir fehlt der Mut, der die Hand beleben muß, ein wehmütiges Gefühl zieht mich von der Staffelei zurück. — Du schreibst mir von Deiner seltsamen Liebe, von Deiner fröhlichen Gesellschaft; ach, Franz, ich bin hier verlassen, arm, vergessen oder verachtet, ich habe die Kühnheit nicht, Liebe in mein trauriges Leben hineinzuwünschen. Ich spreche zur Freude: was machst du? und zum Lachen: Du bist toll! — Ich kann es mir nicht vorstellen, daß mich einst ein Wesen liebte, daß ich es lieben dürfte. Ich gehe oft im trüben Wetter durch die Stadt und betrachte Gebäude und Türme, die mühselige Arbeit, das künstliche Schnitzwerk, die gemalten Wände, und frage dann: Wozu soll es? Der Anblick eines Armen kann mich so betrübt machen, daß ich die Augen nicht wieder aufheben mag.

Meine Mutter ist gestorben, mein Vater liegt in der Vorstadt krank. Sein Handwerk kann ihn jetzt nicht nähren, ich kann nur wenig für ihn thun. Meister Dürer ist gut, er hilft ihm und auf die beste Art, so daß er mich nichts davon fühlen läßt, ich werde es ihm zeitlebens nicht vergessen. Aber warum kann ich nicht mehr für ihn thun? Warum fiel es mir noch im sechzehnten Jahre ein, ein Maler zu werden? Wenn ich ein ordentliches Handwerk ergriffen hätte, so könnte ich vielleicht jetzt selber meinen Vater ernähren. Es dünkt mir thöricht, daß ich an der Ausarbeitung einer Geschichte arbeite und indessen alles wirkliche Leben um mich her vergesse.

Lebe wohl, bleibe gesund. Sei in allen Dingen glücklich. Liebe immer noch

Deinen Sebastian."

Franz ließ das Blatt sinken und sah den Himmel an. Sein Freund, Dürer, Nürnberg und alle ehemaligen bekannten Gegenstände kamen mit frischer Kraft in sein Gedächtnis. „Ja, ich bin glücklich," rief er aus, „ich fühle es jetzt, wie glücklich ich bin! Mein Leben spinnt sich wie ein goldener Faden auseinander; ich bin auf der Reise, ich finde Freunde, die sich meiner annehmen, die mich lieben, meine Kunst hat mich wider Erwarten fortgeholfen, was will ich denn mehr? Und vielleicht lebt sie doch noch, vielleicht hat sich die Gräfin geirrt, — und wenn sie tot ist, — bin ich nicht von Emma geliebt? Habe ich in ihren Armen nicht mein schönstes Glück genossen? Leben nicht Rudolf und Sebastian noch? Wer weiß, wo ich meine Eltern finde. O Sebastian, wärst du zugegen, daß ich dir die Hälfte meines Mutes geben könnte!"

Zweites Kapitel.

Als Sternbald durch die Stadt streifte, glaubte er einmal in der Ferne den Bildhauer Bolz zu bemerken, aber die Person, die er dafür hielt, verlor sich wieder aus den Augen. Franz ergötzte sich, wieder in einem Gewühl von unbekannten Menschen herumzuirren. Es war Jahrmarkt, und aus den benachbarten kleinen Städten und Dörfern hatten sich Menschen aller Art versammelt, um hier zu verkaufen und einzukaufen. Sternbald freute sich an der allgemeinen Fröhlichkeit, die alle Gesichter beherrschte, die so viele verworrene Töne laut durch einander erregte.

Er stellte sich etwas abseits und sah nun die Ankommenden, oder die schon mit ihren eingekauften Waren zurückgingen. Alle Fenster am Markte waren mit Menschen angefüllt, die auf das verworrene Getümmel heruntersahen. Franz sagte zu sich selbst: Welch ein schönes Gemälde! und wie wäre es möglich, es darzustellen? Welche angenehme Unordnung, die sich aber auf keinem Bilde nachahmen läßt! Dieser ewige Wechsel der Gestalten, dies mannigfaltige, sich durchkreuzende Interesse, daß diese Figuren nie auch nur auf einen Augenblick in Stillstand geraten, ist es gerade, was es so wunderbar schön macht. Alle Arten von Kleidungen und Farben verirren sich durch einander, alle Geschlechter und Alter, Menschen, dicht zusammengedrängt, von denen keiner am nächststehenden teilnimmt, sondern nur für sich selber sorgt. Jeder sucht und holt das Gut, das er sich wünscht, mit lachendem Mute, als wenn die Götter plötzlich ein großes Füllhorn auf den Boden ausgeschüttet hätten, und emsig nun diese Tausende herausraffen, was ein jeder bedarf.

Leute zogen mit Bildern umher, die sie erklärten, und zu denen sich eine Menge Volks versammelte. Es waren schlechte, grobe Figuren auf Leinwand gemalt. Das eine war die Geschichte eines Handwerkers, der auf seiner Wanderschaft den Seeräubern in die Hände geraten war und in Algier schmähliche Sklavendienste hatte thun müssen. Er war dargestellt, wie er mit andern Christen im Garten den Pflug ziehen mußte, und sein Aufseher ihn mit einer fürchterlichen Geißel dazu antrieb. Eine zweite Vorstellung war das Bild eines seltsamlichen Ungeheuers, von dem der Erklärer behauptete, daß es jüngst in der mittelländischen See gefangen sei. Es hatte einen Menschenkopf und einen Panzer auf

der Brust, seine Füße waren wie Hände gebildet und große Floßfedern hingen herunter, hinten war es Pferd.

Alles Volk war erstaunt. Dies ist es, sagte Franz zu sich, was die Menge will, was einem jeden gefällt. Ein wunderbares Schicksal, wovon ein jeder glaubt, es hätte auch ihn ergreifen können, weil es einen Menschen trifft, dessen Stand der seinige ist. Oder eine lächerliche Unmöglichkeit. Seht, dies muß der Künstler erfüllen, diese abgeschmackten Neigungen muß er befriedigen, wenn er gefallen will.

Ein Arzt hatte auf der andern Seite des Marktes sein Gerüst aufgeschlagen und bot mit kreischender Stimme seine Arzneien aus. Er erzählte die ungeheuersten Wunder, die er vermittelst seiner Medikamente verrichtet hatte. Auch er hatte großen Zulauf, die Leute verwunderten sich und kauften.

Er verließ das Gewühl und ging vors Thor, um recht lebhaft die ruhige Einsamkeit gegen das lärmende Geräusch zu empfinden. Als er unter den Bäumen auf- und abging, begegnete ihm wirklich Bolz, der Bildhauer. Jener erkannte ihn sogleich, sie gingen miteinander und erzählten sich ihre Begebenheiten. Franz sagte: „Ich hätte niemals geglaubt, daß Ihr im Stande wäret, einen Mann zu verletzen, der Euch für seinen Freund hielt. Wie könnt Ihr die That entschuldigen?"

„O, junger Mann," rief Augustin aus, „Ihr seid entweder noch niemals beleidigt oder habt sehr wenig Galle in Euch. Roderigo ruhte mit seinen Schmähworten nicht eher, bis ich ihm den Stoß versetzt hatte, es war seine eigne Schuld. Er reizte mich so lange, bis ich mich nicht mehr zurückhalten konnte."

Franz, der keinen Streit anfangen wollte, ließ die Entschuldigung gelten, und Bolz fragte ihn: wie lange er sich in der Stadt aufzuhalten gedächte? „Ich will morgen abreisen," antwortete Sternbald. „Ich rate Euch, etwas zu bleiben," sagte der Bildhauer, „und wenn Ihr denn geneigt seid, kann ich Euch eine einträgliche Arbeit nachweisen. Hier vor der Stadt liegt ein Nonnenkloster, in dem Ihr, wenn Ihr wollt, ein Gemälde mit Öl auf der Wand erneuern könnt. Man hat schon nach einem ungeschickten Maler senden wollen, ich will Euch lieber dazu vorschlagen."

Franz nahm den Antrag an, er hatte schon lange gewünscht, seinen Pinsel einmal an größeren Figuren zu üben. Bolz verließ ihn mit dem Versprechen, ihn noch am Abend wiederzusehn.

Bolz kam zurück, als die Sonne schon untergegangen war. Er hatte den Vertrag mit der Äbtissin des Klosters gemacht, Sternbald war damit zufrieden. Sie gingen wieder vor die Stadt hinaus, Bolz schien unruhig und etwas zu haben, das er dem jungen Maler gern mitteilen möchte; er brach aber immer wieder ab, und Sternbald, der im Geiste schon mit seiner Malerei beschäftigt war, achtete nicht darauf.

Es wurde finster. Sie hatten sich in die benachbarten Berge hineingewendet, ihr Gespräch fiel auf die Kunst. „Ihr habt mich," sagte Sternbald, „auf die unsterblichen Werke des großen Michael Angelo sehr begierig gemacht, Ihr haltet sie für das Höchste, was die Kunst bisher hervorgebracht hat."

„Und hervorbringen kann!" rief Bolz aus, „es ist bei ihnen nicht von der oder der Vortrefflichkeit, von dieser oder jener Schönheit die Rede, sondern sie sind durchaus schön, durchaus vortrefflich. Alle übrigen Künstler sind gleichsam als die Vorbereitung, als die Ahndung zu diesem einzig großen Manne anzusehn: vor ihm hat noch keiner die Kunst verstanden, noch gewußt, was er mit ihr ausrichten soll."

„Aber wie kömmt es denn," sagte Sternbald, „daß auch noch andre außer ihm verehrt werden, und daß noch niemand nach dieser Vollkommenheit gestrebt hat?"

„Das ist leicht einzusehn," sagte der Bildhauer. „Die Menge will nicht die Kunst, sie will nicht das Ideal, sie will unterhalten und gereizt sein, und es versteht sich, daß die niedrigern Geister dies weit besser ins Werk zu richten wissen, weil sie selber mit den Geistesbedürfnissen der Menge, der Liebhaber und Unkenner vertraut sind. Sie erblicken wohl gar beim echten Künstler Mangel, uud glauben über seine Fehler und Schwächen urteilen zu können, weil er vorsätzlich das verschmäht hat, was ihnen an ihren Lieblingen gefällt. Warum kein Künstler noch diese Größe erstrebt hat? Wer hat den richtigen Begriff von seiner Kunst, um das Beste zu wollen? Ja, wer von den Künstlern will denn überhaupt irgend was? Sie können sich ja nie von ihrem Talente Rechenschaft geben, das sie blindlings ausüben, sie sind ja zufrieden, wenn sie den leichtesten Wohlgefallen erregen, auf welchem Wege es auch sei. Sie wissen ja gar nicht, daß es

36. Wohlgefallen, Zusammensetzung mit dem masc. „der Gefallen" oder „der Gefalle", während wir heute nur mehr den subst. inf. „das Wohlgefallen" gebrauchen.

eine Kunst giebt, woher sollen sie denn erfahren, daß diese Kunst eine höchste, letzte Spitze habe? Mit Michael Angelo ist die Kunst erst geboren worden, und von ihm wird eine Schule ausgehn, die die erste ist und bald die einzige sein wird."

„Und wie meint Ihr," fragte Franz, „daß dann die Kunst beschaffen sein wird?"

„Man wird," sagte Bolz, „die unnützen Bestrebungen, die schlechten Manieren ganz niederlegen, und nur dem allmächtigen Buonarotti folgen. Es ist in jeder ausgeübten Kunst natürlich, daß sie sich vollendet, wenn nur ein erhabener Geist aufgestanden ist, der den Irrenden hat zurufen können: Dorthin, meine Freunde, geht der Weg! Das hat Buonarotti gethan, und man wird nachher nicht mehr zweifeln und fragen, was Kunst sei. In jeglicher Darstellung wird dann ein großer Sinn liegen, und man wird die gewöhnlichen Mittel verschmähen, um zu gefallen. Jetzt nehmen fast alle Künstler die Sinnen in Anspruch, um nur ein Interesse zu erregen, dann wird das Ideal verstanden werden."

Indem war es ganz dunkel geworden. Der Mond stieg eben unten am Horizont herauf, sie hatten schon fernher Hammerschläge gehört, jetzt standen sie vor einer Eisenhütte, in der gearbeitet wurde. Der Anblick war schön; die Felsen standen schwarz umher, Schlacken lagen aufgehäuft, dazwischen einzelne grüne Gesträuche, fast unkenntlich in der Finsternis. Vom Feuer und dem funkenden Eisen war die offene Hütte erhellt, die hämmernden Arbeiter, ihre Bewegungen, alles glich bewegten Schatten, die von dem hellglühenden Erzklumpen angeschienen wurden. Hinten war der wildbewachsene Berg so eben sichtbar, auf dem alte Ruinen auf der Spitze vom aufgehenden Monde schon beschimmert waren: gegenüber waren noch einige leichte Streifen des Abendrots am Himmel.

Bolz rief aus: „Seht den schönen, bezaubernden Anblick!"

Auch Sternbald war überrascht, er stand eine Weile in Gedanken und schwieg, dann rief er aus: „Nun, mein Freund, was könntet Ihr sagen, wenn Euch ein Künstler auf einem Gemälde diese wunderbare Scene darstellte? Hier ist keine Handlung, kein Ideal, nur Schimmer und verworrene Gestalten, die sich wie fast unkenntliche Schatten bewegen. Aber wenn Ihr dies Gemälde

24. funkenden Eisen, das gehämmerte glühende Eisen sprüht Funken.

sähet, würdet Ihr Euch nicht mit mächtiger Empfindung in den Gegenstand hineinsehnen? Würde er die übrige Kunst und Natur nicht auf eine Zeitlang aus Eurem Gedächtnisse hinwegrücken, und was wollt Ihr mehr? Diese Stimmung würde dann so wie jetzt Euer ganzes Inneres durchaus ausfüllen, Euch bliebe nichts zu wünschen übrig, und doch wäre es nichts weiter, als ein künstliches, fast tändelndes Spiel der Farben. Und doch ist es Handlung, Ideal, Vollendung, weil es das im höchsten Sinne ist, was es sein kann, und so kann jeder Künstler an sich der Trefflichste sein, wenn er sich kennt und nichts Fremdartiges in sich hineinnimmt. Wahrlich! es ist, als hätte die alte Welt sich mit ihren Wundern aufgethan, als ständen dort die fabelhaften Cyklopen vor uns, die für Mars oder Achilles die Waffen schmieden. Die ganze Götterwelt kömmt dabei in mein Gedächtnis zurück: ich sehe nicht nur, was vor mir ist, sondern die schönsten Erinnerungen entwickeln sich im Innern meiner Seele. alles wird lebendig und wach, was seit lange schlief. Nein, mein Freund, ich bin innigst überzeugt, die Kunst ist wie die Natur, sie hat mehr als eine Schönheit."

Bolz war still, beide Künstler ergötzten sich lange an dem Anblick, dann suchten sie den Rückweg nach der Stadt. Der Mond war indes heraufgekommen und glänzte ihnen im vollen Lichte entgegen, durch die Hohlwege, die sie durchkreuzten, über die feuchte Wiese herüber, von den Bergen in zauberischen Wiederscheinen. Die ganze Gegend war in eine Masse verschmolzen, und doch waren die verschiedenen Gründe leicht gesondert, mehr angedeutet, als ausgezeichnet; keine Wolke war am Himmel, es war, als wenn sich ein Meer mit unendlichen goldenen Glanzwogen sanft über Wiese und Wald ausströmte und herüber nach den Felsen bewegte.

„Könnten wir nur die Natur genau nachahmen," sagte Sternbald, „oder begleitete uns diese Stimmung nur so lange, als wir an einem Werke arbeiten, um in frischer Kraft, in voller Neuheit das hinzustellen, was wir jetzt empfinden, damit auch andre so davon ergriffen würden, wahrlich, wir könnten oft Handlung und Komposition entbehren, und doch eine große, herrliche Wirkung hervorbringen!"

Bolz wußte nicht recht, was er antworten sollte, er mochte nicht gern nachgeben, und doch konnte er Franz jetzt nicht wider-

legen, sie stritten hin und her, und verwunderten sich endlich, daß sie die Stadt nicht erscheinen sahen. Bolz suchte nach dem Wege, und ward endlich inne, daß er sich verirrt habe. Beide Wanderer wurden verdrießlich, denn sie waren müde und sehnten sich nach dem Abendessen, aber es schoben sich immer mehr Gebüsche zwischen sie, immer neue Hügel, und der blendende Schimmer des Mondes erlaubte ihnen keine Aussicht. Der Streit über die Kunst hörte auf, sie dachten nur darauf, wie sie sich wieder zurecht finden wollten. Bolz sagte: „Seht, mein Freund, über die Kunst haben wir die Natur vernachlässigt; wollt Ihr Euch noch so in eine Gegend hineinsehnen, aus der wir uns so gern wieder herauswickeln möchten? Jetzt gäbt Ihr alle Ideale und Kunstwörter für eine gute Ruhestelle hin."

„Wie Ihr auch sprecht!" sagte Sternbald, „davon kann ja gar nicht die Rede sein. Wir haben uns durch Eure Schuld verirrt, und es steht Euch nicht zu, nun noch zu spotten."

Sie setzten sich ermüdet auf den Stumpf eines abgehauenen Baumes nieder. Franz sagte: „Wir werden hier wohl übernachten müssen, denn ich sehe noch keinen möglichen Ausweg."

„Gut denn!" rief Bolz aus, „wenn es die Not so haben will, so wollen wir uns auch in die Not finden. Wir wollen sprechen, Lieder singen, und schlafen, so gut es sich thun läßt. Mit dem Aufgange der Sonne sind wir dann wieder munter, und kehren zur Stadt zurück. Fangt Ihr an zu singen."

Sternbald sagte: „Da wir nichts Bessers zu thun wissen, will ich Euch ein Lied von der Einsamkeit singen, es schickt sich gut zu unserm Zustande."

Über mir das hellgestirnte Himmelsdach,
Alle Menschen dem Schlaf ergeben,
Ruhend von dem mühevollen Leben,
Ich allein, allein im Hause wach.

Trübe brennt das Licht herunter;
Soll ich aus dem Fenster schauen,
'nüber nach den fernen Auen?
Meine Augen bleiben munter.

Soll ich mich im Strahl ergehen
Und des Mondes Aufgang suchen?
Sieh', er flimmert durch die Buchen,
Weiden am Bach im Golde stehen.

Ist es nicht, als käme aus den Weiden
Ach ein Freund, den ich lange nicht gesehn,
Ach, wie viel ist schon seither geschehn,
Seit dem qualenvollen, bittern Scheiden!

An den Busen will ich ihn mächtig drücken,
Sagen, was so ofte mir gebangt,
Wie mich inniglich nach ihm verlangt,
Und ihm in die süßen Augen blicken.

Aber der Schatten bleibt dort unter den Zweigen,
Ist nur Mondenschein,
Kömmt nicht zu mir herein,
Sich als Freund zu zeigen.

Ist auch schon gestorben und begraben,
Und vergess' es jeden Tag,
Weil ich's so übergerne vergessen mag;
Wie kann ich ihn denn in den Armen haben?

Geht der Fluß murmelnd durch die Klüfte,
Sucht die Ferne nach eigner Melodie,
Unermüdet sprechend spat und früh:
Wehn vom Berge schon Septemberlüfte.

Töne fallen von oben in die Welt,
Lust'ge Pfeifen, fröhliche Schalmein,
Ach! sollten es Bekannte sein?
Sie wandern zu mir übers Feld.

Fernab ertönen sie, keiner weiß von mir,
Alle meine Freunde mich verlassen,
Die mich liebten, jetzt mich hassen,
Kümmert sich keiner, daß ich wohne hier.

Ziehn mit Netzen oft lustig am See,
Höre oft das ferne Gelach;
Seufze mein kümmerlich Ach!
Thut mir der Busen so weh.

Ach! wo bist du Bild geblieben,
Engelsbild vom schönsten Kind?
Keine Freuden übrig sind,
Unterstund mich, dich zu lieben.

Hast den Gatten längst gefunden,
Wie der fernste Schimmerschein,
Fällt mein Name dir wohl ein,
Nie in deinen guten Stunden.

Und das Licht ist ausgegangen,
Sitze in der Dunkelheit,
Denke, was mich sonst gefreut,
Als noch Nachtigallen sangen.

Ach! und warst nicht einsam immer?
Keiner, der dein Herz verstand,
Keiner sich zu dir verband.
Geh auch unter Mondesschimmer!

Lösche, lösche letztes Licht!
Auch wenn Freunde mich umgeben,
Führ ich doch einsames Leben:
Lösche, lösche letztes Licht,
Der Unglückliche braucht dich nicht!

Indem hörten sie nicht weit von sich eine Stimme singen:

Wer lust'gen Mut zur Arbeit trägt
Und rasch die Arme stets bewegt,
Sich durch die Welt noch immer schlägt.
Der Träge sitzt, weiß nicht wo aus
Und über ihm stürzt ein das Haus,
Mit vollen Segeln munter
Fährt der Frohe das Leben hinunter.

Der Singende war ein Kohlenbrenner, der jetzt näher kam. Bolz und Sternbald gingen auf ihn zu, sie standen seiner Hütte ganz nahe, ohne daß sie es bemerkt hatten. Er war freundlich, und bot ihnen von freien Stücken sein kleines Haus zum Nachtlager an. Die beiden Ermüdeten folgten ihm gern.

Drinnen war ein kleines Abendessen zurecht gemacht, kein Licht brannte, aber einige Späne, die auf dem Herde unterhalten wurden, erleuchteten die Hütte. Eine junge Frau war geschäftig, den Fremden einen Sitz auf einer Bank zu bereiten, die sie an den Tisch schob. Alle setzten sich nieder, und aßen aus derselben Schüssel; Franz saß neben der Frau des Köhlers, die ihn mit lustigen Augen zum Essen nötigte. Er fand sie artig, und bewunderte die Wirkung des Lichtes auf die Figuren.

Der Köhler erzählte viel vom nahen Eisenhammer, für den er die meisten Kohlen lieferte, er hatte noch so spät einen Weiler besucht. Ein kleiner Hund gesellte sich zu ihnen und war äußerst freundlich, die Frau, die lebhaft war, spielte und sprach mit ihm, wie mit einem Kinde. Sternbald fühlte in der Hütte wieder die ruhigen, frommen Empfindungen, die ihn schon so oft beglückt hatten: er prägte sich die Figuren und Erleuchtung seinem Gedächtnisse ein, um einmal ein solches Gemälde darzustellen.

Als sie mit dem Essen beinahe fertig waren, klopfte noch jemand an die Thür, und eine klägliche Stimme flehte um nächtliche Herberge. Alle verwunderten sich, der Köhler öffnete die Hütte, und Sternbald erstaunte, als er den Pilgrim hereintreten sah. Der Köhler war gegen den Wallfahrer sehr ehrerbietig, es wurde Speise herbeigeschafft, die Stube heller gemacht. Der Pilgrim erschrak, als er hörte, daß er der Stadt so nahe sei, er hatte sie schon seit zwei Tagen verlassen, sich auf eine unbegreifliche Art verirrt, und bei allen Zurechtweisungen immer den unrechten Weg ergriffen, so daß er jetzt kaum eine halbe Meile von dem Orte entfernt war, von dem er ausging.

Der Wirt erzählte noch allerhand, die junge Frau war geschäftig, der Hund war gegen Sternbald sehr zuthunlich. Nach der Mahlzeit wurde für die Fremden eine Streu zubereitet, auf der sich der Wallfahrer und Bolz sogleich ausstreckten. Franz war gegen sein Erwarten munter. Der Köhler und seine Frau gingen nun auch zu Bette, der Hund ward nach seiner Behausung auf den kleinen Hof gebracht, Sternbald blieb bei den Schlafenden allein.

Der Mond sah durch das Fenster, in der Einsamkeit fiel des Bildhauers Gesicht dem Wachenden auf, es war eine Physiognomie, die Heftigkeit und Ungestüm ausdrückte. Franz begriff es nicht, wie er seinen anfänglichen Widerwillen gegen diesen Menschen so habe überwinden können, daß er jetzt mit ihm umgehe, daß er sich ihm sogar vertraue.

Bolz schien unruhig zu schlafen, er warf sich oft umher, ein Traum ängstigte ihn. Franz vergaß beinahe, wo er war, denn alles umher erhielt eine sonderbare Bedeutung. Seine Phantasie ward erhitzt, und es währte nicht lange, so glaubte er sich unter Räubern zu befinden, die es auf sein Leben angesehn hätten, jedes Wort des Kohlenbrenners, dessen er sich nur erinnerte, war ihm

verdächtig, er erwartete es ängstlich, wie er mit seinen Spießgesellen wieder aus der Thür herauskommen würde, um sie im Schlafe umzubringen und zu plündern. Über diesen Betrachtungen schlief er ein, aber ein fürchterlicher Traum ängstigte ihn noch mehr, er sah die entsetzlichsten Gestalten, die seltsamsten Wunder, er erwachte unter drückenden Beklemmungen.

Am Himmel sammelten sich Wolken, auf die die Strahlen des Mondes fielen, die Bäume vor der Hütte bewegten sich. Um sich zu zerstreuen schrieb er folgendes in seine Schreibtafel nieder:

Die Phantasie.

Wer ist dort der alte Mann,
In einer Ecke festgebunden,
Daß er sich nicht rührt und regt?
Vernunft hält über ihn Wache,
Sieht und erkundet jede Miene.
Der Alte ist verdrießlich,
Um ihn in tausend Falten
Ein weiter Mantel geschlagen.

Es ist der launige Phantasus,
Ein wunderlicher Alter,
Folgt stets seiner närrischen Laune,
Sie haben ihn jetzt festgebunden,
Daß er nur seine Possen läßt,
Vernunft im Denken nicht stört,
Den armen Menschen nicht irrt,
Daß er sein Tagsgeschäft
In Ruhe vollbringe,
Mit dem Nachbar verständig spreche
Und nicht wie ein Thor erscheine.
Denn der Alte hat nie was Kluges im Sinn,
Immer tändelt er mit dem Spielzeug
Und kramt es aus und lärmt damit,
So wie nur nicht nach ihm gesehn wird.

Der alte Mann schweigt und runzelt die Stirn,
Als wenn er die Rede ungern vernähme,
Schilt gern alles langweilig,
Was in seinen Kram nicht taugt.

19. Den Namen des Phantasus hat Tieck später einer Sammlung seiner Jugenddichtungen vorgesetzt; s. Bd. 141, 1, S. XVII.

Der Mensch handelt, denkt, die Pflicht
Wird indes stets von ihm gethan;
Fällt in die Augen das Abendrot hinein,
Stehn Schlummer und Schlaf aus ihrem Winkel auf,
Da sie den Schimmer merken.
Vernunft muß ruhn und wird zu Bett gebracht,
Schlummer singt ihr ein Wiegenlied:
Schlaf ruhig, mein Kind, morgen ist auch noch ein Tag.
Mußt nicht alles auf einmal denken,
Bist unermüdet und das ist schön,
Wirst auch immer weiter kommen,
Wirst deinem lieben Menschen Ehre bringen,
Er schätzt dich auch über alles,
Schlaf ruhig, schlaf ein. —
Wo ist meine Vernunft geblieben? sagt der Mensch,
Geh, Erinn'rung, und such sie auf!
Erinn'rung geht und trifft sie schlafend,
Gefällt ihr die Ruhe auch,
Nickt über der Gefährtin ein.
Nun werden sie gewiß dem Alten die Hände frei machen,
Denkt der Mensch und fürchtet sich schon.
Da kömmt der Schlaf zum Alten geschlichen,
Und sagt: Mein Bester, du mußt erlahmen,
Wenn dir die Glieder nicht frei gemacht werden,
Pflicht, Vernunft und Verstand bringen dich ganz herunter,
Und du bist gutwillig, wie ein Kind. —
Indem macht der Schlaf ihm schon die Hände los,
Und der Alte schmunzelt: sie haben mir viel zu danken,
Mühsam hab' ich sie erzogen,
Aber nun verachten sie mich alten Mann,
Meinen, ich würde kindisch,
Sei zu gar nichts zu gebrauchen.
Du, mein Liebster, nimmst dich mein noch an,
Wir beiden bleiben immer gute Kameraden.
Der Alte steht auf und ist der Banden frei,
Er schüttelt sich vor Freude:
Er breitet den weiten Mantel aus,
Und aus allen Falten stürzen wunderbare Sachen,
Die er mit Wohlgefallen ansieht.
Er kehrt den Mantel um und spreitet ihn weit umher,
Eine bunte Tapete ist die untre Seite.
Nun hantiert Phantasus in seinem Zelte
Und weiß sich vor Freuden nicht zu lassen.
Aus Glas und Krystallen baut er Schlösser,

Läßt oben von den Zinnen Zwerge gucken,
Die mit dem großen Kopfe wackeln.
Unten gehn Fontänen im Garten spazieren,
Aus Röhren sprudeln Blumen in die Luft,
Dazu singt der Alte ein seltsam Lied
Und klimpert mit aller Gewalt auf der Harfe.
Der Mensch sieht seinen Spielen zu
Und freut sich, vergißt, daß Vernunft
Ihn vor allen Wesen herrlich macht.
Spricht: Fahre fort, mein lieber Alter.
Und der Alte läßt sich nicht lange bitten,
Schreiten Geistergestalten heran,
Zieht die kleinen Marionetten an Fäden
Und läßt sie aus der Ferne größer scheinen.
Tummeln sich Reiter und Fußvolk,
Hängen Engel in Wolken oben,
Abendröten und Mondschein gehn durch einander.
Verschämte Schönen sitzen in Lauben,
Die Wangen rot, der Busen weiß,
Das Gewand aus blinkenden Strahlen gewebt.
Ein Heer von Koboldên lärmt und tanzt,
Alte Helden kommen von Troja wieder,
Achilles, der greise Nestor versammeln sich zum Spiel
Und entzweien sich wie die Knaben. —
Ja, der Alte hat daran noch nicht genug,
Er spricht und singt: Laß deine Thaten fahren,
Dein Streben, Mensch, deine Grübelei'n,
Sieh, ich will dir goldne Kegel schenken,
Ein ganzes Spiel, und silberne Kugeln dazu,
Männerchen, die von selbst immer auf den Beinen stehn,
Warum willst du dich des Lebens nicht freun?
Dann bleiben wir beisammen,
Vertreiben mit Gespräch die Zeit,
Ich lehre dich tausend Dinge,
Von denen du noch nichts weißt. —
Das blinkende Spielzeug sticht dem Menschen in die Augen,
Er reckt die Hände gierig aus,
Indem erwacht mit dem Morgen die Vernunft,
Reibt die Augen und gähnt und dehnt sich:
Wo ist mein lieber Mensch?
Ist er zu neuen Thaten gestärkt? so ruft sie.
Der Alte hört die Stimme und fängt an zu zittern,
Der Mensch schämt sich, läßt Kegel und Kugel fallen,
Vernunft tritt ins Gemach.

Ist der alte Wirrwarr schon wieder los geworden?
Ruft Vernunft aus, läßt du dich immer wieder locken
Von dem kindischen Greise, der selber nicht weiß
Was er beginnt? —
Der Alte fängt an zu weinen,
Der Mantel wieder umgekehrt,
Ihm um die Schultern gehängt,
Arm' und Beine festgebunden.
Sitzt wieder grämlich da.
Sein Spielzeug eingepackt,
Ihm alles wieder ins Kleid gesteckt,
Und Vernunft macht 'ne drohende Miene.
Der Mensch muß an die Geschäfte gehn,
Sieht den Alten nur von der Seite an
Und zuckt die Schultern über ihn.
Warum verführt ihr mir den lieben Menschen?
Grämelt der alte Phantasus,
Ihr werdet ihn matt und tot noch machen,
Wird vor der Zeit kindisch werden,
Sein Leben nicht genießen.
Sein bester Freund sitzt hier gebunden,
Der es gut mit ihm meint.
Er verzehrt sich und möcht' es gern mit mir halten,
Aber ihr Überklugen
Habt ihm meinen Umgang verleidet
Und wißt nicht, was ihr mit ihm wollt.
Schlaf ist weg und keiner steht mir bei.

Der Morgen brach indessen an, die übrigen im Hause wurden munter, und Franz las dem Bildhauer seine Verse vor, der darüber lachte und sagte: „Auch dies Gedicht, mein Freund, rührt vom Phantasus her, man sieht es ihm wohl an, daß es in der Nacht geschrieben ist; dieser Mann hat, wie es scheint, Spott und Ernst gleich lieb."

Das dunkle Gemach wurde erhellt, der Köhler trat mit seiner Frau herein. Franz lächelte über seine nächtliche Einbildung, er sah nun die Thür, die er immer gefürchtet hatte, deutlich vor sich stehn, nichts Furchtbares war an ihr sichtbar. Die Gesellschaft frühstückte, wobei der muntere Köhler noch allerhand erzählte. Er sagte, daß in einigen Tagen eine Nonne im benachbarten Kloster ihr Gelübde ablegen würde, und daß sich dann zu

dieser Feierlichkeit alle Leute aus der umliegenden Gegend versammelten. Er beschrieb die Ceremonieen, die dabei vorfielen, er freute sich auf das Fest, Sternbald schied von ihm und dem Pilgrim und ging mit dem Bildhauer zur Stadt zurück.

Sternbald ließ sich im Kloster melden, er ward der Äbtissin vorgestellt, er betrachtete das alte Gemälde, das er auffrischen sollte. Es war die Geschichte der heiligen Genoveva, wie sie mit ihrem Sohne unter einsamen Felsen in der Wildnis sitzt und von freundlichen, liebkosenden Tieren umgeben ist. Das Bild schien alt, er konnte nicht das Zeichen eines ihm bekannten Künstlers entdecken. Denksprüche gingen aus dem Munde der Heiligen, ihres Sohnes und der Tiere, die Komposition war einfach und ohne Künstlichkeit, das Gemälde sollte nichts als den Gegenstand auf die einfältigste Weise ausdrücken. Sternbald war willens, die Buchstaben zu verlöschen und den Ausdruck der Figur zu erhöhen, aber die Äbtissin sagte: „Nein, Herr Maler, Ihr müßt das Bild im ganzen so lassen, wie es ist, und um alles ja die Worte stehen lassen. Ich mag es durchaus nicht, wenn ein Gemälde zu zierlich ist.“

Franz machte ihr deutlich, wie diese weißen Zettel alle Täuschung aufhöben und unnatürlich wären, ja wie sie gewissermaßen das ganze Gemälde vernichteten, aber die Äbtissin antwortete. „Dies alles ist mir sehr gleich, aber eine geistliche, bewegliche Historie muß durchaus nicht auf eine ganz weltliche Art ausgedrückt werden. Reiz, und was ihr Maler Schönheit nennt, gehört gar nicht in ein Bild, das zur Erbauung dienen und heilige Gedanken erwecken soll. Mir ist hier das Steife, Altfränkische viel erwünschter, dies schon trägt zu einer gewissen Erhebung bei. Die Worte sind aber eigentlich die Erklärung des Gemäldes und diese gottseligen Betrachtungen könnt Ihr nimmermehr durch den Ausdruck der Mienen ersetzen. An der sogenannten Wahrheit und Täuschung liegt mir sehr wenig; wenn ich mich einmal davon überzeugen kann, daß ich hier in der Kirche diese Wildnis mit Tieren und Felsen antreffe, so ist es mir ein kleines, auch anzunehmen, daß diese Tiere sprechen, und daß ihre Worte hingeschrieben sind, wie sie selbst nur gemalt sind. Es entsteht dadurch etwas Geheimnisvolles, wovon ich nicht gut sagen kann, worin es liegt. Die übertriebenen Mienen und Gebärden aber sind mir zuwider. Wenn die Maler immer bei dieser alten Methode bleiben, so

werden sie sich auch stets in den Schranken der guten Sitten halten, denn dieser Ausdruck mit Worten führt gleichsam eine Aufsicht über ihr Werk. Ein Gemälde ist und bleibt eine gutgemeinte Spielerei, und darum muß man sie auch niemals zu ernsthaft treiben."

Franz ging betrübt hinweg, er wollte am folgenden Morgen anfangen. Das Gerüst wurde eingerichtet, die Farben waren zubereitet; als er in der Kirche oben allein stand und in die trüben Gitter hineinsah, fühlte er sich unbeschreiblich einsam, er lächelte über sich selber, daß er den Pinsel in der Hand führe. Er fühlte, daß er nur als Handwerker gedungen sei, etwas zu machen, wobei ihm seine Kunstliebe, ja sein Talent völlig überflüssig war, „Was ist bis jetzt von mir geschehen?" sagte er zu sich selber, „in Antwerpen habe ich einige Konterfeie ohne sonderliche Liebe gemacht, die Gräfin und Roderigo nachher gemalt, weil sie in ihn verliebt war, und nun stehe ich hier, um Denksprüche, schlecht geworfene Gewänder, Hirsche und Wölfe neu anzustreichen."

Indem hatten sich die Nonnen zur Hora versammelt und ihr feiner wohlklingender Gesang schwung sich wundersam hinüber, die erloschene Genoveva schien danach hinzuhören, die gemalten Kirchenfenster ertönten. Eine neue Lust erwachte in Franz, er nahm Palette und Pinsel mit frischem Mut und färbte Genovevens dunkles Gewand. „Warum sollte ein Maler," sagte er zu sich, „nicht allenthalben, auch am unwürdigen Orte, Spuren seines Daseins lassen? Er kann allenthalben ein Monument seiner schönen Existenz schaffen, vielleicht daß doch ein seltener zarter Geist ergriffen und gerührt wird, ihm dankt, und aus den Trübseligkeiten sich eine schöne Stunde hervorsucht." Er nahm sich nämlich vor, in dem Gesichte der Genoveva das Bildnis seiner teuren Unbekannten abzuschildern, soviel es ihm möglich war. Die Figuren wurden ihm durch diesen Gedanken teurer, die Arbeit lieber.

Er suchte in seiner Wohnung das Bildnis hervor, das ihm der alte Maler gegeben hatte, er sah es an, und Emma stand unwillkürlich vor seinen Augen. Sein Gemüt war wunderbar beängstigt, er wußte nicht, wofür er sich entscheiden sollte. Dieser Liebreiz, diese Heiterkeit seiner Phantasie bei Emmas Angedenken, die lüsternen Bilder und Erinnerungen, die sich ihm offenbarten, und dann das Zauberlicht, das ihm aus dem Bildnisse des teuren

18. schwung, altertümelnde Form statt schwang.

Angesichts aus herrlicher Ferne entgegenleuchtete, die Gesänge von Engeln, die ihn dorthin riefen, die schuldlose Kindheit, die wehmütige Sehnsucht, das Goldenste, Fernste und Schönste, was er erwünschen und erlangen konnte, daneben Sebastians Freude und Erstaunen, dazwischen das Grab.

Die Verworrenheit aller dieser Vorstellungen bemächtigte sich seiner so sehr, das er zu weinen anfing und keinen Gedanken erhaschte, der ihn trösten konnte. Ihm war, als wenn seine innerste Seele in den brennenden Thränen sich aus seinen Augen hinausweinte, als wenn er nachher nichts wünschen und hoffen dürfte und nur ungewisse, irrende Reue ihn verfolgen könne. Seine Kunst, sein Streben, ein edler Künstler zu werden, sein Wirken und Werden auf der Erde erschien ihm als etwas Armseliges, Kaltes und jämmerlich Dürftiges. In Dämmerung gingen die Gestalten der großen Meister an ihm vorüber, er mochte nach keinem mehr die Arme ausstrecken; alles war schon vorüber und geendigt, wovon er noch erst den Anfang erwartete.

Er schweifte durch die Stadt, und die bunten Häuser, die Brücken, die Kirchen mit ihrer künstlichen Steinarbeit, nichts reizte ihn, es genau zu betrachten, es sich einzuprägen, wie er sonst so gern that, in jedem Werke schaute ihn Vergänglichkeit und zweckloses Spiel mit trüben Augen, mit spöttischer Miene an. Die Mühseligkeit des Handwerkers, die Emsigkeit des Kaufmanns, das trostlose Leben des Bettlers daneben schien ihm nun nicht mehr, wie immer, durch große Klüfte getrennt: sie waren Figuren und Verzierungen von einem großen Gemälde, Wald, Bergstrom, Gebirge, Sonnenaufgang waren Anhang zur trüben, dunkeln Historie, die Dichtkunst, die Musik machten die Worte und Denksprüche, die mit ungeschickter Hand hineingeschrieben wurden. „Jetzt weiß ich," rief er im Unmute aus, „wie dir zu Mute ist, mein vielgeliebter Sebastian, erst jetzt lese ich aus mir selber deinen Brief, erst jetzt entsetze ich mich darüber, daß du recht hast. So kann keiner dem andern sagen und sprechen, was er denkt; wenn wir selbst wie tote Instrumente, die sich nicht beherrschen können, so angeschlagen werden, daß wir dieselben Töne angeben, dann glauben wir den andern zu vernehmen."

Die Melodie des Liedes von der Einsamkeit kam ihm ins Gedächtnis, er konnte es nicht unterlassen, das Gedicht leise vor sich hinzusingen, wobei er immer durch die Straßen lief und sich endlich in das Getümmel des Marktes verlor.

Er stand im Gedränge still, und ihm fiel bei, daß vielleicht keiner von den hier bewegten unzähligen Menschen seine Gedanken und seine Empfindungen kenne, daß er schon oft selbst ohne Arg herumgewandert sei, daß er auch vielleicht in wenigen Tagen alles vergessen habe, was ihn jetzt erschüttre, und er sich dann wohl wieder klüger und besser als jetzt vorkomme. Wenn er so in sein bewegtes Gemüt sah, so war es, als wenn er in einen unergründlichen Strudel hinabschaute, wo Woge an Woge drängt und schäumt und man doch keine Welle sondern kann, wo alle Fluten sich verwirren und trennen und immer wieder durch einander wirbeln, ohne Stillstand, ohne Ruhe, wo dieselbe Melodie sich immer wiederholt und doch immer neue Abwechselung ertönt: kein Stillstand, keine Bewegung, ein rauschendes, tosendes Rätsel, eine endlose, endlose Wut des erzürnten, stürzenden Elements.

Käufer und Verkäufer schrieen und lärmten durch einander, Fremde, die sich zurechtfragten, Wagen, die sich gewaltsam Platz machten. Alle Arten von Eßwaren umher gelagert, Kinder und Greise im Gewühl, alle Stimmen und Zungen zum verwirrten Unisono vereinigt. Nach der andern Seite drängte sich das Volk voll Neugier, und Franz ward von dem ungestümen Strome mit ergriffen und fortgezogen, er bemerkte es kaum, daß er von der Stelle kam.

Als er näher stand, hörte er durch das Geräusch der Stimmen, durch die öftere Unterbrechung, Fragen, Antworten und Verwunderung folgendes Lied singen:

Wie über Matten
Die Wolke zieht,
So auch der Schatten
Vom Leben flieht.

Die Jahre eilen
Kein Stillestand,
Und kein Verweilen,
Sie hält kein Band.

Nur Freude kettet
Das Leben hier,
Der Frohe rettet
Die Zeiten schier.

Ihm sind die Stunden
Was Jahre sind,
Sind nicht verschwunden,
Wer so gesinnt.

Ihm sind die Küsse,
Der goldne Wein
Noch 'mal so süße
Im Sonnenschein.

Ihm naht kein Schatten
Vergänglichkeit,
Für ihn begatten
Sich Freud' und Zeit.

Drum nehmt die Freude
Und sperrt sie ein,
Dann müßt ihr beide
Unsterblich sein.

Es war ein Mädchen, die dieses Lied absang, indem kam Franz durch eine unvermutete Wendung dicht an die Sängerin zu stehen, das Gedränge preßte ihn an sie, und indem er sie genau betrachtete, glaubte er Ludoviko zu erkennen. Jetzt hatte ihn der Strom von Menschen wieder entfernt, und er konnte daher seiner Sache nicht gewiß sein, ein Leierkasten fiel ihm mit seinen schwerfälligen Tönen in die Ohren, und eine andre Stimme sang:

Aus Wolken kommt die frohe Stunde,
O Mensch gesunde,
Laß Leiden sein und Bangigkeit,
Wenn Liebchens Kuß dein Herz erfreut.

In Küssen webt ein Zaubersegen,
Drum sei verwegen,
Was schadet's, wenn der Donner rollt,
Wenn nur der rote Mund nicht schmollt.

Franz war erstaunt, denn er glaubte in diesem begleitenden Sänger Florestan zu erkennen. Er war wie ein alter Mann gestaltet und verstellte, wie Sternbald glaubte, auch seine Stimme; doch war er noch zweifelhaft. — In kurzer Zeit hatte er beide aus den Augen verloren, so sehr er sich auch bemühte, sich durch die Menschen hindurchzudrängen.

Die beiden Gestalten lagen ihn immer im Sinne, er ging zum Kloster zurück, aber er konnte sie nicht vergessen, er wollte sie wieder aufsuchen, aber es war vergebens. Indem er malte, kam die Äbtissin mit einigen Nonnen hinzu, um ihm bei der Arbeit zuzusehn, die größte von ihnen schlug den Schleier zurück, und Franz erschrak über die Schönheit, über die Majestät eines Angesichts, die ihm plötzlich in die Augen fielen. Diese reine Stirn, diese großen dunkeln Augen, das schwermütige, unaussprechlich süße Lächeln der Lippen nahm sein Auge gleichsam mit Gewalt gefangen, sein Gemälde, jede andre Gestalt kam ihm gegen diese Herrlichkeit trübe und unscheinbar vor. Er glaubte auch noch nie einen so schlanken Wuchs gesehen zu haben, ihm fielen ein paar Stellen aus alten Gedichten ein, wo der Dichter von der siegenden Gewalt der Allerholdseligsten sprach, von der unüberwindlichen Waffenrüstung ihrer Schöne. — Ein altes Lied sagte:

Laß mich los, um Gotteswillen
Gieb mich armen Sklaven frei,
Laß die Augen dir verhüllen,
Daß ihr Glanz nicht tödlich sei.

Mußt du mich in Ketten schleifen,
Stärker als von Demantstein?
Muß das Schicksal mich ergreifen,
Ich ihr Kriegsgefangner sein? —

„Wie,“ dachte Sternbald, „muß dem Manne sein, dem sich diese Arme freundlich öffnen, dem dieser heilige Mund den Kuß entgegenbringt? Die Grazie dieser übermenschlichen Engelsgestalt ganz sein Eigentum!“

Die Nonne betrachtete das Gemälde und den Maler in einer nachdenklichen Stellung, keine ihrer Bewegungen war lebhaft, aber wider Willen ward das Auge nachgezogen, wenn sie ging, wenn sie die Hand erhob, das Auge war entzückt, in den Linien mitzugehen, die sie beschrieb. Franz gedachte an Roderigos Worte, der von der Gräfin gesagt hatte, daß sie in Bewegungen Musik schriebe, daß jede Biegung der Gelenke ein Wohllaut sei.

Sie gingen fort, der Gesang der Nonnen erklang wieder. Franz fühlte sich verlassen, daß er nicht neben der schönen Heiligen

15. Auch dieses „alte Lied“ in Tiecks Gedichten II, 218.

knieen konnte, ganz in Andacht hingegossen, die Augen dahingerichtet, wohin die ihrigen blickten, er glaubte, daß das allein schon ein höchst seliges Gefühl sein müsse, nur mit ihr dieselben Worte zu singen, zu denken. Wie widerlich waren ihm die Farben, die er auftragen, die Figuren, die er neu beleben sollte!

Auf den Abend sprach er den Bildhauer. Er schilderte ihm die Schönheit, die er gesehn hatte, Augustin schien beinahe eifersüchtig. Er erzählte, wie es dasselbe Mädchen sei, das in kurzem das Gelübde ablegen werde, von der der Köhler gesprochen habe, sie sei mit ihrem Stande unzufrieden, müsse sich aber dem Willen der Eltern fügen. „Ihr habt recht," fuhr er gegen Franz fort, „wenn Ihr sie eine Heilige nennt, ich habe noch nie eine Gestalt gesehn, die etwas so Hohes, so Überirdisches ausgedrückt hätte. Und nun denkt Euch diesen züchtigen Busen entfesselt, diese Wangen mit Scham und Liebe kämpfend, diese Lippen in Küssen entbrannt, das große Auge der Trunkenheit dahin gegeben, dies Himmlische des Weibes im Widerspruch mit sich selbst und doch ihre schönste Bestimmung erfüllend, — o, wer auf weiter Erde ist denn glückseliger und gebenedeiter, als dieser ihr Geliebter? Höhere Wonne wird auf dieser mageren Erde nicht reif, und wem diese bescheret ist, vergißt die Erde und sich und alles!"

Er schien noch weiter sprechen zu wollen, aber plötzlich brach er ab und verließ Sternbald im unnützen Nachsinnen verloren.

Franz hatte noch keine seiner Arbeiten mit dieser Unentschlossenheit und Beklemmung gemacht, er schämte sich eigentlich seines Malens an diesem Orte, besonders in Gegenwart der majestätischen Gestalt. Sie besuchte ihn regelmäßig und betrachtete ihn genau. Ihre Gestalt prägte sich jedesmal tiefer in seine Phantasie, er schied immer ungerner.

Die Malerei ging rascher fort, als er sich gedacht hatte. Die Genoveva machte er seiner teuren Unbekannten ähnlich, er suchte den Ausdruck ihrer Physiognomie zu erhöhen und den geistreichen Schmerz gut gegen die unschuldigen Gesichter der Tiergestalten abstechen zu lassen. Wenn die Orgel zuweilen ertönte, fühlte er sich wohl selbst in schauerliche Einsamkeit entrückt, dann fühlte er Mitleid mit der Geschichte, die er darstellte, ihn erschreckte dann der wehmütige Blick, den die Unbekannte von der Wand herab auf ihn warf, die Tiere mit ihren Denksprüchen rührten ihn innerlich. Aber fast immer sehnte er sich zu einer andern Arbeit hin.

Manchmal glaubte er, daß die schöne Nonne ihn mit Teilnahme und Rührung betrachte, denn es schien zuweilen, als wenn sie jeden seiner Blicke aufzuhaschen suchte; so oft er die Augen auf sie wandte, begegnete er ihrem bedeutenden Blicke. Er wurde rot, der Glanz ihrer Augen traf ihn wie ein Blitz. Die Äbtissin hatte sich an einem Morgen auf eine Weile entfernt, die übrigen Nonnen waren nicht zugegen und Sternbald war gerade unten am Gemälde beschäftigt, als das schöne Mädchen ihm plötzlich ein Papier in die Hand drückte. Er wußte nicht, wie ihm geschah, er verbarg es schnell. Die wunderbarste Zeit des Altertums mit allen ihren ungeheuren Märchen, dünkte ihm, wäre ihm nahe getreten, hätte ihn berührt und sein gewöhnliches Leben sei auf ewig völlig entschwunden. Seine Hand zitterte, sein Gesicht glühte, seine Augen irrten umher und scheuten sich, den ihrigen zu begegnen. Er schwur ihr im Herzen Treue und feste Kühnheit, er unternahm jegliche Gefahr, ihm schien es Kleinigkeit, das Gräßlichste um ihrentwillen zu unternehmen. Er sah im Geiste Entführung und Verfolgung vor sich, er flüchtete sich schon in Gedanken zu seiner Genoveva in die unzugängliche Wüste.

„Wer hätte das gedacht,“ sagte er zu sich, „als ich zuerst den steinernen Fußboden dieses Klosters betrat, daß hier mein Leben einen neuen Anfang nehmen würde? daß mir das gelingen könne, was ich für das Unmöglichste hielt?“

Indem versammelten sich die Nonnen auf dem Chor, die Glocke schlug ihre Töne, die ihm ins Herz redeten, man ließ ihn allein, und der herzdurchdringende, einfache Gesang hob wieder an. Er konnte kaum atmen, so schienen ihn die Töne wie mit mächtigen Armen zu umfassen und sich dicht an seine entzückte Brust zu drücken.

Als alles wieder ruhig war, als er sich allein befand, nahm er den Brief wieder hervor, seine Hand zitterte, als er ihn erbrechen wollte, aber wie erstaunte er, als er die Aufschrift: „An Ludoviko“, las! — Er schämte sich vor sich selber, er stand eine Weile tief nachsinnend, dann arbeitete er mit neuer Inbrunst am Antlitz seiner Heiligen weiter, er konnte den Zusammenhang nicht begreifen, alle seine Sinne verwirrten sich. Das Gemälde schien ihn mit seinen alten Versen anzureden, Genoveva ihm seine Untreue, seinen Wankelmut vorzuwerfen.

Es war Abend geworden, als er das Kloster verließ. Er

ging über den Kirchhof nach dem Felde zu, als ihm wieder die dumpfen Leiertöne auffielen. Der Alte kam auf ihn zu und nannte ihn bei Namen. Es war niemand anders als Florestan.

Sternbald konnte sich vor Erstaunen nicht finden, aber jener sagte: „Sieh, mein Freund, dies ist das menschliche Leben, wir nahmen vor kurzem so wehmütig Abschied von einander, und nun triffst du mich so unerwartet und bald wieder, und zwar als alten Mann. Sei künftig niemals traurig, wenn du einen Freund verlässest. Aber hast du nichts an Ludoviko abzugeben?"

Sternbald ahnete nun den Zusammenhang, mit zitternder Hand gab er ihm den Brief, den er von der Nonne empfangen hatte. Florestan empfing ihn freudig. Als Franz ihn weiter befragte, antwortete er lustig: „Sieh, mein Freund, wir sind jetzt auf Abenteuer, Ludoviko liebt sie, sie ihn, in wenigen Tagen will er sie entführen, alle Anstalten dazu sind getroffen, ich führe bei ihm ein Leben wie im Himmel, alle Tage neue Gefahren, die wir glücklich überstehn, neue Gegenden, neue Lieder und neue Gesinnungen."

Franz wurde empfindlich. „Wie?" sagte er im Eifer, „soll auch sie ein Schlachtopfer seiner Verführungskunst, seiner Treulosigkeit werden? Nimmermehr!"

Rudolf hörte darauf nicht, sondern bat ihn, nur einen Augenblick zu verweilen, er müsse Ludoviko sprechen, würde aber sogleich zurückkommen. Vor allen Dingen aber solle er dem Bildhauer Bolz nicht ein Wort davon entdecken.

Franz blieb allein und konnte sich über sich selbst nicht zufrieden geben, er wußte nicht, was er zu allem sagen solle. Er setzte sich unter einem Baume nieder, und Rudolf kam nach kurzer Zeit zurück. „Hier, mein liebster Freund," sagte dieser, „diesen Zettel mußt du morgen deiner schönen Heiligen übergeben, er entscheidet ihr Schicksal."

„Wie?" rief Franz bewegt aus, „soll ich mich dazu erniedrigen, das herrlichste Geschöpf vernichten zu helfen? Und du, Rudolf, kannst mit diesem Gleichmute ein solches Unternehmen beginnen? Nein, mein Freund, ich werde sie vor dem Verführer warnen, ich werde ihr raten, ihn zu vergessen, wenn sie ihn liebt, ich werde ihr erzählen, wie er gesinnt ist."

„Sei nicht unbesonnen," sagte Florestan, „denn du schadest dadurch dir und allen. Sie liebt ihn, sie zittert vor dem Tage

ihrer Einkleidung, die Flucht ist ihr freier Entschluß, was geht dich das übrige an? Und Ludoviko wird und kann ihr nicht niedrig begegnen. — Seit er sie kennt, ist er, möchte ich sagen, durchaus verändert. Er betet sie an wie ein himmlisches, überirdisches Wesen, er will sie zu seiner Gattin machen, und ihr die Treue seines Lebens widmen. Aber lebe wohl, ich habe keine Zeit zu verlieren, sprich zum Bildhauer kein Wort, ich lasse dir den Brief, denn du bist mein und Ludovikos Freund, und wir trauen dir beide keine Schändlichkeit zu.“

Mit diesen Worten eilte Florestan fort, und Sternbald ging zur Stadt zurück. Er wich dem Bildhauer aus, um sich nicht zu verraten. Am folgenden Morgen erwartete er mit Herzklopfen die Gelegenheit, mit der er der schönen Nonne das Billet zustecken könne. Sie nahm es mit Erröten, und verbarg es im Busen. Über ihr lilienweißes Gesicht legte sich ein so holdes Schamrot, ihre gesenkten Augen glänzten so hell, daß Franz ein vom Himmel verklärtes Wesen vor sich zu sehn glaubte. Sie schien nun ein Vertrauen zu Franz zu haben und doch seine Augen zu fürchten, ihre Majestät war sanfter und um so lieblicher. Franz war im innersten Herzen bewegt.

Die Zeit verging, die Arbeit am Gemälde nahte sich ihrer Vollendung. Bolz schien mit einem großen Unternehmen schwanger zu gehen, seinem Freunde Sternbald sich aber nicht ganz vertrauen zu wollen. An einem Morgen, als er wieder zum Malen ging, es war der letzte Tag seiner Arbeit, fand er das ganze Kloster in der größten Bewegung. Alle liefen unruhig durch einander, man suchte, man fragte, man erkundigte sich, die schöne Novize ward vermißt, der Tag ihrer Einkleidung war ganz nahe. Sternbald ging schnell an seine Arbeit, sein Herz war unruhig, er war ungewiß, ob er sich etwas vorzuwerfen habe.

Wie freute er sich, als er nun das Gemälde vollendet hatte, als er wußte, daß er das Kloster nicht mehr zu besuchen brauche, in welchem die Schönheit nicht mehr war, die seine Augen nur zu gern aufgesucht hatten. Er erhielt von der Äbtissin seine Bezahlung, betrachtete das Gemälde noch einmal, und ging dann übers Feld nach der Stadt zurück.

Er zitterte für seine Freunde, für die schöne Nonne; er suchte den Bildhauer auf, der aber nirgends anzutreffen war. Er verließ schon am folgenden Morgen die Stadt, um sich endlich Italien zu nähern und Rom, den erwünschten Ort, zu sehn.

Gegen Mittag fand er am Wege den Bildhauer Bolz liegen, der ganz entkräftet war. Franz erstaunte nicht wenig, ihn dort zu finden. Mit Hilfe einiger Vorüberwandernden brachte er ihn ins nahe Städtchen, er war verwundet, entkräftet und verblutet, aber ohne Gefahr.

Franz sorgte für ihn, und als sie allein waren, sagte Augustin: „Ihr trefft mich hier, mein Freund, gewiß gegen Eure Erwartung an, ich hätte Euch mehr vertrauen, und mich früher Eurer Hilfe bedienen sollen, so wäre mir dies Unglück nicht begegnet. Ich wollte die Nonne, die man in wenigen Tagen einkleiden wollte, entführen, ich beredete Euch deshalb, Euch im Kloster dort zu verdingen. Aber man ist mir zuvorgekommen. In der verwichenen Nacht traf ich sie in Gesellschaft von zwei unbekannten Männern, ich fiel sie an und ward überwältigt. Ich zweifle nicht, daß es ein Streich von Roderigo ist, der sie kannte, und sie schon vor einiger Zeit rauben wollte."

Franz blieb einige Tage bei ihm, bis er sich gebessert hatte, dann nahm er Abschied, und ließ ihm einen Teil seines Geldes zur Pflege des Bildhauers zurück.

Drittes Kapitel.

Aus Florenz antwortete Franz seinem Freunde Sebastian folgendermaßen:

„Liebster Sebastian!

Ich möchte zu Dir sagen: sei gutes Muts! wenn Du jetzt imstande wärest, auf meine Worte zu hören. Aber leider ist es so beschaffen, daß wenn der andre uns zu trösten vermöchte, wir uns auch selber ohne weiteres trösten könnten. Darum will ich lieber schweigen, liebster Freund, weil überdies wohl bei Dir die trüben Tage vorüber gegangen sein mögen.

In jedem Falle, lieber Bruder, verliere nicht den Mut zum Leben, bedenke, daß die traurigen Tage eben so gewiß als die fröhlichen vorübergehen, daß auf dieser veränderlichen Welt nichts eine dauernde Stelle hat. Das sollte uns im Unglück trösten und unsre übermütige Fröhlichkeit dämpfen.

Wenn ich Dich doch, mein Liebster, auf meiner Reise bei mir hätte! Wie ich da alles mehr und inniger genießen würde!

Wenn ich Dir nur alles sagen könnte, was ich lerne und erfahre, und wie viel Neues ich sehe und schon gesehn habe! Es überschüttet und überwältigt mich oft so, daß ich mich ängstige, wie ich alles im Gedächtnis, in meinen Sinnen aufbewahren will. Die Welt und die Kunst ist viel reicher, als ich vorher glauben konnte. Fahre nur eifrig fort zu malen, Sebastian, damit Dein Name auch einmal unter den würdigen Künstlern genannt werde, Dir gelingt es gewiß eher und besser, als mir. Mein Geist ist zu unstät, zu wankelmütig, zu schnell von jeder Neuheit ergriffen; ich möchte gern alles leisten, und darüber werde ich am Ende gar nichts thun können.

So ist mein Gemüt aufs heftigste von zwei neuen großen Meistern bewegt, vom venetianischen Titian, und von dem allerlieblichsten Antonio Allegri von Correggio. Ich habe, möcht ich sagen, alle übrige Kunst vergessen, indem diese edlen Künstler mein Gemüt erfüllen, doch hat der letztere auch beinahe den ersteren verdrängt. Ich weiß mir in meinen Gedanken nichts Holdseligers vorzustellen, als er uns vor die Augen bringt, die Welt hat keine so liebliche, so vollreizende Gestalten, als er zu malen versteht. Es ist, als hätte der Gott der Liebe selber in seiner Behausung gearbeitet und ihm die Hand geführt. Wenigstens sollte sich nach ihm keiner unterfangen, Liebe und Wollust darzustellen, denn keinem andern Geist hat sich so das Glorreiche der Sinnenwelt offenbart.

Es ist etwas Köstliches, Unbezahlbares, Göttliches, daß ein Maler, was er in der Natur nur Reizendes findet, was seine Imagination nur veredeln und vollenden kann, uns nicht in Gleichnissen, in Tönen, in Erinnerungen oder Nachahmungen aufbewahrt, sondern es auf die kräftigste und fertigste Weise selber hinstellt und giebt. Darum ist auch in dieser Hinsicht die Malerei die erste und vollendeteste Kunst, das Geheimnis der Farben ist anbetungswürdig. Der Reiche, der Correggios Gemälde, seine Leda, seine badenden schönsten Nymphen besitzt, hat sie wirklich, sie blühen in seinem Palast in ewiger Jugend, der allerhöchste Reiz ist bei ihm einheimisch; wonach andre mit glühender Phantasie suchen, was Stumpfere mit ihren Sinnen sich nicht vorstellen

14. Correggio (1494—1534), der Meister des Kolorites, ist der eigentliche Liebling der Romantiker unter den Malern. — 33. Correggios Leda, begleitet von ihren badenden Gespielinnen, befindet sich derzeit in Berlin.

können, lebt und webt bei ihm wirklich, ist seine Göttin, seine Geliebte, sie lächelt ihn an, sie ist gern in seiner Gegenwart.

Wie ist es möglich, wenn man diese Bilder gesehn hat, daß man noch vom Kolorit geringschätzend sprechen kann? Wer würde nicht von der Allmacht der Schönheit besiegt werden, wenn sie sich ihm nackt und unverhüllt, ganz in Liebe hingegeben, zu zeigen wagte? — Das Studium dieser himmlischen Jugendgeister hat die große Zauberei erfunden, dies und noch mehr unsern Augen möglich zu machen.

Was die Gesänge des liebenden Petrarka wie aus der Ferne herüberwehen, Schattenbilder im Wasser, die mit den Wogen wieder wegfließen, was Ariosts feuriger Genius nur lüstern und in der Ferne zeigen kann, wonach wir sehen und es doch nicht entdecken können, im Walde fernab die ungewissesten Spuren, die dunkeln Gebüsche verhüllen es, so sehr wir danach irren und suchen; alles das steht in der allerholdseligsten Gegenwart dicht vor uns. Es ist mehr, als wenn Venus uns mit ihrem Knaben selber besuchte, der Genuß an diesen Bildern ist die hohe Schule der Liebe, die Einweihung in die höchsten Mysterien, wer diese Gemälde nicht verehrt, versteht und sich an ihnen ergötzt, der kann auch nicht lieben, der muß nur gleich sein Leben an irgend eine unnütze, mühselige Beschäftigung wegwerfen, denn ihm ist es verborgen, was er damit anfangen kann.

Eine Zeichnung mag noch so edel sein, die Farbe bringt erst die Lebenswärme, und ist mehr und inniger, als der körperliche Umfang der Bildsäule.

Ich hätte mich glücklich geschätzt, wenn ich diesen Allegri noch im Leben angetroffen hätte, aber er ist gestorben. Er soll ein dürftiges, unbekanntes Leben geführt haben. Sein Phantasie, die immer in Liebe entbrannt war, hat ihn gewiß dafür entschädigt. Auch in seinen geistlichen Kompositionen spiegelt sich eine liebende Seele, der Gürtel der Venus ist auch hier verborgen, und man weiß immer nicht, welche seiner Figuren ihn heimlich trägt. Auge und Herz bleiben gern verweilend zurückgezogen; der Mensch fühlt sich bei ihm in der Heimat der glücklichsten Poesie, er denkt: ja, das war es, was ich suchte, was ich wollte und es immer zu finden verzweifelte. Vulkans künstliches Netz zieht sich

28. Correggio ist 1534 gestorben; hier weicht Tieck also von der historischen Chronologie ab.

unzerreißbar um uns her, und schließt uns eng und enger an Venus, die vollendete Schönheit an.

Es herrscht in seinen Bildern nicht halbe Lüsternheit, die sich verstohlen und ungern zu erkennen giebt, die der Maler erraten läßt, der sich gleich darauf gern wieder zurückzöge, um viel zu verantworten zu haben, sich aber auch wirklich zu verantworten; es ist auch nicht gemeine Sinnlichkeit, die sich gegen den edlern Geist empört, um sich nur bloßzustellen, um in frecher Schande zu triumphieren, sondern die reinste und hellste Menschheit, die sich nicht schämt, weil sie sich nicht zu schämen braucht, die in sich selbst durchaus glückselig ist. Es ist, so möcht ich sagen, der Frühling, die Blüte der Menschheit: alles im vollen, schwelgenden Genuß, alle Schönheit emporgehoben in vollster Herrlichkeit, alle Kräfte spielend und sich übend im neuen Leben, im frischen Dasein. Herbst ist weit ab, Winter ist vergessen, und unter den Blumen, unter den Düften und grünglänzenden Blättern wie ein Märchen, von Kindern erfunden.

Es ist, als wenn ich mit der weichen, ermattenden und doch erfrischenden Luft Italiens eine andre Seele einzöge, als wenn mein inneres Gemüt auch einen ewigen Frühling hervortriebe, wie er von außen um mich glänzt und schwillt und sich treibend blüht. Der Himmel hier ist fast immer heiter, alle Wolken ziehn nach Norden, so auch die Sorgen, die Unzufriedenheit. O, liebster Bruder, Du solltest hier sein, die Harfenstimmen der Geister, die Blumenhände der unsichtbaren Engel würden auch Dich berühren und heilen.

In wenigen Tagen reise ich nach Rom. Ein verständiger Mann, der die Kunst über alles liebt, ist mein Begleiter, er und seine junge schöne Frau reisen ebenfalls nach Rom. Er heißt Castellani.

Ich habe mancherlei unterdessen gearbeitet, womit ich aber nicht sonderlich zufrieden bin; doch erleichtert mir mein Verdienst die Reise. Laß es mir doch niemals an Nachrichten von Dir mangeln. Lebe wohl, liebe immer wie sonst

Deinen Franz Sternbald."

Als Franz diesen Brief geendigt hatte, nahm er seine Zither und spielte darauf, wodurch er bewegt ward, folgende Verse niederzuschreiben:

35 ff. Der Schluß des Kapitels fehlt in der spätern Umarbeitung.

Der Frühling.

Die liebe Erde hat ihr Winterkleid abgelegt,
Die Hügel ihrer Brust sind schon durch Liebe bewegt,
Die Finsternis, die Wolken sind dahin,
Sie hat nun einer Braut oder jungen Witwe Sinn.
Ihr schöner Leib ist um und um geschmückt,
Mit tausend Blumen schön auf ihrem Gewande gestickt,
Ihr bunter Rock ist vom kunstreichen April gewebt,
Der durch und durch mit hellen, glänzenden Farben lebt
Hier Lilien weiß, dort Rosen rötlich sein,
Und goldne Blumen machen blanken Schein,
Und flimmern unter silberne hinein,
Als sollt' die Erd' ein Sternenhimmel sein.
Wie Augen sehen blaue Blumen her,
Wie Lippen rufen rote Blüten dort,
Ich wandle durch ein duftend, farbend Meer,
Die Herrlichkeit winkt mir von Ort zu Ort.
Ich höre Vöglein um mich singen,
Die mit dem Stimmlein klar der Liebsten Grüße bringen.
So schwingt Gesang sich durch den süßen Duft,
Im Wohllaut zittert warme Frühlingsluft,
Vom Berge her die Winde leutselig spielen
Und scherzend in den Blumenbeeten wühlen.

O süße Frühlingszeit!
Der Blumen Bringerin,
Der Liebe Führerin,
Der Erde Schmückerin,
Wie herrlich deine Hallen weit und breit!

Du pflegst das Blumenkind,
Hast Liebe an der Hand,
Geschmückt mit Rosenband,
Sie wird von uns erkannt
Und jeder liebend nur auf Küsse sinnt.

Viertes Kapitel.

Franz blieb länger in Florenz, als er sich vorgenommen hatte, sein neuer Freund Castellani ward krank, und Sternbald war gutherzig genug, ihm Gesellschaft zu leisten, da jener zu Florenz fast ganz fremde war. Er konnte den Bitten seiner jungen

Frau, der freundlichen Lenore, sich nicht widersetzen, und da er in Florenz für seine Kunst noch genug zu lernen fand, so gereute ihn auch dieser Abschub nicht.

Es ereignete sich außerdem noch ein sonderbarer Vorfall. Es fügte sich oft, daß er bei seinen Besuchen seinen Freund nicht sprechen konnte, Lenore war dann allein, und noch ehe er es bemerken konnte, war er an sie gefesselt. Er kam bald nur, um sie zu sehn. Lenore schien gegen Franz sehr gefällig, ihre schalkhaften Augen sahen ihn immer lustig an, ihr mutwilliges Gespräch war immer belebt. An einem Morgen entdeckte sie ihm unverhohlen, daß Castellani nicht mit ihr verheiratet sei, sie reise, sie lebe nur mit ihm, in Turin habe sie ihn kennen gelernt, und er sei ihr damals liebenswürdig vorgekommen. Franz war sehr verlegen, was er antworten solle; ihn entzückte der leichte, flatterhafte Sinn dieses Weibes, obgleich er ihn verdammen mußte, ihre Gestalt, ihre Freundlichkeit gegen ihn. Sie sahen sich öfter und waren bald einverstanden; Franz machte sich Vorwürfe, aber er war zu schwach, dies Band wieder zu zerreißen.

Es gelang ihm, mit einem Maler in Florenz in Bekanntschaft zu geraten, der niemand anders war als Franz Rustici, der damals in dieser Stadt und Italien in großem Ansehn stand. Dieser verschaffte ihm ein Bild zu malen und schien an Sternbald Anteil zu nehmen. Sie sahen sich öfter, und Franz ward in Rusticis Freundschaft aufgenommen.

Dieser Maler war ein lustiger, offener Mann, der ernst sein konnte, wenn er wollte, aber immer für leichten Scherz Zeit genug übrig behielt. Franz besuchte in oft, um von ihm zu lernen und sich an seinen sinnreichen Gesprächen zu ergötzen. Rustici war ein angesehener Mann in Florenz, aus einer guten Familie, der bei Andrea Verocchio und dem berühmten Leonard da Vinci seine Kunst erlernt hatte. Franz bewunderte den großen Ausdruck an seinen Bildern, die wohl überdachte Komposition.

Nachdem sich beide oft gesehn hatten, sagte Rustici an einem Tage zu Sternbald: „Mein lieber deutscher Freund, besucht mich am künftigen Sonnabend in meinem Garten vor dem Thore, wir wollen dort lustig mit einander sein, wie es sich für Künstler

3. Abschub = digressio, Abschweifung; im Wb. nur mit dieser Stelle belegt. — 20. Giovanni Francesco Rustici, Mitschüler des Lionardo bei Verocchio (1432—1488), von Lionardo selbst stark beeinflußt: einer der begabtesten unter den Florentiner Künstlern.

ziemt. Wir machen oft eine fröhliche Gesellschaft zusammen, zu der der Maler Andrea gehört, den Ihr kennt, und den man immer del Sarto von seinem Vater her zu nennen pflegt; dieser wird auch dort sein. Die Reihe, einen Schmaus zu geben, ist nun an mich gekommen, Ihr mögt auch Eure Geliebte mitbringen, denn wir wollen tanzen, lachen und scherzen."

„Wenn ich nun keine habe, die ich mitbringen kann," antwortete Franz.

„O, mein Freund," sagte der Florentiner, „ich würde Euch für keinen guten Künstler halten, wenn es Euch daran fehlen sollte. Die Liebe ist die halbe Malerei, sie gehört mit zu den Lehrmeistern in der Kunst. Vergeßt mich nicht, und seid in meiner Gesellschaft recht fröhlich."

Franz verließ ihn. Castellani war nach Genua gereist, um dort einen Arzt, seinen Freund, zu sehn, seine Geliebte war in Florenz zurückgeblieben. Franz bat um ihre Gesellschaft auf den kommenden Schmaus, die sie ihm auch zusagte, da sie sich wenig um die Reden der Leute kümmerte.

Der Tag des Festes war gekommen. Lenore hatte ihren schönsten Putz angelegt und war liebenswürdiger als gewöhnlich. Franz war zufrieden, daß sie Aufmerksamkeit und Flüstern erregte, als er sie durch die Straßen der Stadt führte. Sie schien sich auch an seiner Seite zu gefallen, denn Franz war jetzt in der blühendsten Periode seines Lebens, sein Ansehn war munter, sein Auge feurig, seine Wangen rot, sein Schritt und Gang edel, beinahe stolz. Er hatte die Demut und Schüchternheit fast ganz abgelegt, die ihn bis dahin immer noch als einen Fremden kennbar machte. Er geriet nun nicht mehr so, wie sonst, in Verlegenheit, wenn ein Maler seine Arbeiten lobte, weil er sich auch daran mehr gewöhnt hatte.

Sternbald fand schon einen Teil der Gesellschaft versammelt, die ganz aus jungen Männern und Mädchen oder schönen Weibern bestand. Er grüßte den Meister Andrea freundlich, der ihn schon kannte, und der ihm mit seiner gewöhnlichen leichtsinnigen und doch blöden Art dankte. Man erwartete den Wirt, von dem sein Schüler Bandinelli erzählte, daß er nur noch ein fertiges Gemälde

3. Andrea del Sarto (1487—1531), Schüler des Pier di Cosimo, Florentiner Maler, auch er als bedeutender Kolorist ein Liebling Tiecks. — 36. Baccio Bandinelli (1487—1559), als einer der manieriertesten Nachahmer Michel Angelos bekannt.

in der Stadt nach dem Eigentümer gebracht habe, und eine ansehnliche Summe dafür empfangen werde.

Der Garten war anmutig mit Blumengängen geschmückt, mit schönen grünen Rasenplätzen dazwischen und dunkeln, schattigen Gängen. Das Wetter war schön, ein erfrischender Wind spielte durch die laue Luft und erregte ein stetes Flüstern in den bewegten Bäumen. Die großen Blumen dufteten, alle Gesichter waren fröhlich.

Francesco Rustici kam endlich, nachdem man ihn lange erwartet hatte, er näherte sich der Gesellschaft freundlich und hatte das kleine Körbchen in der Hand, in dem er immer seine Barschaft zu tragen pflegte. Er grüßte alle höflich und bewillkommte Franz vorzüglich freundschaftlich. Andrea ging aufgeräumt auf ihn zu und sagte: „Nun, Freund, du hast noch vorher ein ansehnliches Geschäft abgemacht, lege deinen Schatz ab, der dir zur Last fällt, vergiß deine Malereien und sei nun ganz mit uns fröhlich.“

Francesco warf lachend den leeren Korb ins Gebüsch und rief aus: O, mein Freund, heute fallen mir keine Geldsummen zur Last, ich habe nichts mehr.“

„Du bist nicht bezahlt worden?“ rief Andrea aus, „ja, ich kenne die vornehmen und reichen Leute, die es gar nicht wissen und nicht zu begreifen scheinen, in welche Not ein armer Künstler geraten kann, der ihnen nun endlich seine fertige Arbeit bringt, und doch mit leeren Händen wieder zurückgehn muß. Ich bin manchmal schon so böse geworden, daß ich Pinsel und Palette nachher in den Winkel warf und die ganze Malereikunst verfluchte. Sei nicht böse darüber, Francesco, du mußt dich ein paar unnütze Gänge nicht verdrießen lassen.“

„Er ist bezahlt,“ sagte ein junger Mann, der mit dem Maler gekommen war.

„Und wo hat er denn sein Geld gelassen?“ fragte Andrea verwundert.

„Ihr kennt ja seine Art,“ fuhr jener fort, „wie er keinen Armen vor sich sehn kann, ohne ihn zu beschenken, wenn er Geld bei sich hat. Kaum sahen sie ihn daher heute aus dem Palast kommen und seinen bekannten Korb an seinem Arm, als ihm auch alle Bettler folgen, die mit seiner Gutherzigkeit bekannt sind. Er gab jedem reichlich und nahm es nicht übel, daß einige dar-

unter waren, denen er erst gestern gegeben hatte; als ich es ihm sagte, antwortete er lachend: mein Freund, sie wollen aber heute wieder essen. Ein alter Mann stand von der Seite und sah dem Austeilen zu, er heftete die Augen aufmerksam auf den Korb und seufzte für sich: Ach Gott, wenn ich doch nur das Geld hätte, das in diesem Korbe ist! Francesco hatte es unvermuteterweise gehört. Er geht auf den Alten zu und frägt, ob es ihn glücklich machen würde? O, mich und meine Familie, ruft jener, aber seid nicht böse, ich dachte nicht, daß Ihr es hören würdet. — Sogleich kehrt mein launiger Francesco den ganzen Korb um, und schüttet ihn dem alten Bettler in seine lederne Mütze, geht davon, ohne auch nur den Dank abzuwarten."

„Ihr seid ein edler Mann!" rief Sternbald aus.

„O Ihr irrt," sagte der Maler, „es ist gar nichts Besondres, ich kann den Armen nicht sehn, er jammert mich, und so gebe ich ihm wenigstens, da ich nicht mehr thun kann. Bei diesem Alten fiel mir ein, wie manche unnütze Ausgaben ich in meinem Leben schon gemacht hätte, wie wenig ich aufopfre, wenn ich mir eine Tapete oder ein kostbares Hausgerät versage. Ich dachte: Wenn du nun kein Geld bekommen, wenn du das Gemälde gar nicht gemalt hättest? Ich sah Kinder und seine alte zerlumpte Gattin in Gedanken vor mir, die mit so heißer Sehnsucht seine Rückkehr erwarteten."

„Aber wenn du so handeln willst," sagte Andrea, „so kannst du deinem Geben gar keinen Einhalt thun."

„Das ist es eben, was mich betrübt," fuhr Rustici fort, „daß ich meine Gutherzigkeit einschränken muß, daß alles, was wir an Wohlthaten thun können, nichts ist, weil wir nicht immer, weil wir nicht alles geben können. Es ist eine sonderbare Fügung des Schicksals, daß Überfluß und Pracht und drückender Mangel dicht nebeneinander bestehn müssen, die Armut auf Erden kann niemals aufgehoben werden, und wenn alle Menschen gleich wären, müßten sie alle betteln und keiner könnte geben. Das allein tröstet mich auch oft darüber, wenn mir einfällt, daß ich mich bei meiner Kunst wohl befinde, indessen andre, die weit härtere Arbeiten thun, die weit fleißiger sind, Mangel leiden müssen. Hier ist auf Erden See und Weltmeer, hier strömen große Flüsse, dort leiden die heißen Ebenen, die wenigen Pflanzen ersterben aus Mangel am nötigen Wasser. Einer soll gar nicht dem andern nützen, jedes

Wesen in der Natur ist um sein selbst willen da. — Doch, wir müssen über das Gespräch nicht unsers Gastmahls vergessen."

Er versammelte hierauf die Gesellschaft. Ein schöner Knabe ging mit einem Korbe voll großer Blumenkränze herum, jeder mußte einen davon nehmen und ihn sich auf die Stirn drücken. Nun setzte man sich an einen runden Tisch, der auf einem schattigen kühlen Platze im Garten gedeckt war, an allen Orten standen schöne Blumen, die Speisen wurden aufgetragen. Die Gesellschaft nahm sich sehr malerisch aus, mit den großen, vollen, bunten Kränzen, jeder saß bei seiner Geliebten, Wein ward herumgegeben, aus den Gebüschen erschallten Instrumente von unsichtbaren Musikanten.

Rustici stand auf und nahm ein volles Glas: „Nun zuerst," rief er aus, „dem Stolze von Toskana, dem größten Manne, den das florentinische Vaterland hervorgebracht hat, dem großen Michael Agnolo Buonarotti!" — Alle stießen an, alle ließen ihr „Er lebe!" ertönen.

„Schade," sagte Andrea, „daß unser wahnsinniger Camillo uns verlassen hat, und jetzt in Rom herumwandert, er würde uns eine Rede halten, die sich gut zu dieser Gelegenheit schickt."

Muntre Trompeten ertönten zu den Gesundheiten, und Flöten mit Waldhörnern gemischt klangen, wenn sie schwiegen, vom entfernten Ende des Gartens. Die Schönen wurden erheitert, sie legten nun auch den Schleier ab, sie lösten die Locken aus ihren Fesseln, der Busen war bloß. Franz sagte: „Nur ein Künstler kann die Welt und ihre Freuden auf die wahre und edelste Art genießen, er hat das große Geheimnis erfunden, alles in Gold zu verwanden. In Italien ist es, wo die Wollust die Vögel zum Singen antreibt, wo jeder kühle Baumschatten Liebe duftet, wo es dem Bache in den Mund gelegt ist, von Wonne zu rieseln und zu scherzen. In der Fremde, im Norden ist die Freude selbst eine Klage, man wagt dort nicht, den vorüberschwebenden Engel bei seinen großen goldenen Flügeln herunterzuziehn."

Ein Mädchen gegenüber nahm den Blumenstrauß von der weißen Brust und warf ihn Franzen nach den Augen, indem sie ausrief: „Ihr solltet ein Dichter sein, Freund, und kein Maler, dann solltet Ihr lieben und Euch täglich in einem neuen Sonette hören lassen."

„Nehmt mich zu Eurem Geliebten an," rief Sternbald aus,

„so mögt Ihr mich vielleicht begeistern. Diese Blumen will ich als ein Andenken an Eure Schönheit aufbewahren."

„Sie welken," sagte jene, „der liebliche Brunnquell, aus dem ihr Duft emporsteigt, versiegt, sie fallen zusammen, sie lassen die Häupter sinken, und freilich vergeht alles so, was schön genannt wird."

Franz war von der wundervollen Versammlung, von den Blumen, den schönen Mädchen, Musik und Wein begeistert, er stand auf und sang:

„Warum Klagen, daß die Blume sinkt
Und in Asche bald zerfällt:
Daß mir heut ein lüstern Auge winkt
Und das Alter diesen Glanz entstellt.

Ihm mit allen Kräften nachzuringen,
Fest zu halten unsrer Schönen Hand, —
Ja, die Liebe leiht die mächt'gen Schwingen
Von Vergänglichkeit, sie knüpft das Band.

Sagt, was wäre Glück, was Liebe,
Keiner betete zu ihr,
Wenn sie ewig bei uns bliebe,
Schönheit angefesselt hier.

Aber wenn auch keine Trennung droht,
Eifersucht und Ungetreue schweigen,
Alle sich der Liebe neigen,
Fürchten gleich Geliebte keinen Tod —

Ach! Vergänglichkeit knüpft schon die Ketten,
Denen kein Entrinnen möglich bleibt,
Lieb' und Treue können hier nicht retten,
Wenn die harte Zeit Gesetze schreibt.

Darum geizen wir nach Küssen,
Beugen Schönen unser Knie,
Winke, Lippen, Lächeln grüßen
Allzuoft zur Freude nie."

Als er geendigt hatte, schämte er sich seines Rausches, und Rustici rief aus: „Seht, meine Landsleute, da einen Deutschen, der uns Italiener beschämt! Er wird uns alle unsre Schönen abtrünnig machen."

Andrea sagte: „Ein Glück, daß ich noch Bräutigam bin, für meine Frau würd' ich sehr besorgt sein. Aber seht ihn nur an, jetzt sitzt er so ernsthaft da, als wenn er auf eine Leichenrede dächte. Mir fällt dabei mein Lehrer Piero di Cosimo ein, der immer von so vielen recht trübseligen Gedanken beunruhigt wurde, der sich vor dem Tode über alle Maßen fürchtete, der sich unter sonderbaren Phantomen abängstigte, und sich doch wieder an recht reizenden, ja ich möchte beinahe sagen, leichtfertigen Phantasieen ergötzte."

Rustici sagte: „Er war gewiß eins der seltsamsten Gemüter, die noch auf Erden gelebt haben, seine Bilder sind zart und vom Geiste der Wollust und Lieblichkeit beseelt, und er saß, gleich einem Gefangenen, in sich selber eingeschlossen, seine Hand nur ragte aus dem Kerker hervor, und hatte keinen Teil an seinem übrigen Menschen. Seine Kunst lustwandelte auf grüner Wiese, indem seine Phantasie den Tod herbeirief, und tolle, schwermütige Maskeraden erfand."

Das Gespräch der Maler ward hier unterbrochen, denn die Mädchen und jungen Leute sprachen von allerhand lustigen Neuigkeiten aus der Stadt, wodurch die Sprechenden überstimmt wurden. Das lebhafte Mädchen, das Laura hieß, erzählte von einigen Nachbarinnen aus der Stadt überaus fröhliche Geschichten, die keiner als Franz anstößig fand. Er saß ihren schwarzen Augen gegenüber, die ihn unablässig verfolgten, bei jeder lebhaften Bewegung, wenn sie sich vorüberbog, machte sie den schönsten Busen sichtbarer, ihre Arme wurden ganz frei und zeigten die weißeste Rundung. — Lenore ward etwas eifersüchtig und entblößte ihre Arme, um sie mit denen ihrer Gegnerin zu vergleichen, die übrigen Mädchen lachten.

Mit jeder Minute ward das Gespräch munterer. Man schlug einen Gesang vor, die sanftern Instrumente sollten ihn begleiten, und Lenore und Laura recitierten ein damals bekanntes Wechselliedchen.

Lenore.

Von mir will der Geliebte ziehen,
Deine süßen Augen haben die Treu gefangen;
Die treuste Treu und sein Verlangen
Will deiner Schönheit nur entglühen.

34 ff. Der Wechselgesang zwischen Lenore und Laura fehlt in der spätern Umarbeitung.

Was blühen
Mir Blumen nun, ein läst'ger Schwarm,
Ich bin im innersten Herzen arm.

Laura.

Sein Blick schweift durch die leere Weite,
Von Sehnsucht wird er fortgeführet,
Er will gewinnen und verlieret,
Ich Arme bin zu geringe Beute,
Ach leite
Die treuste Treu, den holden Blick
In dein holdseligs Reich zurück.

Lenore.

Wenn erst der Fuß zum Tanz sich hebet,
Wenn schöne Knie mit Bändern prangen,
Sich leicht die vollen Hüften schwangen,
Das Mädchen leicht wie Welle schwebet,
Dann lebet
Die treuste Treu für dich allein,
Zieht fort und läßt mir meine Pein.

Laura.

Er sieht nach deines Busens Glänzen,
Der lockend ihm entgegen reget,
Sein innerstes Gemüt beweget,
Vergisset mich mit allen Tänzen,
Mit Kränzen
Aus meiner Lieb' kömmt er zurück,
Die treuste Treu zu deinem Glück.

Beide.

Was neiden
Wir beiden
Die Freuden
Der andern?
Es wandern
Die Triebe
Bald ferne,
Die Sterne
Der Liebe
Bald nahe.
Wer sahe
Der Liebe Kronen
Bei Treue wohnen?

Wir wollen uns beide des Glückes freun,
In Zwietracht nimmer uns entzwei'n,
Durch Neid die Wonne nicht entweihn.
Die Küsse
So süße
Umarmen,
Erwarmen
Am Herzen,
Das Scherzen
Die Eide, die Grüße,
Das Winken, die Küsse,
Ich gönne sie dir,
Wir lieben ihn beide,
Es brennt die Freude
Nur heller allhier,
Damit er nicht scheide
Und beide
Mit Zürnen vermeide
Beglücken mit Eintracht den Lieblichsten wir.

Die Mädchen sangen diesen lebhaften Wettgesang mit einer unaussprechlichen Anmut, jede Bewegung ihrer Mienen, jedes Winken ihrer Augen war lüstern und verführerisch: die ganze Tafel klatschte, als sie geendigt hatten, der junge Mann, der Laura zum Feste geführt hatte, wurde verdrüßlich und einsilbig. Der Strom der Freude nahm ihn aber bald wieder mit.

Andrea und Francesco hatten sich abseits unter einen Baum gesetzt und führten ein ernsthaftes Gespräch; beide waren von Wein begeistert. „Du verstehst mich nicht," sagte Rustici mit vielem Eifer, „der Sinn dafür ist dir verschlossen, ich gebe aber darum doch meine Bemühungen nicht auf. Glaube nur, mein Bester, daß zu allen großen Dingen eine Offenbarung gehört, wenn sie sich unsern Sinnen mitteilen sollen, ein Geist muß plötzlich herabsteigen, der unsern Geist mit seinem fremden Einfluß durchdringt. So ist es auch mit der erhabenen Kunst der Alchymie beschaffen."

„Es ist und bleibt immer unbegreiflich," sagte der langsamere Andrea, „daß du durch Zeichen und wunderbare, unverständliche Verbindungen so viel ausrichten willst."

„Laß mich nur erst zum Ende kommen," eiferte Francesco, „so sind diese Verbindungen nicht mehr wunderbar, so erscheint

alles einfach und klar vor unsern Augen. Die anscheinende Verwirrung muß uns nur nicht abschrecken, es ist die Ordnung selbst, die in diesen Buchstaben, in diesen unverständlichen Hieroglyphen uns gleichsam stammelnd oder wie aus der Ferne anredet. Treten wir nur dreist näher hinzu, so wird jede Silbe deutlicher, und wir verwundern uns denn nur darüber, daß wir uns vorher verwundern konnten. Ein guter Geist hat dem Sternbald eingegeben, zu sagen, daß sich alles unter der Hand des Künstlers in Gold verwandle. Wie schwierig ist der Anfang zu jeglicher Kunst! Und wird nicht alles in dieser Welt verwandelt und aus unkenntlichen Massen zu fremdartigen Massen erzogen? Warum soll es mit den Metallen anders sein? Schweben nicht über die ganze Natur wohlthätige Geister, die nur Seltsamkeiten aushauchen, nur in einer Atmosphäre von Unbegreiflichkeiten leben, und so wie der Mensch alles sich gleich oder ähnlich macht, sie ebenso alle Elemente umher, wenn sie noch so feindselig sind, noch so träge in der Alltäglichkeit sich herumbewegen, anrühren und in Wunder umschaffen. An diese Geister müssen wir glauben, um auf sie zu wirken; du mußt der Begeisterung beim Malen vertrauen, und du weißt nicht, was sie ist, woher sie kömmt, die Geisteratmosphäre umweht dich und es geschieht: — mit unserm innerlichen Seelenodem müssen wir jene Geisterwelt herbeisaugen, unser Herz muß sie magnetisch an sich reißen, und siehe, sie muß ihrer Natur nach, durch ihre bloße Gegenwart das unbegreifliche Wunder wirken."

Andrea wollte etwas antworten, als die Trompeten laut ertönten und ihr sonderbares Gespräch unterbrachen. „Ihr seid," sagte die schalkhafte Laura, „nach unserm Gesange sehr ernsthaft geworden, das war nicht unsre Absicht."

„Verzeiht," antwortete der freundliche Rustici, „ich kann meine Natur nicht immer ganz beherrschen, und alle süßen Töne der Instrumente und der Sängerin ziehen sie zur Melancholie. Ich habe mich oft gefragt: woher? warum? aber ich kann mir selber keine Rechenschaft geben."

„Ihr werdet vielleicht dadurch an trübselige Gegenstände erinnert," sagte Laura.

„Nein, das ist es nicht," fuhr der Maler fort, „sondern mir ist im Gegenteil innerlich dann sehr wohl, meine Freude, die wie ein gefangener Adler in Ketten gesessen hat, schlägt nun mit

einem Male die muntern, tapfern Schwingen auseinander. Ich fühle, wie die Kette zerreißt, die mich noch an der Erde hielt, über die Wolken hinaus, über die Bergspitzen hinüber, der Sonne entgegen mein Flug gewendet. Aber nun verlieren sich unter mir die Farben und die Abwechselungen und Absonderungen der bunten Welt. Ich bin frei, aber die Freiheit genügt mir nicht, ich kehre zurück und reiße mich von neuem empor. Es ist, als wenn Stimmen mich erinnerten, daß ich schon einst viel glücklicher gewesen sei, und daß ich auf dieses Glück von neuem hoffen müsse. Die Musik ist es nicht selbst, die so zu mir spricht, aber ich höre sie wie abgebrochene Laute aus einer ehemaligen verlornen Welt, die ganz und durchaus nur Musik war, die nicht Teile, Abgesonderheit hatte, sondern wie ein einziger Wohllaut, lauter Biegsamkeit und Glück dahinschwebte und meinen Geist auf ihren weichen Schwanenfedern trug, statt daß er auch jetzt noch auf den süßesten Tönen wie auf Steinen liegt, und sein Unglück fühlt und beklagt."

„So ist Euch nicht zu helfen, phantastischer lieber Maler und Freund," sagte Laura lachend, indem sie ihm die weiße Hand reichte, die er ehrerbietig küßte. Dann drehte sie sich von ihm und sprach im Getümmel der übrigen Mädchen umher, sie hatten beschlossen, daß sie nun, da es kühl geworden war, einen muntern Tanz aufführen wollten, wie ihn die fröhlichen Landleute in Italien zu tanzen pflegen.

Der Tanz ging vor sich, aber Sternbald und Lenore blieben zurück, weil er es nicht wagen mochte, diese leichten, schnellen und ihm ungewöhnlichen Bewegungen mitzumachen, um die übrigen nicht durch seine Ungeschicklichkeit zu verwirren. Laura tanzte von allen am zierlichsten, ohne alle Bemühung gelangen ihr die schwierigsten Stellungen und die schnellsten Veränderungen. Franz ergötzte sich an den leichten, flatternden Gewändern, an den schön verschlungenen Figuren. Die zierlichsten Füße schwebten, trippelten und sprangen auf und ab, im Schwunge des Rocks ward das leichte, wohlgeformte Bein sichtbar, weiße Arme und Busen, üppige Hüften, die das Gewand deckte und verriet, zogen das Auge nach sich und verwirrten es in dem fröhlichen Tumult. Laura und einige andre junge Mädchen waren ausgelassen, wenn sie im Sprunge in den Arm ihres Tänzers flogen, hob dieser sie im Schwunge hoch, und in der Luft schwebend sangen sie Stellen aus Liebesliedern in die Musik hinein.

Der wilde bacchantische Taumel war beschlossen, ein andrer Tanz, der Zärtlichkeit ausdrückte, wurde angeordnet, auch Lenore und Sternbald schlossen sich dem Reihen an. — Eine sanfte Musik erklang, die Paare umschlangen sich und schwebten hinauf und hinab, die Hände und Arme begegneten sich wieder und Busen an Busen geschmiegt, begann eine neue Wendung. Da sah man die verführerischsten Stellungen knüpfen, alle Gelenke wurden biegsamer, Franz war wie in Trunkenheit verloren. Die Luft duftete ihnen Wonne und Freude entgegen, wie auf den Wellen der Musik schwebte er an Lauras oder Lenorens Arm einher, in jedem tanzenden Gesicht kam ihm ein schalkhafter Engel entgegen, der ihm Entzücken predigte. Er drückte Lauras Hand, die seine Zärtlichkeit erwiderte.

Man ruhte im Schatten der Bäume aus. Knaben gaben kühlende, wohlschmeckende Früchte herum, die Schönen lagerten sich im Grase. Andrea war vom Tanz erhitzt und sagte: „Seht, mein Freund Sternbald, so müßt ihr Deutsche erst nach Italien kommen, um zu lernen, was schön sei, hier erst offenbart sich euch Natur und Kunst. In eurem trüben Norden ist es der Imagination unmöglich, ihre Flügel auszudehnen und das Edle zu finden."

„Mein Lehrmeister, Albrecht Dürer," sagte Franz, „den Ihr doch für einen großen Mann erkennen müßt, ist nicht hier gewesen."

Andrea sagte: „Wie sehr wünschen aber auch alle Kunstfreunde, daß er sich möchte hierher bemüht haben, um erst einzusehn, wie viel er ist, und dann zu lernen, was er mit seinem großen Talente ausrichten könne. So aber, wie er ist, ist er merkwürdig genug, doch ohne Bedeutung für die Kunst, der Italiener mit weit geringerem Talente wird doch immer den Sieg über ihn davon tragen."

„Ihr seid unbillig," fuhr Sternbald auf, „ja undankbar, denn ohne ihn, ohne seine Erfindungen würden sich manche Eurer Gemälde ohne Figuren behelfen müssen."

„Ihr müßt nicht heftig werden," sagte der lindernde Francesco, „wahr ist es, Dürer ist Andreas hilfreicher Freund, und vielleicht verlästert er ihn eben darum, weil er sich der Dienste zu gut bewußt ist, die jener ihm geleistet hat. Aber wir wollen lieber ein Gespräch abbrechen, das Euch nur erhitzt."

Die Musik lärmte dazwischen, Andrea, der wenig streitsüchtig

war, gab seine Meinung auf, die Tänze fingen von neuem an. Es wurde Abend: manche von der Gesellschaft gingen nach Hause, einigen wurden von ihren Dienern Pferde gebracht. Rustici ließ eins der schönsten Pferde in den Garten kommen, und setzte sich hinauf, indem er durch die Baumgänge ritt, die mutwillige Laura ließ sich zu ihm hinaufheben, und in einem leichten Galopp ritt sie hin und her, indem sie vor dem Maler saß, der sie mit seinen Armen festhielt. Franz bewunderte das schöne Gemälde, er glaubte den Raub der Dejanire vor sich zu sehn, der Kranz in ihren Haaren schwankte und drohte herabzufallen, leicht saß sie oben, und doch von einer kleinen Ängstlichkeit beunruhigt, die sie noch schöner machte: das Pferd hob sich majestätisch, auf seine Beute stolz. Zwei Trompeten bliesen einen mutigen Marsch, die prächtigen Töne begleiteten die Bewegungen des Rosses und der gewandte und starke Rustici saß wie ein Gott oben.

Die zurückgebliebenen Freunde führte Francesco nun nach einem andern Teile seines Gartens. Hier war ein runder Zirkel von Bäumen, und Festons und Guirlanden von allerhand Blumen hingen in den Zweigen und schaukelten im Abendwinde, farbige Lampen brannten dazwischen, dämmernde Lauben waren in Baumnischen angelegt. Wein und Früchte wurden genossen: die zärtlichen Paare saßen neben einander, Musik ermunterte sie, ihr Liebesgespräch zu führen, Lauras Tänzer hatte Abschied genommen, Franz umschlang das Mädchen und Lenore mit seinen Armen.

Spät trennte man sich, Laura und Lenore gingen mit einander, die Dirne blieb in der Nacht bei ihr, und Franz gab freudig der Einladung nach, auch dort zu verweilen.

Fünftes Kapitel.

Castellani war zurückgekommen, Franz hatte in seiner und Lenorens Gesellschaft Florenz verlassen. Jetzt waren sie vor Rom, die Sonne ging unter, alle stiegen aus dem Wagen, um den erhabenen Anblick zu genießen. Eine mächtige Glut hing über der Stadt, das Riesengebäude, die Peterskirche, ragte über allen Häusern hervor, alle Gebäude sahen dagegen nur wie Hütten aus. — Sternbalds Herz klopfte, er hatte nun das, was er von

25. Der Schluß des Kapitels fehlt in der späteren Umarbeitung.

Jugend auf immer mit so vieler Inbrunst gewünscht hatte, er stand nun an der Stelle, die ihm so oft ahnungsvoll vorgeschwebt war, die er schon in seinen Träumen gesehn hatte.

Sie fuhren durchs Thor, sie stiegen in ihrem Quartiere ab. Sternbald fühlte sich immer begeistert, die Straßen, die Häuser, alles redete ihn an. Noch spät sah er dem Mondschein nach, er verwunderte sich über sich selbst, als er nach Lenorens Gemach ging, die ihn erwartete.

Castellani war ein großer Freund der Kunst, er studierte sie unablässig, und schrieb darüber, sprach auch viel mit seinen Freunden. Sternbald war sein Liebling, dem er gern alle seine Gedanken mitteilte, dem er nichts verbarg. Er hatte in Rom viele Bekannte, meistens junge Leute, die sich an ihn schlossen, ihn oft besuchten und gewissermaßen eine Schule oder Akademie um ihn bildeten. Auch ein gewisser Camillo, dessen Andrea del Sarto schon erwähnt hatte, besuchte ihn. Dieser Camillo war ein Greis, lang und stark, der Ausdruck seiner Mienen hatte etwas Seltsames, seine großen feurigen Augen konnten erschrecken, wenn er sie plötzlich herumrollte. Seine Art zu sprechen war ebenso auffallend, er galt bei allen seinen Bekannten für wahnsinnig, sie behandelten ihn als einen Unverständigen, den man schonen müsse, weil er der Schwächere sei. Er sprach wenig, und hörte nur zu, Castellani war freundlich gegen ihn, nahm aber sonst mit ihm wenige Rücksicht.

Sternbald besuchte die Kirchen, die Gemäldesammlungen, die Maler. Er konnte nicht zur Ruhe kommen, er sah und erfuhr so viel, daß er nicht Zeit hatte, seine Vorstellungen zu ordnen. Dabei gab er sich Mühe, mit jedem Tage in seinen Begriffen weiter zu kommen, und in das eigentliche Wesen und die Natur der Kunst einzudringen. Er fühlte sich zu Castellani freundschaftlich hingezogen, weil er durch diesen am meisten in seiner Ausbildung, in der Erkenntnis gewann; er besuchte die Gesellschaften fleißig, und bestrebte sich, kein Wort, nichts, was er dort lernte, wieder zu verlieren.

Castellanis Begriffe von der Kunst waren so erhaben, daß er keinen der lebenden oder gestorbenen Künstler für ein Musterbild, für vollendet wollte gelten lassen. Er belächelte oft Sternbalds Heftigkeit, der ihm Rafael, Buonarotti, oder gar Albrecht

6 ff. Noch spät ... erwartete, dieser Satz fehlt in der späteren Umarbeitung.

Dürer nannte, der sich ungern in Vergleichungen einließ, und meinte, jeder sei für sich der Höchste und Trefflichste. „Ihr seid noch jung," sagte dann sein älterer Freund, „wenn Ihr weiter kommt, werdet Ihr statt der Künstler die Kunst verehren und einsehn, wie viel noch einem jeden gebricht."

Sternbald gewöhnte sich mit einiger Überwindung an seine Art zu denken, er zwang sich, nicht heftig zu sein, nicht seine Gefühle sprechen zu lassen, wenn sein Verstand und Urteil in Anspruch genommen wurden. Er sah jetzt mehr als jemals ein, wie weit er in der Kunst zurück sei, ja wie wenig die Künstler selbst von ihrer Beschäftigung Rechenschaft geben könnten.

Es ward so eingerichtet, daß sich die Gesellschaft zweimal in der Woche versammelte, und jedesmal wurde über die Kunst disputiert, wobei sich Castellani besonders mit seinen Reden hervorthat. Sie waren an einem Nachmittage wieder versammelt, auch Camillo war zugegen, der abseits in einer Ecke stand und kaum hinzuhören schien.

„Ihr weicht," sagte Sternbald zu seinem Freunde Castellani, „darin von den meisten Eurer Zeitgenossen ab, daß Ihr Buonarottis jüngstes Gericht nicht für den Triumph der Kunst haltet."

„Die Nachwelt," sagte Castellani, „wird gewiß meiner Meinung sein, wenn erst mehr Menschen die Frage untersuchen werden: Was soll Kunst sein? was kann sie sein? Ich bin gar nicht in Abrede, und es wäre thöricht von mir, dergleichen zu leugnen, daß Michael Angelo ein ausgezeichneter Geist ist, nur ist es wohl Übereilung des Zeitalters, ihn und Rafael über alle übrigen Sterblichen hinüberzuheben, und zu sagen: seht, sie haben die Kunst erfüllt!

Jegliche Kunst hat ihr eigentümliches Gebiet, ihre Grenzen, über die sie nicht hinausschreiten darf, ohne sich zu versündigen. So die Poesie, Musik, Skulptur und Malerei. Keiner muß in das Gebiet des andern streifen, jeder Künstler muß seine Heimat kennen. Dann muß jeglicher die Frage genau untersuchen: was er mit seinen Mitteln für vernünftige Menschen zu leisten imstande ist. Er wird seine Historie wählen, er wird den Gegenstand überdenken, um sich keine Unwahrscheinlichkeiten zu Schulden kommen zu lassen, um nicht durch Einwürfe des kalten, richtenden Verstandes seinen Zauber der Komposition wieder zu zerstören. Den Gegenstand gut zu wählen ist aber nicht genug, auch den

Augenblick seiner Handlung muß er fleißig überdenken, damit er den größten, interessantesten heraushebe, und nicht am Ende male, was sich nicht darstellen läßt. Dazu muß er die Menschen kennen, er muß sein Gemüt und fremde Gesinnungen beobachtet haben, um den Eindruck hervorzubringen, dann wird er mit gereinigtem Geschmacke das Bizarre vermeiden, er wird nur täuschen und hinreißen, rühren, aber nicht erstaunen wollen. Nach meinem wohlüberdachten Urteil hat noch keiner unsrer Maler alle diese Forderungen erfüllt, und wie könnte es irgend einer, da sich noch keiner der erstgenannten Studien beflissen hat? Diese müssen erst in einem hohen Grade ausgebildet sein, ehe die Künstler nur diese Forderungen anerkennen werden.

Um namentlich von Buonarotti zu sprechen, so glaube ich, daß er durch sein Beispiel die Kunst um viele wichtige Schritte wieder zurückgebracht hat, statt ihr weiter zu helfen, denn er hat gegen alle Erfordernisse eines guten Kunstwerks gesündigt. Was will die richtige Zeichnung seiner einzelnen Figuren, seine Gelehrsamkeit im Bau des menschlichen Körpers, wenn seine Gemälde selbst so gar nichts sind? Sein jüngstes Gericht ist eine ungeheure Wand voller Figuren in mannigfaltigen Stellungen, aber ohne alle Verbindung, ohne Wirkung. Der Zweck seiner Darstellung ist ohne Schönheit, eine Handlung, die keine ist, die sich nicht anschauen, nicht darstellen läßt, die sich selbst nicht in der Erzählung vortragen läßt: es sind tausend Begebenheiten, die sich durchaus nicht zu einer einzigen verbinden lassen. Schwebende Gestalten, ruhende Selige und Verdammte, Engel und die Madonna. Das Auge findet keinen Ruhepunkt, es frägt: was soll ich hier sehn? Mythologie der Alten mit christlicher Idee vermischt, Verzerrung der Verzweiflung. Der Augenblick im Gemälde selbst ist unentschieden, die Engel oben mit Zubereitungen beschäftigt, ein allgemeiner Moment des Entsetzens, und unten schon die Verdammung vieler entschieden. Es scheint, das jüngste Gericht ist noch nicht fertig, und darin hat der Maler besonders seine wenige Überlegung bewiesen. Was soll ich aber genießen und fühlen, wenn die Ausführung auch gar keinen Tadel verdiente?"

„Nichts!" rief Camillo aus, indem er mit dem höchsten Unwillen hervortrat. „Glaubt Ihr, daß der große, der übergroße

19. Die folgende Verurteilung des jüngsten Gerichtes von Michel Angelo fehlt in der Umarbeitung.

Buonarotti daran gedacht hat, Euch zu entzücken, als er sein mächtiges Werk entwarf? O, ihr Kurzsichtigen, die ihr das Meer in Bechern erschöpfen wollt, die ihr dem Strome der Herrlichkeit seine Ufer macht, welcher unselige Geist ist über euch gekommen, daß ihr also verwegen sein dürft? Ihr glaubt die Kunst zu ergründen, und ergründet nur eure Engherzigkeit, nach dieser soll sich der Geist Gottes richten, der jene erhabene Ebenbilder des Schöpfers beseelt. Ihr lästert die Kunst, wenn ihr sie erhebt, sie ist nur ein Spiel eurer nichtigen Eitelkeit. Wie der Allmächtige den Sünder duldet, so erlaubt auch Angelos Größe, seine unsterblichen Werke, seine Riesengestalten dulden es, daß ihr so von ihnen sprechen dürft, und beides ist wunderbar."

Er verließ im Zorne den Saal, und alle erhuben ein lautes Lachen. „Was er nicht versteht," sagte Sternbalds Nachbar, „hält er für Unsinn." Sternbald aber war von den Worten und den Gebärden des Greises tief ergriffen, dieser enthusiastische Unwille hatte ihn mit angefaßt, er verließ schnell die Gesellschaft, ohne sich zu entschuldigen, ohne Abschied zu nehmen.

Er ging dem Alten durch die Straßen nach, und traf ihn in der Nähe des Vatikans. „Verzeiht," sagte Sternbald, „daß ich Euch anrede, ich gehöre nicht zu jenen, meine Meinung ist nicht die ihrige, immer hat sich mein Herz dagegen empört, so mit dem Ehrwürdigsten der Welt umzugehn."

„Ich war ein Thor," sagte der Greis, „daß ich mich wieder, wie mir oft geschieht, von meiner Hitze übereilen ließ. Wozu Worte? Wer versteht die Rede des andern?"

Er nahm Franz bei der Hand, sie gingen durch das große Vatikan, der Alte eilte nach der Kapelle des Sixtus. Schon fiel der Abend und seine Dämmerung herein, die großen Säle waren nur ungewiß erleuchtet. Er stellte ihn vor das jüngste Gericht, und ging schweigend wieder fort.

In der ruhigen Einsamkeit schaute Sternbald das erhabene Gedicht mit demütigen Augen an. Die großen Gestalten schienen sich von oben herab zu bewegen, das gewaltige Entsetzen des Augenblicks bemächtigte sich auch seiner. Er stand da, und bat den Figuren, dem Geiste Michael Angelos seine Verirrung ab.

Die großen Apostel an der Decke sahen ihn ernst mit ihren ewigen Zügen und Mienen an, die Schöpfungsgeschichte lag wunderbar da, der Allmächtige auf dem Sturmwinde herfahrend. Aber

wie ein donnerndes Gewitter stand vorzüglich das jüngste Gericht vor seinen Augen; er fühlte sich innerlich neu verändert, neu geschaffen, noch nie war die Kunst so mit Heeresmacht auf ihn zugekommen.

„Hier hast du dich verklärt, Buonarotti, großer Eingeweihter,“ sagte Franz, „hier schweben deine furchtbaren Rätsel, du kümmerst dich nicht darum, wer sie versteht.“

Sechstes Kapitel.

Franz fand den bisherigen Leichtsinn seiner Lebensweise nüchtern und ungenügend, er bereute manche Stunde, er nahm sich vor, sich inniger der Kunst zu widmen. Er brach den Umgang mit der schönen Lenore ab, er fühlte es innig, daß er sie nicht liebe. Sein Freund Castellani verspottete ihn, und bedauerte seine Anlagen, die nun notwendig verderben müßten, aber Franz empfand die Leerheit dieses Menschen und achtete jetzt nicht darauf.

Eine neue Liebe zur Kunst erwachte in ihm, sein Jugendleben in Nürnberg, sein Freund Sebastian traten mit frischer Lieblichkeit vor seine Seele. Er machte sich Vorwürfe, daß er bisher so oft Dürer und Sebastian aus seinem Gedächtnisse verloren. Er nahm seine geliebte Schreibtafel hervor, und küßte sie, die verwelkten Blumen rührten ihn zu Thränen: „Ach, du bist nun auch verwelkt und dahin!“ seufzte er. Auch das Bildnis, das er vom Berge mitgenommen hatte, stellte er vor sich. — Ihm fiel der Brief der Gräfin in die Hände, den er bis dahin ganz vergessen hatte.

Er beschloß, die Familie noch an diesem Tage aufzusuchen, er fühlte ein Bedürfnis nach neuen Freunden. Franz nahm den Brief und erkundigte sich nach der Wohnung, sie ward ihm bezeichnet. Die Leute, die er suchte, lebten vor der Stadt in einem Garten. Ein Diener empfing ihn und leitete ihn durch angenehme Baumgänge, der Garten war nicht groß, aber voller Obst und Gemüse. In einem kleinen niedlichen Gartenhause, sagte der Diener, würde er die Tochter finden, die Mutter sei ausgegangen, der Vater schon seit sechzehn Jahren tot. Franz bemerkte durch das Fenster einen weißen runden Arm, eine schöne Hand, die auf einer Zither spielte. Indem begegnete ihm ein alter Mann, der fast achtzig Jahre alt zu sein schien, er verließ das Gartenhaus,

und ging durch den Garten nach dem Wohnhause zurück. Franz trat in das Zimmer. Das Mädchen legte die Zither weg, als sie ihn bemerkte, sie ging ihm entgegen.

Beide standen sich gegenüber und erstaunten, beide erkannten sich im Augenblicke Franz zitterte, er konnte die Sprache nicht wiederfinden, die Stunde, die er so oft als die seligste seines Lebens herbeigewünscht hatte, überraschte ihn zu unerwartet. Es war das Wesen, dem er nachgeeilt war, die er in seinem Geburtsdorfe gesprochen, die er mit aller Seele liebte, die er verloren glaubte. Sie schien fast ebenso bewegt, er gab ihr den Brief der Gräfin, sie durchflog ihn schnell, sie sprach nur von dem Orte, wo sie ihn vor anderthalb Jahren gesehn und gesprochen. Er nahm die teure Brieftasche, er reichte sie ihr hin, und indem hörte man durch den Garten ein Waldhorn spielen. Nun konnte sich Franz nicht länger aufrecht halten, er sank vor der schönen bewegten Gestalt in die Kniee, weinend küßte er ihre Hände. Die wunderbare Stimmung hatte auch sie ergriffen, sie hielt die vertrockneten Blumen schweigend und staunend in Händen, sie beugte sich zu ihm hinab. — „O daß ich Euch wiedersehe!“ sagte sie stammelnd; „allenthalben ist mir Euer Bild gefolgt.“ — „Und diese Blumen,“ rief Sternbald aus, „erinnert Ihr Euch des Knaben, der sie Euch gab? Ich war es; ich weiß mich nicht zu fassen.“ — Er sank mit dem Kopfe in ihren Schoß, ihr holdes Gesicht war auf ihn herabgebeugt, das Waldhorn phantasierte mit herzdurchdringenden Tönen, er drückte sie an sich und küßte sie, sie schloß sich fester an ihn, beide verloren sich im staunenden Entzücken.

Franz wußte immer noch nicht, ob er träume, ob alles nicht Einbildung sei. Das Waldhorn verstummte, er sammelte sich wieder. Ohne daß sie es gewollt hatten, fast ohne daß sie es wußten, hatten beide sich ihre Liebe gestanden. — „Was denkt Ihr von mir?“ sagte M a r i e mit einem holdseligen Erröten. „Ich begreife es ewig nicht, aber Ihr seid mir wie ein längstgekannter Freund, Ihr seid mir nicht fremde.“

„Ist unsre eigne Seele, ist unser Herz uns fremd?“ rief Sternbald aus. „Nein, von diesem Augenblicke an erst beginnt mein Leben, o, es ist so wunderbar und doch so wahr. Warum wollen wir's begreifen? — „Seid Ihr glücklich?“ — „Bist du meine süße Geliebte? Bin ich der, den du suchtest? Findest du mich gern wieder?“

Sie gab ihm beschämt die Hand und drückte sie. Der alte Mann kam zurück und meldete, daß er ausgehn müsse, Franz betrachtete ihn mit Erstaunen, er erriet, daß es derselbe sein müsse, der musiciert habe, den er schon in der Kindheit auf dem grünen Rasenplatze gesehn. Die Bäume rauschten draußen so wunderbar, er hörte aus der Ferne das Geräusch auf der Landstraße, jedes andre Leben erschien ihm traurig, nur sein Dasein war das freudigste und glorreichste.

Er ging, weil er die Rückkehr der Mutter nicht erwarten wollte, er versprach, seine Geliebte am folgenden Tage zu besuchen.

Durchs Feld schweifte er umher, er sah noch immer sie, den Garten, ihr Zimmer vor sich. Er war in der Stadt, und konnte sich nicht besinnen, welchen Weg er gekommen war. In seiner Stube nahm er seine Zither und küßte sie, er griff in die Töne hinein, und Liebe und Entzücken antwortete ihm in der Sprache der Musik. In der ganzen Natur vernahm er Gruß und Glückwunsch. Er wollte seinem Sebastian schreiben, aber er konnte nicht zur Ruhe kommen. Er fing an, aber seine Gedanken verließen ihn, er schrieb folgendes nieder:

Sanft umfangen
Vom Verlangen,
Abendwolken ziehn,
O, gegrüßt sei holdes Glücke,
Endlich, endlich meinem Blicke,
Längst gepflanzte Blumen blühn.

Abendröte winkt herunter:
Hoffe auf den Morgen munter;
Winde eilen, verkünden's der Ferne,
Blicken auf mich nieder die freundlichen Sterne.

Keiner, der nicht grüßend niederschaute,
Ist es, singen sie, dir gelungen?
Welche Töne rühren sich in der Laute,
Von unsichtbarer Geisterhand durchklungen?

Von selbst erregt sie sich zum Spiele,
Will ihre Worte gern verkünden,
Kennst du, Vertraute, die Gefühle,
Die quälend, beglückend mein Herz entzünden?
O töne, ich kann das Lied nicht finden,
Das Leid, das Glück, das mich bewegt,
Und Klang und Lust in mir erregt.

Will ich von Glück, von Freude singen,
Von alten, wonnevollen Stunden?
Es ist nicht da und fern verschwunden,
Mein Geist von Entzücken festgebunden,
Beengt, beschränkt die goldnen Schwingen.

Geht die Liebe wohl auf deinem Klange,
Ist sie's, die deine Töne rührt?
Und dieses Herz mit strebendem Drange
Auf deinen Melodieen entführt?

Mit Zitherklang kam sie mir entgegen,
Mein Geist in Netzen von Tönen gefangen,
Ich fühlte schon dies Beben, dies Bangen,
Entzücken überströmte, ein goldner Regen.

Sie saß im Zimmer, wartete mein,
Die Liebe führte mich hinein,
Erklang das alte Waldhorn drein.
Dein voller Klang
Mein Herz schon oft durchdrang,
Meiner Liebe vertraut,
Von deinem Ton mein Herz durchschaut
Nun verstummen nie die Töne,
Lautenklang mein ganzes Leben,
Herz verklärt in schönster Schöne,
Wundervollem Glanz und Weben
Hingegeben.

Ende des zweiten Teils.

Über den Plan der Fortsetzung äußert sich Tieck in der Umarbeitung (Schriften XVI. Bd.) in der folgenden

Nachrede.

So weit hatte ich vor sechsundvierzig Jahren dies Jugendwerk geführt. Es sollte nun nach einigen Monden die Bestürmung und Eroberung von Rom erfolgen. Der Bildhauer Bolz, der auch nach Rom gekommen, sollte beim Sturm die Geliebte des Sternbald entführen, dieser aber trifft sie im Gebirge, und entreißt sie dem Bildhauer nach einem hartnäckigen Kampfe. Sie retten sich in die Einsamkeit von Olevani.

Nachher, auf einer Reise durch das florentinische Gebiet trifft in Bergen, auf einem reichen Landhause Franz seinen Vater: Ludoviko ist sein Bruder, den er als Gemahl der schönen Nonne wieder findet. Alle sind glücklich: in Nürnberg, auf dem Kirchhofe, wo Dürer begraben liegt, sollte in Gesellschaft Sebastians die Geschichte endigen.

Oft hatte ich, in dieser langen Reihe von Jahren, die Feder wieder angesetzt, um das Buch fortzusetzen und zu beendigen, ich konnte aber immer jene Stimmung, die notwendig war, nicht wieder finden.

Aus der kurzen Nachrede, die ich in meiner Jugend dem ersten Teile des Buchs hinzufügte, haben viele Leser entnehmen wollen,*) als wenn mein Freund Wackenroder wirklich teilweise daran geschrieben hätte. Dem ist aber nicht also. Es rührt ganz, wie es da ist, von mir her, obgleich der Klosterbruder hie und da anklingt. Mein Freund war schon tödlich krank, als ich daran arbeitete.

Berlin, im Julius 1843. L. Tieck.

*) Schon der Rezensent in der Jenaischen Litteraturzeitung 1799, Nr. 71 wollte zwischen dem ersten und zweiten Teile einen Unterschied herausfinden, der auf zwei verschiedene Verfasser deute (Köpke II, 272).

Wortregister.

Tieck.

A.

B.

D.

E.

F.

G.

H.

I.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

Q.

Wackenroder.

Inhalt.

Tieck, Ludwig / Wackenroder, Wilhelm Heinrich / Minor, Jacob

Tieck und Wackenroder

Berlin ; Stuttgart [1885?]